This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

TAYLOR
INSTITUTION
LIBRARY

ST. GILES · OXFORD

Fiedler Adds. [illegible] A. 2[illegible]

Sibylle.

Eine Selbſtbiographie.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Volksbücherei
Herzberg-Elster
(Kreishaus)

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1846.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
31 JUL 1937
OF OXFORD
LIBRARY
Geprüft

2229

L 46,

Aber ich war nicht ruhig — nur ſtumpf. Ich mied Würzburg und eilte nach Engelau ohne irgendwo auf der ganzen Reiſe zu verweilen. Ich wollte es nie wieder verlaſſen und ward durch den herzlichen Empfang meiner Untergebenen in dieſem Vorhaben beſtärkt. Was hatte ich in dieſen zwei Jahren der Abweſenheit gewonnen? Schmerz und bittre Erfahrung; weiter nichts! Nur Benvenutas Geſundheit hatte ſich ſehr gebeſſert; ſie war blühend und kräftig und gewährte mir die Beruhigung, daß die Reiſe für ſie nicht umſonſt geweſen ſei. Tödtliche Pein mit einiger Verlegenheit gemiſcht verurſachte es mir, daß ich als Gräfin Aſtrau aber — ohne Gemal heimkehrte. Meinem Arzt, meinem ehemaligen Vormund und allen Perſonen, welche direct oder indirect nach ihm fragten, ſagte ich: er könne unſer Klima nicht gut ertragen und ſei außerdem mit Arbeiten beſchäftigt, welche ihn an Italien feſſelten. Man begriff das einigermaßen, man beklagte es für mich .... und

bald war nicht mehr davon die Rede. Was mich am meiſten an ihn erinnerte war ein Schmerz am Herzen, der mich in jener Nacht vor Arabellas Fenſter ergriffen hatte, und der ſeitdem nie ganz mehr wich. Er war aber durchaus körperlich; ſeeliſch — war ich mehr erſtarrt und durchkältet als durchſchmerzt. Ein Stückchen vom Faden der Ariadne war mir in die Hand gefallen — und fiel ebenſo hinweg .... das war Alles. Sollte ich mich grämen? — Warum? — Ich wußte ja daß der Gram etwas ebenſo Vergängliches ſei.

Wie nun das Leben hinbringen? Der Sommer verging ganz gut. Der ländliche Aufenthalt war mir neu. Die grünen Wieſen, die ſchönen Bäume, die üppigen Kornfelder, die Viehheerden, die demüthige und doch nicht armſelige dörfliche Umgebung contraſtirte ſo auffallend mit Venedigs Waſſer- und Marmorwelt, mit ſeiner zerfallenden Herrlichkeit und ſeiner grandioſen Armuth, daß der Genuß des Contraſtes mir intereſſant war. Ueberdas gab es eine Menge Geſchäfte, die ich einmal wieder in der Nähe überſehen oder von deren gutem Fortgang ich mich überzeugen mußte. Es gab zu loben und zu tadeln, zu berichtigen und anzufeuern, zu helfen und zu rathen. Es war eine Wiederholung der Heimkehr aus England — nur

unter günstigen Umständen, und daher ohne jenen Sporn den ein bestimmtes Ziel der Thätigkeit gewährt. Schwierige Verhältnisse keiner Art lagen mir zu überwinden oder zu entwirren vor. Die Geschäfte gingen ihren höchst geregelten Gang. Meine Schulen gediehen, meine Baumpflanzungen wuchsen. Zuweilen stiegen Gedanken in mir auf als müsse ich den gemeinen Mann auf meinen Gütern unerhört beglücken. Fragte ich mich jedoch ernsthaft welche Sorte von Beglückung ihm denn beizubringen sei: so beschränkte sie sich auf Arbeit und auf einen Sparpfennig für die Noth. Dafür sorgte ich mit wahrer ausdauernder Theilnahme und zu jeder Zeit; und nie haben mich meine Verstimmungen dagegen gleichgültig gemacht.

Als der Herbst mit seinen Tagen voll Regen und Sturm und mit seinen langen Abenden kam, sah ich indessen ein, daß ich nothwendig andere Beschäftigungen brauche; und um meine Gedanken an eine bestimmte Disciplin zu gewöhnen, beschloß ich förmlich ernsthaften Unterricht zu nehmen. Ein Cursus etwa der Chemie, Physik oder Astronomie schien mir aber gar nicht ernsthaft genug, sondern wie die Männer gebildet werden, mit alten Sprachen und mit Mathematik: so wollte auch ich es anfangen. Ohnehin hatte ich in meiner ersten Ju-

gend kläglich wenig gelernt! Späterhin war mir auf meinen Reisen allerlei angeflogen, was ich mit Geschicklichkeit mir aneignete, wie Sprachen der fremden Länder, Kenntniß ihrer Geschichte, ihres Bodens, ihrer Literatur. Allein jede Beschäftigung in dieser Richtung oder mit meinem ganz hübschen Talent zur Malerei, schien mir kein genügendes Joch um den Sturm meiner Gedanken und Träumereien zu bändigen. Ich hatte so oft sagen hören welch eine Grundlage aller tiefen Bildung die alten Sprachen wären — hatte in England gesehen wie sie auf integrirende Weise zu der so ganz praktischen Erziehung gehören — daß ich mir Wunder was für Vortheile davon träumte. Ich vergaß nur den ungeheuern Unterschied zwischen einer unentfalteten Jünglingsseele, die bereitwillig den Keim aufnimmt, welcher in ihrem frischen Erdreich aufgehen soll und kann — und zwischen mir. Ich war uralt an Lebenserfahrung und Kenntniß; Leid und Lust, Schmerz und Glück, Verlust und Gewinn, welche sich für Andere über fünfzig und sechszig Jahre ausbreiten, hatten sich für mich mit so beklemmender Schnelligkeit gedrängt, daß ich mir bei fünfundzwanzig Jahren sagen mußte: glück- oder leidbringende äußere Ereignisse hätten sich für mich erschöpft. Obwol ich eine namenlose und bo-

denloſe Leere in mir fühlte — obwol ich mir vorkam wie die Wüſte über welche wenigſtens das Weltmeer fluten muß um ſie zu beleben — obwol mir manchmal zu Sinn war als hätte ich noch gar nicht gelebt und nichts gehabt: ſo hielt mir meine Vernunft doch immer eine und dieſelbe ermüdend langweilige Predigt: Dir ſind die guten und böſen Schickſale bereits zu Theil geworden welche dem Menſchenleben zugemeſſen ſind; drum halte Dich ruhig; räume die Trümmer aus dem Innern fort, vergiß Dich ſelbſt, ſei Andern nützlich und lerne daß es eine Menge Dinge zu thun giebt die weit erſprießlicher ſind als mit Gebilden der Phantaſie zu ſchwelgen.

Alſo: die Trümmer meines Innern wollte ich aufräumen mit Mathematik und alten Sprachen. Zu meinem Geburtstag machte ich mir ſelbſt das Feſtgeſchenk zweier Lehrer, welche ſich entſchloſſen ſich auf drei Jahr in Engelau zu vergraben. Herr Becker hatte ſo eben ſeine philologiſchen Studien vollendet und da ſich ihm nicht gleich die gewünſchte Stelle an der Univerſität zu Kiel darbot, ſo nahm er die in meinem Hauſe an, die ihm wenigſtens Muße zu eigenen Studien ließ. Er war ſehr jung, ſehr lebhaft, ein glühender Bewunderer des Alterthums, das er in Leben und Kunſt, Inſtitutionen

und Religion als das Ideal vergötterte zu dem die Menſchheit hinſtreben müſſe — ein einſeitiger Verächter alles Neuen (nämlich der letzten zweitauſend Jahre) — kurz ein Menſch der nichts kannte als ſeine Wiſſenſchaft, und die Ueberzeugung hegte durch ihre Verbreitung müſſe die Welt zu ihrer wahren Geſittung erhoben werden. Dies hatte den großen Vortheil für mich daß er gern zu mir kam, weil er ſeinen Aufenthalt bei mir als die erſte Stufe zur Gräciſirung der nordiſchen Barbaren betrachtete; und daß er mir mit dem zwiefachen Feuer der Jugend und der Begeiſterung Unterricht gab.

Herr Müller, der Mathematiker, war ein ältlicher Mann, welcher fünfunddreißig Jahr ſich abgequält hatte der Schuljugend eines Gymnaſiums ſeine Wiſſenſchaft inſoweit beizubringen, als dieſelbe ein Ingrediens der nothwendigen Examina ausmachte, welche man zu beſtehen hatte. Die unendliche Gleichgültigkeit mit der Herr Müller ſeinen Unterricht an unendlich gleichgültige Schüler ertheilte, hatte ihn nach und nach dermaßen zerſtreut gemacht, daß er ſich nicht mehr bei ihnen in den nothwendigen Reſpect zu ſetzen vermogte. Mit einem winzigen Jahrgeld wurde er entlaſſen, und da ich ihm die Zuſage machte es nach drei Jahren zu verdoppeln, ſo ſah er ſich veranlaßt

meinen Vorschlag, auf Zureden seiner Freunde anzunehmen. Sie waren bemüht ihm eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Er für seine Person fühlte sich sorgenfrei sobald er von dem Verkehr mit den bösen Buben — wie er die Gymnasiasten nannte — befreit war. Die Leibesnahrung und Unterkunft machte ihm keine Sorgen; er lebte von Kaffee und Brot und war, Dank dieser strengen Diät und seinem sterilen Studium zu einer so mumienhaften Ausdörrung gediehen, daß er die Bedürftigkeit des lebendigen Lebens nicht mehr empfand. Er war so genügsam und so wolwollend, daß ihm Welt und Menschen vortreflich und nur im Betreff der Gymnasialjugend etwas mangelhaft erschienen. Ein Fortschritt — Einer! war freilich für die Welt zu machen und stand ihr bevor .... sobald die allgemeine Formel für die Primzahlen gefunden sei! Was ihr aber dann noch zu ihrer Vollkommenheit und Glückfeligkeit mangeln könne, das — gestand er unbefangen — sehe er nicht ein. Seine Seele war auf der Jagd nach dieser Formel. — In seinem beschränkten Berufsleben war es ihm nie vorgekommen, daß Jemand zum Vergnügen Mathematik studirt habe. Er betrachtete mich wegen dieser Neigung als ein von Gott begnadigtes Geschöpf. Meine Aufmerksamkeit und Ausdauer freuten ihn

so sehr, daß er mich nach seiner Weise herzlich lieb gewann, und Selbstliebe und Eifersucht lagen ihm so fern, daß er mir zuweilen den Wunsch aussprach: zum Lohn meiner Achtung für die erhabenste Wissenschaft, der ich hoffentlich mein ganzes Leben widmen würde, verdiene ich die Ehre — die allgemeine Formel für die Primzahlen zu finden, und mein unsterblicher Ruhm werde ihn mehr beglücken als sein eigener.

Ich hatte also zwei Lehrer wie man sie sich nicht besser wünschen kann, und überdas den festen Willen möglichst viel von ihnen zu lernen. Im schneidendsten Contrast zu meinem vagabondirenden Leben in Venedig, wurde das gegenwärtige mit einer zuchthausmäßigen Pünktlichkeit Stunde für Stunde eingetheilt, und von sieben Uhr früh, wo ich aufstand — bis zwölf Uhr Abends, wo ich schlafen ging — gab es keine Minute, welcher nicht ein Geschäft zugetheilt gewesen wäre: denn auch die Erholungen bekamen ihrer Regelmäßigkeit wegen einen Geschäftsanstrich. Mein Haus kam mir wirklich vor wie eine Strafanstalt, während es für Herr Becker und Herr Müller, und für eine junge musikalische Gesellschafterin ein ganz angenehmer Aufenthalt war: dermaßen kommt Alles auf die Deutung an, welche wir den Zuständen geben und

auf die Gesinnung mit der wir in sie hineintreten. Aber ich wollte es nun einmal so! ich wollte meine Thätigkeit nicht vergeuden noch versplittern, sondern sie auf einem Punkt sammeln um sie gleichsam zu einem Pfeil zu machen, der von der gespannten Bogensehne des Gedankens geschnellt, das Ziel in der Mitte treffen mußte — das Ziel nach dem ich nun schon so lange rang, das mir stets in andrer Form erschien, und das ferner denn je von mir zurückwich sobald ich der Form scharf ins Auge sah — das Ziel jedes Menschen, sein glühendstes Bedürfniß, nach welchem er heimlich seufzt oder laut schreit, und um welches er herum irrt wie um ein unentdecktes Land, das der Schiffer mit Magnet und Compaß nicht aufzufinden weiß — — das Glück!

Ich studirte mit großem Eifer, aber ohne eigentliche Vocation! Ich lag heimlich bei mir selbst auf der Lauer ob nun nicht bald ein genußvoller Zustand eintreten werde. Dadurch wurde natürlich die unbefangene Hingebung getrübt, und die übertriebene Erwartung die ich mein Lebenlang von jedem Ereigniß gehabt hatte, verließ mich auch hier nicht. Immer war mir zu Muth als stände ich an jenem Brunnen in welchem nach einer Fabel die Wahrheit sitzen soll, und als schöpfte ich mit

der größten Anstrengung nichts als Wasser heraus! — Auch jetzt war ich wieder auf Verfolgung der Göttin begriffen.

Während dieses unfruchtbaren Bemühens dachte ich doch zuweilen an Otbert und Arabella — mit Neid. Mogten sie in einem Wahn befangen sein, so war derjenige der Liebe doch der süßeste von allen. Bald nach dem Ausbruch der Julirevolution war Otbert nach Paris gegangen. Die fiebernde Aufregung der Gemüther und die tobende Gährung aller Zustände waren ihm eine zauberische Lockung. Wie ein geübter Schwimmer, der seiner Kräfte sicher ist, ließ er sich bald von dieser, bald von jener Welle heben, schaukeln, fortziehen, und fand ein eigenthümliches Behagen an ihrem Gebraus und Gewirbel. Die religiösen und socialen Fragen mit deren Lösung diejenigen sich beschäftigten, welche auf dieser Basis eine neue Ordnung der Gesellschaft aufführen wollten, interessirten ihn aufs Höchste. Mit einer Wärme gab er sich dem St. Simonismus hin, als sei er bereit ein Apostel, ein Märtyrer der neuen Lehre zu werden; und mit einer Leichtigkeit wandte er sich ab sobald der Reiz des Neuen erschöpft war, als habe es sich nicht um Ueberzeugung sondern um Persiflage der Sache gehandelt. Er selbst hätte nicht genau bestimmen können ob er

wirklich ergriffen war oder nur das Ergriffenſein ſpielte um es als Mittel zu irgend einem Zweck zu gebrauchen: denn bald wollte er als ein Propagandiſt neuer Ideen populär werden, bald ſuchte ſeine Eitelkeit ihren Genuß in dem Nimbus des Außergewöhnlichen, bald begehrte er nichts weiter als in Feuer geſetzt zu werden, gleichviel wodurch! gleichviel für wen! um nur nicht der grauen Monotonie zu verfallen. Sehr flüchtige Briefe, die er mir nur ſchrieb um mich von ſeinen pecuniären Verhältniſſen zu benachrichtigen, deuteten mir das an. Ich hatte ihm bei unſrer Trennung die Hälfte meines Einkommens beſtimmt. Es ſchickte ſich nicht anders — ſo ſchien es mir — da ich ſeine Frau war und, mit ihm zuſammenlebend, das Ganze mit ihm wenn auch ungetheilt genoſſen haben würde. Aber mein Schicklichkeitsgefühl ward in dieſem Punkt durch ſeinen gänzlichen Mangel daran verletzt. War es die gemeine Geſinnung oder die kindiſche Nachläſſigkeit die ſich darin ausſprach — genug, es peinigte mich in ſeiner Seele, daß er von ſeiner Frau gar nichts begehrte als Geld! und immer wieder Geld! Der St. Simonismus koſtete ihn unglaubliche Summen. Später waren es die ausgewanderten Polen. Dann unterſtützte er legitimiſtiſche Beſtrebungen. Noch ſpäter warf er ſich

zu einem Träger des Socialismus auf. Immer hatte er das Bestreben in der jedesmal herrschenden Richtung bemerkt zu werden; und da jede derselben ihre sehr materielle Seite hatte für welche nur wenig Adepten bereit waren Opfer zu bringen, so zeichnete er sich zwischen denselben um so mehr aus. In seinen Briefen berührte freilich nur ein Postscript von zwei Zeilen den fraglichen Punkt; allein es war sehr klar, daß die Briefe überhaupt nur des Postscripts wegen geschrieben waren. Daher beantwortete ich sie mit der trockensten Kürze, und fühlte mich nie veranlaßt eine Frage nach Arabella an ihn zu thun.

Kaum zwei Jahr nach unsrer Trennung erhielt ich aber von Arabella selbst einen Brief — und zwar aus Hamburg. Sie bat mich in wenig Worten, jedoch dringend, zu ihr zu kommen; sie sei auf dem Weg nach der Heimat. Dieser Weg schien mir ein seltsamer Umweg. Ich riß mich von meinen Studien los und fuhr nach Hamburg. Gott! wie fand ich sie! Zwischen Melancholie und Schwindsucht schwankte ihr armes Leben an einem seidnen Faden hin und her. Ich war fassungslos bei ihrem Jammeranblick. Sie sagte:

„Du findest mich auf dem Heimweg .... zum Grabe, Sibylle. In meiner Familie sterben wir

Alle vor dem dreißigsten Jahr. Ich habe das oft an Otbert gesagt! ich dachte er würde mir vergönnen die wenigen Jahre bei ihm, d. h. glücklich zu verleben. Aber nein! Du hast mein Glück mit Dir aus Venedig entführt. O Sibylle! warum bliebst Du nicht in Venedig? So wie Du fort warst hörte Otberts Liebe zu mir auf. Er brachte mich bald darauf nach Paris .... aber er dachte nicht mehr an mich. An Dich dachte er .... oder an die großen Welterschütterungen .... oder an sonst etwas! wer kann sagen woran Otbert denkt! nicht an mich — das wurde mir allmälig klar — doch unter welchen Qualen .... magst Du daraus schließen, daß ich endlich ihn verließ und hieher kam um Dir Astralis zu bringen. Nun bin ich fertig und nun — lebe wol." —

„Ich nehme Astralis, aber ich nehme auch Dich mit mir, Arabella! rief ich mit einem namenlosen Wehgefühl. Glaubst Du denn daß ich Dich Deinem einsamen Leid überlassen könnte?"

„Ich glaube es nicht: ich will es! sprach sie bestimmt und kalt. Glaubst denn Du daß Deine Nähe mir lieb ist? Ich sage Dir mir ist nichts lieb als der Tod, und Du bist es weniger noch als tausend Andre, denn mit Dir .... zog mein Glück aus Venedig fort."

Das war ihre fixe Idee und daher war sie bitter und feindlich gegen mich gestimmt. Ehedem in London hatte sie mir schon den Vorwurf des Verraths an der Freundschaft gemacht: er war ungerecht! doch dieser war gradezu unsinnig. Trübe übersann ich unser seltsames Schicksal, das sich zweimal feindlich durchkreuzte, während wir im Herzen Freundinnen waren; — denn Arabella hatte immer Vertrauen zu mir, und ich hatte sie immer lieb. Sie lehnte sich an mich, und ich freute mich ihrer. Trotz unsrer Verschiedenheit paßten wir zusammen .... aber Otbert schleuderte uns wie ein unheilvoller Komet so weit auseinander, daß jede fernere Berührung eine Anstrengung und daher schmerzlich sein mußte. Ich drang deshalb nicht heftig in Arabella mich nach Engelau zu begleiten, obwol ihr Vorsatz mir trostlos vorkam in Hamburg zu bleiben und dort ihr Ende zu erwarten. Ein Arzt in Paris hatte ihr gesagt sie würde den Herbst im Norden nicht überleben.

„Und der ist nah, ich fühl' es! sagte sie. Drum wollte ich zuvor Astralis in Sicherheit bringen."

„Willst Du Dich aber wirklich schon jezt von dem Kinde trennen?" fragte ich.

„Ja! denn wenn ich es vor Augen habe, so wird mir das Leben nicht leichter und nur der Tod

ſchwerer. Ueberdas fürchte ich die Anſteckung meiner Krankheit für Aſtralis. Sie wird alſo in jeder Beziehung beſſer bei Dir als bei mir aufgehoben ſein.“

Ich war Arabellen behülflich in einer Vorſtadt Hamburgs eine kleine Gartenwohnung zu finden, die ſie mit ihren treuen iriſchen Dienſtboten bezog. Ich begleitete ſie dahin. Als ſie in ihr Zimmer trat, das zu ebner Erde lag und die Ausſicht auf ein ſchlichtes Gärtchen bot, ergriff ſie eine nagende Erinnerung.

„Auf Torcello war es anders! rief ſie. O Sibylle! hätteſt Du denn nicht in Venedig bleiben können?“

So unbeſchreiblich war ihr Einfluß auf mich, daß ich mir ſelbſt egoiſtiſch und grauſam erſchien; und er rührte nur daher, weil ſie ganz und rückſichtslos in einem einzigen Gefühl lebte. Mogte ſie Anderen tadelnswerth erſcheinen — mogten Moral und Sitte ihr Benehmen verwerfen — mogte ich ſelbſt ſie in dieſer Beziehung nicht rechtfertigen: mir kam dieſe Einheit des Weſens, welche von einer und derſelben Idee lebt und ſtirbt, doch ſo majeſtätiſch und wunderbar vor, daß ich mehr Achtung vor ihr als vor mir empfand. Denn ſie hatte eine Kraft die mir gänzlich fehlte: ſie hielt feſt was ſie einmal hielt.

Ich brachte einen geſchickten Arzt zu ihr und beſchwor ſie ſich ſeiner Behandlung zu unterwerfen, und ſie verſprach es bereitwillig. Er ſagte mir aber Tags darauf, daß ein faſt ununterbrochenes Fieber ihre Kräfte aufzehre und daß ſie es wiſſe.

Selten habe ich eine ſo melancholiſche Scene erlebt, als die unſers Abſchieds. Arabella hatte meine Heimreiſe auf den vierten Tag feſtgeſetzt und mich gebeten Aſtralis bei ihr abzuholen, damit die Kleine durch die Fahrt von dem dumpfen Gefühl der Trennung zerſtreut würde. So geſchah es. Als ich bei Arabella eintrat führte ſie mir Aſtralis reizend geſchmückt entgegen und ſagte gelaſſen:

„Dieſer Engel ſoll bei Gott und bei Dir für mich um Verzeihung beten.“

„Sprich nicht ſo .... aus Barmherzigkeit!“ rief ich gequält mit erſtickter Stimme.

„Gut, gut! ſagte ſie immer ganz gefaßt. Ich ſchenke Dir Aſtralis. Sie hat nichts als die Exiſtenz, keine Eltern, kein Vermögen! ich kann ihr nichts hinterlaſſen als ein Paar Diamanten, denn nach meinem Tode fällt meine Rente an Lord —gh zurück. Verlaſſe ſie alſo nicht und ſorge dafür, daß ſie in meiner Religion erzogen werde. Verſprich mir das, Sibylle, und dann .... laß uns ſcheiden.“

Ich gab ihr mein Verſprechen, nahm Aſtralis auf den Arm und ſtand unſchlüſſig ob ich gehen ob ich bleiben ſolle mitten im Zimmer. Da fiel ſie mir feurig um den Hals, umarmte und küßte mich.

„O Du biſt gut! rief ſie; — aber geh! geh! ich kann Deinen Anblick doch ſchwer ertragen.“

Ich wandte mich raſch der Thür zu. Da rief ſie — — oder nein! ein herzzerreißender Schrei rang ſich aus ihrer Bruſt:

„Aſtralis!“

Ich flog zu ihr: „O komm' mit mir, Arabella.“

„Nein nein! geh! unterbrach ſie mich wieder gefaßt. Mir war nur eben als berühre mich der Tod eiskalt. Geht! geht!“

Sie küßte noch einmal mich und das Kind, ſank dann matt auf einen Stuhl, ſah durch das Fenſter zum Himmel auf und ſang den Anfang eines Liedes das ſie ſehr liebte: „'T is the last rose of the summer.“ O wol war es die letzte Roſe ihres Lebens, die ich jezt mit mir forttrug! — —

Am Abend deſſelben Tages war ich wieder in Engelau. Während der Fahrt hatte ich nur einen Gedanken! Zwei Menſchen kannte ich — unter ſo vielen nur zwei! — welche, ſeitdem ſie über ſich ſelbſt zum Bewußtſein gekommen, nie um eines Strohhalms Breite von dem Gegenſtand abgewichen

waren, der ihre Seelen in der Grundtiefe ergriffen hatte: eine Sünderin war die eine zu nennen, und der andre ein Narr. Arabella war es und mein alter Mathematiker! Wenn dies das Resultat der Thorheit ist, so behüte mich, Gott! vor dem der Weisheit, denn diese zwei Menschen — sie mißachtet, er verhöhnt, kamen mir ehrwürdiger vor als alle die, welche aus ihrer kläglichen Eigenschaft vergessen und sich zersplittern zu können, eine Tugend zu machen wußten. Namenloses Grauen vor dem Zwiespalt in welchem der Mensch durch das Leben geschleudert wird, zerarbeitete mir die Seele. Wer da festhält kommt aus dem Gleichgewicht nach Außen, so daß die Leute hohnlächelnd mit dem Finger auf ihn weisen; — wer nicht festhält kommt aus dem innern Gleichgewicht indem er in Conflict mit seiner jammervollen Bedürftigkeit und seiner unabweislichen Ueberzeugung geräth. Wie ein zerschellter Nachen von den Wellen an die Küste geschleudert und von der Brandung wieder zurückgetrieben wird: so flogen meine Gedanken auf und ab, hin und her, und fanden nirgends, nirgends Ruhe.

Ein Brief von Astrau erwartete mich in Engelau — ein ganz widerwärtiger Brief, in welchem er Arabellas plötzliche Abreise von Paris eine ihrer

„weltbekannten Excentricitäten“ nannte und ſich mit weitläuftiger Erbitterung über die unſinnigen Anſprüche der Frauen ausließ, welche von einem Mann immer und ewig nichts weiter begehrten, als daß er ihr Liebhaber ſei — etwa ein romantiſcher, idylliſcher oder heroiſcher Liebhaber, aber vor Allem der. Dadurch würden die Frauen zu einer ſo marternden Laſt, daß der Mann aus Verzweiflung in ſcheinbare Härte verfallen müſſe um ſeine Freiheit und Thätigkeit dem Weltleben und deſſen grandioſen Intereſſen gebührend zuwenden zu können. So häuften ſich am Ende die Mißverſtändniſſe zu einer unüberſteiglichen chineſiſchen Mauer — und das ſei lediglich die Schuld der egoiſtiſchen Beſchränktheit des Weibes. — Dieſer Brief kam mir vor als werfe Aſtrau ſich in die Maske des Zorns um ſich gegen eigene und fremde Vorwürfe zu panzern. Aber es war mir entſetzlich, daß er gegen Arabella Vorwürfe ausſprach, während ſie ſich keinen einzigen — ja keine einzige Klage über ihn erlaubt hatte. Als Antwort meldete ich ihm die Lage der Dinge und fügte ſchließlich hinzu:

„Ich bin ſo ganz der Anſicht, daß einem Mann „Größeres zu erfüllen obliegt, als zu den Füßen „des Weibes die Rolle eines romantiſchen Liebha-

„bers zu spielen, daß ich auf dem Punkt sein würde
„einen solchen Mann zu verachten — wenn nicht
„zum Unglück Du selbst Dich mir gegenüber in
„eine solche Rolle geworfen hättest: folglich stehe
„ich Dir zu nah um Dich beurtheilen zu können.
„Unser Urtheil über einen Menschen begehrt eben-
„sowol wie das über ein Kunstwerk die gebühren-
„de Perspective. Ich bin also gar nicht mit jenen
„Frauen über welche du klagst, einverstanden und
„bin gern bereit sie mit Dir egoistisch beschränkt
„zu nennen. Nur sind die Männer dieser Frauen
„gewöhnlich in ihrer Art ebenso egoistisch beschränkt;
„denn nachdem sie deren Wahn geflissentlich her-
„vorgelockt und genährt haben — nachdem sie sich
„in Schaustellung aller Rasereien der unsinnigsten
„Leidenschaft gefallen haben — sind sie plötzlich
„der Sache überdrüssig, die ihnen nicht Ernst war,
„und begehren vom Weibe es solle nun auch der
„Komödie satt sein. Aber das hat die Sache für
„wahr gehalten und findet sich nicht so leicht in
„den Irrthum. Daher die Mißverständnisse! —
„O wollte Gott daß Ihr verständet ein Weib zu
„lieben ohne Euch zu deren Liebhaber zu machen!
„dann würden Treue und Friede, Achtung und
„Zutrauen zwischen uns walten. Aber zu jenem
„gehört Wahrheit und Wärme des Gefühls; und

„zu dieſem — — Du wirſt beſſer als ich wiſſen „was dazu gehört.“

Umgehend antwortete mir Aſtrau:

„Die Welt kehrt ſich um! Emancipationsideen „dringen ſogar bis zu Deiner ultima Thule und „Du biſt ganz dazu geſchaffen deren Prieſterin in „Beziehung auf das Weib zu ſein. Welch einen „Fluch hat denn aber Gott auf uns gelegt, daß „das Geſchlecht welches die Freude und Wonne „des unſern ſein ſollte, ſich allmälig zu einer Ca„ricatur zu verbilden droht, von der wir uns mit „Schreck und Widerwillen abwenden müſſen! Wir „müſſen auswandern und Euch die Herrſchaft Eu„ropas überlaſſen — dann wird beiden Theilen „geholfen ſein. Auf der einen Seite überfällt uns „eine Arabella und will im Liebesrauſch uns er„ſticken; von der andern tritt eine Sibylle uns ent„gegen und theoriſirt, philoſophirt, dogmatiſirt und „ſyſtematiſirt, daß uns der kalte Schweiß auf der „Stirn perlt über dieſe Scene aus der „verkehrten „Welt“. Vertiefe Dich nicht in dieſe Farce, die „Du für ein Drama hältſt, meine arme Sibylle! „Du haſt große Neigung und Talent dazu une „froide raisonneuse zu ſein. Auf deutſch läßt „ſich das gar nicht ausdrücken; uns fehlte bisher „die Sache, alſo auch die Bezeichnung; aber Du

„wirst gewiß ein Wort dafür finden. Bis dahin „muß ich Dich so nennen. Wäre Dein Kopf ebenso „kalt wie Dein Herz es ist, so würdest Du ein„sehen daß Eure Räsonnements nicht die Grund„ordnung der Natur hinsichtlich des Verhältnisses „zwischen Mann und Weib aufheben können. Wir „spielen nicht Komödie mit Euch — wie Du be„haupteſt — weil wir in einer Epoche unſers Le„bens voll leidenſchaftlicher Glut zu Euren Füßen „liegen; ſondern es macht ſich in uns die Sphäre „des Gefühls geltend, aus der wir uns allmälig „in die der Intelligenz hinein arbeiten, für die wir „hauptſächlich beſtimmt ſind. Ihr aber bleibt in „der inferiören des Gemüths und verfolgt inner„halb derſelben den Kreislauf Eurer Entwickelung, „der Euch beſtimmt den Reiz Eures Daſeins als „Liebende und Geliebte, die Würde deſſelben als „ſchöne und heitere Mütter zu finden. Jede andre „Entwickelung ſtreitet mit dem Geſetz, das Gott „in Eure Natur gelegt hat, und dieſer Widerſpruch „rächt ſich an Euch ſelbſt durch Mißmuth und Un„zufriedenheit, welche Ihr umſonſt hinter hochtra„benden Redensarten und Beſtrebungen zu verber„gen ſucht. Ja, dieſe letzteren machen Euch im„mer elender, denn ſie bringen Euch um Euer „Glück und um Eure Glorie: Ihr werdet nicht

„geliebt! — Ich gestehe Dir aufrichtig die Vor-
„stellung peinigt mich daß Astralis bei und von
„Dir erzogen werden soll. Ich mögte das Kind
„für mich in Anspruch nehmen, sobald der traurige
„Fall eintreten sollte, daß es seine arme Mutter
„durch den Tod verliert. Freilich würde das eine
„Umgestaltung meiner Lage mit sich bringen auf
„die ich vor der Hand nicht eingerichtet bin." —
— — Es folgten Auseinandersetzungen derselben, die mir deutlich zeigten, daß sie verwickelter denn je sei.

Ich war fest entschlossen ihm unter keiner Bedingung Astralis anzuvertrauen und hatte außerdem die Ueberzeugung daß er sie nie ernsthaft begehren würde. Daher schickte ich ihm eine ziemlich bedeutende Summe und schrieb ihm dazu: er möge sie zu der Einrichtung verwenden, die er zu machen habe wenn Astralis zu ihm käme. Ich wußte sehr gut daß er sie für ganz andre Zwecke verwenden würde, aber ich suchte fast vor mir selbst Vorwände um sein Verfahren zu bemänteln. Indessen brauchte ich doch die Vorsicht Arabella zu bestimmen, daß sie mir in einem rechtsgültigen Testament die Erziehung, Bildung und Versorgung ihrer Tochter anvertraute. Auf den ersten Theil

von Aſtraus Brief antwortete ich mit ungeheuchelter großer Ruhe:

„Du nennſt mich froide raisonneuse. Dieſer „Vorwurf hat mich getroffen. Ich glaube ſelbſt „daß keine Harmonie zwiſchen meinem Kopf und „meinem Herzen iſt. Ich habe mich von der Wiege „an mit Träumereien und Phantaſtereien abgemat„tet, gegen welche jede Wirklichkeit armſelig war „— und dann habe ich dieſe Wirklichkeit mit dem „Verſtande durchforſcht und das Sinnenleben wie „das Gefühlsleben unvollkommen und daher unbe„friedigend gefunden. Dies gebe ich zu. Aber „was beweist es? — weiter nichts als daß ich „unvollkommen bin. Die arme Arabella blindlings „verſunken in das Gefühls- und Sinnenleben iſt „in andrer Art ebenfalls unvollkommen; und Du „fühlſt Dich ſo verletzt und beklemmt durch die „weibliche Unvollkommenheit, deren thörichte und „übertriebene Richtungen wir verſinnlichen, daß Du „vor derſelben in eine neue Welt entfliehen mög„teſt. Ich habe hierauf nur mit einer einzigen „Frage zu antworten: biſt Du vollkommen? — — „Genug der dürftigen Perſönlichkeiten! ich rede jezt „nicht von Dir und mir, ſondern von Mann und „Weib. Du hältſt dieſes für ein inferiöres, jenen „für ein ſuperiöres Weſen. Warum? — Weil

„hier mehr dunkles Gefühl, dort mehr klarer Ver-
„stand herrscht. Wer hat festgesetzt daß der Ver-
„stand etwas Göttlicheres sei als das Gefühl? —
„der Mann. Warum hat das Weib diesen lä-
„cherlichen Ausspruch angenommen? — weil in
„der Welt materielle Stärke dermaßen auf der ma-
„teriellen Schwäche lastet, daß im zwölften Jahr-
„hundert des Christenthums christliche Theologen
„noch darüber disputiren konnten: ob das Weib
„eine Seele habe. Zwölf Jahrhunderte der huma-
„nistrendsten aller Religionen — und noch eine
„solche Frage! — Die Seele, insofern man dar-
„unter den unsterblichen Theil des Menschen be-
„greift, ist im Lauf von sechs andern Jahrhunder-
„ten dem Weibe, ich mögte fast sagen — octroyirt
„worden. Versteht man aber den erkennenden, bil-
„denden, selbstthätigen Geist, die Intelligenz dar-
„unter — ja, dann stehen wir auf dem Punkt
„der alten Scholastiker. Das Weib als eine Un-
„mündige behandelt, kann sich nicht als eine Mün-
„dige benehmen. Es unterwirft sich und vegetirt
„so hin in dumpfen Gefühlen, welche häufig zu
„unbändigen Leidenschaften aufflammen, und welche
„durch eine verschrobene, hohle, prunkende Erzie-
„hung wol geschwächt, jedoch nicht gelichtet wer-
„den können. Ach ja! das Weib unsrer Tage ist

„eine kläglich unvollkommne Erscheinung; — aber
„durch den Mann unsrer Tage wird es warlich
„nicht in Schatten gestellt, nur durch die einseitige
„Richtung in welche es gezwängt wird. Und ebenso
„geht es dem Mann! in der handwerkernden Be-
„amten- in der pedantischen Gelehrtenwelt mögen
„wol Studien genug zu Hause sein; aber was
„hat mit denen die Intelligenz zu thun? Oder
„wohnt sie etwa in den Köpfen der Soldaten die
„in Parade aufmarschiren? der Virtuosen, die von
„den vierundzwanzig Stunden des Tages zwanzig
„ihren Fingerübungen widmen? der Journalisten,
„die ihre Zeitungsartikel aus Klatschereien, Lügen
„und Träumen zusammenschmieden? der Philoso-
„phen und Menschenbeglücker von denen die Welt
„strotzt, während dieselbe Welt nie ärmer an Weis-
„heit und Glück war als eben jezt? der Künstler
„die zu Tausenden in den Akademien und Ateliers
„herum vagabondiren? — Du wirst nicht behaup-
„ten daß in diesen verkümmerten, leeren, dürren
„Geschöpfen der Geist zur Entfaltung gekommen sei.
„Sie sehen auf das Gefühl herab, während sich
„die Weiber vor dem Verstande scheu zurückziehen.
„So bleibt jeder Theil in seiner Einseitigkeit, und
„ohne Verschmelzung beider Elemente ist für keinen
„Theil an Vollkommenheit zu denken, und ebenso

„wenig an die wahre heilige Gemeinſchaft, die der
„Schöpfer zwiſchen den beiden Geſchlechtern gewollt
„hat, indem er die eine Hälfte zum Vertreter der
„Intelligenz, die andere zum Vertreter des Herzens
„beſtimmt hat. Das ſind zwei Stralen die von
„demſelben Licht ausgehen — und dies Licht heißt
„göttliche Liebe. Schmelzen ſie zur Einheit zuſam-
„men, ſo ſtellen ſie das Abbild jenes Urbildes dar.
„Ihr verhöhnt Gott und läſtert die Natur wenn
„Ihr ſprecht das Weib ſei ein inferiöres Geſchöpf.
„Laß Dir Eine nennen in der vollen Glorie wie
„Gott und die Natur ſie gewollt haben, und dann
„ſprich: iſt der Mann ſuperiör? — nicht blos der,
„welcher neben ihr ſteht; nein! der allergrößte, den
„die Welt aufzuweiſen hat? — Gewiß nicht! He-
„loiſe darf neben einem jeden ſtehen. Dieſe Schön-
„heit, dieſe Liebe, dieſer Geiſt, dieſe Entſagung,
„dieſe Treue, dieſe Weisheit, dies Marterthum,
„dieſe lichtvolle Klarheit, dieſe flammende Glut,
„dieſe ſtandhafte Ausdauer über allen Schmerz,
„alles Elend, alle Zeit hinweg, dieſer Stralen-
„und Dornenkranz von Seligkeit und Jammer, den
„Abälards finſtre Liebe auf ihre Stirn drückt —
„bildet das Alles nicht ein geiſtig bewegtes Leben
„von ſolcher Entwickelung und ſolcher Intenſität
„daß einem das Herz — der Mutterſchooß dieſes

„Lebens — als ein Weltmeer von Macht und Tiefe
„erſcheint. Nein, Otbert! ich bin ſehr unvollkom-
„men und meine arme Arabella iſt es auch und
„Millionen unſers Geſchlechts ſind es mit uns;
„aber wir ſind es weil wir auf einer embryoniſchen
„Stufe unſrer Entwickelung ſtehen — nicht weil
„uns die Fähigkeiten zu einer höheren mangeln.
„Deine Bemerkung daß ein Geiſt der Unzufrieden-
„heit und des Mißbehagens ſich in uns rege — iſt
„vollkommen richtig: die Chryſalide erwacht, fühlt
„ſich in Haft und Dunkel, und ſtrebt nach Be-
„freiung und Licht. Aber Deine Behauptung, daß
„dies Beſtreben uns um das Glück bringe geliebt
„zu werden — hat mich herzlich lachen gemacht,
„weil ſie ſo ſehr nach deutſchem Spießbürgerthum
„ſchmeckt. Es muß wirklich namenlos ſchwer für
„einen Deutſchen ſein den Philiſter auszuziehen,
„da es ſogar Dir, einem Dichter! einem Cosmo-
„politen! nicht gelingt. Um bei Heloiſen ſtehen zu
„bleiben, ſo vernichtet ſie Deine Behauptung; und
„ich frage Dich: würde es Dir nicht eine größere
„Genugthuung ſein ein Weib wie Heloiſe geliebt
„zu haben, obwol ſie lateiniſch und griechiſch ver-
„ſtand, als ein Dämchen unſrer Tage, welches
„ſtatt deſſen die hergebrachten Theetiſch-Phraſen
„verſteht. Biſt Du denn auch, mein armer Otbert,

„mit des Philisters fixer Idee von der verfal-
„zenen Suppe behaftet? Ach, gieb sie auf! schon
„deshalb, weil heutzutag auch des Philisters Frau
„viel zu gebildet, elegant und bequem ist um sich
„mit Suppenkochen zu beschäftigen. Glaube mir
„— wenn Ihr doch so sehr an dieser gebenedeiten
„Suppe hängt — Heloise würde sie Euch eher
„kochen, als Philisters-Frau; denn eine Königin
„fühlt sich durch Mägdedienst nicht erniedrigt, weil
„sie ihres Königthums gewiß ist; aber die Magd
„sträubt sich, weil sie für etwas Besseres gelten
„mögte als was sie ist."

Diesen Brief beantwortete Astrau nicht. Bis er bei ihm anlangte mogte er Arabella, welche die eigentliche Veranlassung unsrer Correspondenz gewesen war, bereits ganz vergessen haben. Sie starb im Spätherbst desselben Jahres. Das Leben hatte ihre Kräfte zu sehr aufgeregt um sie nicht zu verzehren, als sie keinen Gegenstand fanden an dem sie sich üben konnten. Sie starb an Erschöpfung in ihrem achtundzwanzigsten Jahr. Zu der Zeit wußte Astralis schon nicht mehr, daß sie eine andre Mutter gehabt als mich. Sie wuchs zwischen uns auf als mein italienisches Pflegekind — wie meine Hausgenossen sie nannten.

Ereignisse gab es in jener Zeit gar nicht, also

keine äußere Veranlaſſung zu Glück oder Unglück. Mein Schwiegervater brachte alljährlich im hohen Sommer vier Wochen bei mir zu. Dann gab ich zu ſeinem Empfang und zu ſeinem Abſchied zwei große ſteife langweilige Diners, zu denen ſich meine wenigen Nachbarn zwei bis drei Meilen weit herbemühten. Ab und an mußte ich auch ihre Einladungen annehmen, was denn freilich eine große Plage war; denn zwei Stunden brauchte ich zur Hinfahrt, zwei Stunden ſaß man an der Tafel, eine Stunde trank man Kaffee und ging man im Garten ſpazieren, und zwei Stunden währte die Heimkehr. Das geſellſchaftliche Landleben in Norddeutſchland iſt auf einen ceremoniöſen, ſteifen Fuß geſetzt, der Alles erdrückt was man Vergnügen nennen könnte. Da man ſich nie anders als in Galla und bei Tafel ſieht, ſo tritt man nie aus einer förm- und feierlichen Stimmung zu einander heraus. Möge man zehn Jahr im ſogenannten nachbarlichen Verkehr gelebt haben — dennoch kommt man immer wie Fremde zuſammen. Das Familienleben wird dadurch gehegt, ſpricht man, und das iſt gewiß ein großer Vorzug. Ich leugne es nicht! ich ſage nur daß jene Geſelligkeit mir ſchwerfällig erſchienen iſt und höchſt reizlos.

Mein Verkehr war lebhafter mit den Perſonen

zu denen ich als Herrin von Engelau in Beziehung ſtand. Wie das zur Zeit meines Vaters geweſen war, ſo richtete ich es wieder ein: an jedem Sonntag ſpeisten meine beiden Pfarrer, mein Arzt, mein Gerichtshalter, und etwa ein oder zwei Pächter mit ihren Frauen und Töchtern bei mir. Das war kein eleganter und kein geiſtreicher Zirkel; aber er war hausbacken praktiſch. Ich lernte durch ihn Verhältniſſe, Zuſtände, Anſichten und Bedürfniſſe kennen, die mir ſonſt fremd geblieben wären — was immer ein Mangel iſt; und hauptſächlich lernte ich Theilnahme gewinnen für das Leben im kleinen Zuſchnitt, an welchem man, wenn man es größer und weiter gekannt hat, ſo leicht wie an etwas Geringem und Kleinlichen vorübergeht — und das iſt ein großer Gewinn. Man kommt durch ihn zur Erkenntniß der einzigen Gleichheit, welche zwiſchen den Menſchen etwas Andres als ein Phantom iſt: zu derjenigen, daß, welchen Platz der Menſch auf der ſocialen Leiter einnehmen möge, Licht und Schatten wird ihn immer umgeben, und immer werden ſich Licht und Schatten ungefähr die Waage halten. Das ſoll nicht heißen, man dürfe nun gleichgültigen Auges auf Leid und Elend und Armſeligkeit blicken. Nein, im Gegentheil! es iſt eine dringende Auffoderung, ſo viel an uns iſt

den Mangel an gleicher Vertheilung von Licht und Schatten zurecht zu rücken, damit dieſer nicht jenes überwuchere — denn der Schatten wird ohnehin nimmer fehlen.

Was ging mir ab um mich in dieſen friedlichen Verhältniſſen glücklich zu fühlen: freiwillige Beſchränkung — denn ich war nicht vernünftig! Reſignation — denn ich war nicht fromm! Ich ſprach zu mir ſelbſt: Du erfüllſt Deine Pflicht, Du thuſt das Gute, Du ſuchſt es in Andern zu wecken und zu fördern — warum giebt Dir das denn nicht Befriedigung? Wo das Leben ein klarer ſtiller reiner Bach iſt, ſollte da der Durſt nicht aus deſſen Waſſern gelöſcht werden können? — — O mit welcher heimlichen troſtloſen Verzweiflung that ich mir nicht tauſendmal dieſe und ähnliche Fragen. Ich vergaß nur daß ich meine Befriedigung nicht da ſuchte wo ich ſie hätte finden können, weil ich fortwährend von einem idealen Glück träumte — und meinen Durſt mit einem Nectartrank ſtillen wollte, der freilich aus meinem Bach nicht zu ſchöpfen war.

Inzwiſchen lernte ich fleißig und gern — wenigſtens in den beiden erſten Jahren. Da waren mir die Sachen noch fremd genug um mich durch den Reiz des Unbekannten zu locken. Geheimnißvolles

Licht ſpielte über der untergegangenen ſchönen Alterthumswelt, wie über vergrabenen Schätzen blaue Flämmchen tanzen. Aber je mehr ich die Schwierigkeit des Studiums überwand, deſto mehr ſchwand auch jener Reiz. Ja, ich las mit großem Vergnügen Homer und Sophokles; ja, ich folgte mit tiefem Intereſſe der antiken Weltanſchauung — allein mit dieſer nämlichen, gleichſam unperſönlichen Freude, hatte ich auch Shakſpeare, auch Dante geleſen. Der Horizont welcher ſich um die Geſchichte der Menſchheit wölbte wurde weiter; aber mein blödes Auge kehrte immer wieder zu dem eigenen zurück, den es, trotz deſſen Enge, nicht überblicken lernte. — Und dann erſchrack ich auch vor dem ungeheuern, titaniſchen Ringen des Geiſtes zu allen Epochen, in allen Religionen, unter allen Formen, welches — was Glück ſpenden und Glück genießen betrift — ſo geringe Reſultate gehabt hat. Jeder Menſch muß ſein eigenes Leben von der Wiege bis zum Sarge durchleben; Einer wie der Andre muß die Befangenheit der Kindheit, den Rauſch der Jugend, die Erkenntniß reiferer Jahre, die Hinfälligkeit des Alters willenlos erleiden, und die Freuden, Leidenſchaften, Erfahrungen und Schwächen, welche mit dieſen vier großen Epochen verbunden ſind, willenlos an-

nehmen. Er kann ſie ein wenig modificiren und ordnen — darin beſteht ſein freier Wille! — aber er kann nicht heraus aus dem Bannkreis der Natur. Wenn er Alles lieſt was über das Glück geſchrieben iſt — Alles thut was Andre gethan haben um glücklich zu ſein — Alles ſtudirt und bewundert, wodurch Andre das Glück erſtrebt oder erlangt haben: ſo hilft das gar nichts, ſobald er nicht ſeine volle ganze Seele mit in den Kauf giebt und daran ſetzt. Es iſt mit dem Glück wie mit dem Reich Gottes von dem geſchrieben ſteht: „Siehe, es iſt inwendig in Euch.“ Und eben darum verhilft uns die ganze majeſtätiſche Erſcheinung einer vieltauſendjährigen Weltgeſchichte nicht dazu.

Bei der Mathematik war mir nun vollends zu Muth wie dem Fiſch auf dem Trocknen! Ich, die immer auf den Grund der Dinge losging, die ſich nicht abfertigen ließ mit der äußern Erſcheinung ſondern den Lebenspunkt in ihr ſuchte — ich hatte mir von der Mathematik ich weiß nicht welche Grunderkenntniß alles Daſeins verſprochen — ich weiß nicht welche Wiſſenſchaft, die mir das Räthſel der Natur, den Zuſammenhang zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, offenbaren würde; — und ſtatt deſſen fand ich eine Methode, welche die Auf-

findung der quantitativen Verhältniſſe der Dinge erleichtert. Indeſſen — ich hatte mir vorgenommen drei Jahr lang Mathematik zu treiben; und ich that es — aber immer matter und matter. Hätte mein guter alter Müller nicht ſeine Bewunderung und Freude der erſten Zeit allmälig in Wolwollen für mich verwandelt, ſo vermuthe ich, daß er ſich mit gänzlicher Nichtachtung von ſeiner ignoranten und oberflächlichen Schülerin abgewendet haben würde.

Die Tage vergingen; mit ihnen die Zeit ſehr ſchnell, zu ſchnell. Ich habe nie begreifen können warum die Menſchen ſo oft freudig ſagen: Schon wieder ſechs Monat vorüber! man merkt gar nicht wo die Zeit bleibt! — — Iſt denn das ein Vorzug daß ſechs Monat wie ſechs Stunden vergangen ſind? Im Gegentheil! ein Mangel iſts, eine Leere! — Nichts hat Epoche gemacht, nichts iſt geleiſtet, nichts erſtrebt worden; keine ernſte Mühe, kein hoher Genuß bezeichnet die Tage. Ein Winter iſt durchgemacht, etwa wie die Pflanzen im Gewächshauſe, in gemüthlicher Ungeſtörtheit. Iſt es das was den Menſchen erfreuen ſoll? — Wol giebt es Perioden, die einen merkwürdigen Anſtrich von Monotonie haben; aber unter ihrer ſtillen Hülle iſt die Menſchenſeele in großer, raſtloſer Thätigkeit,

und hören sie auf, so zeugen die Resultate von derselben — wie die wegschmelzende Schneedecke das grüne Saatfeld zum Vorschein bringt, das während der kalten starren Winterruhe sich festgewurzelt hat. Eine Zeit die uns nichts bringt, nichts gewährt, oder die wir so wenig zu nützen und auszufüllen verstehen, daß weder ihre Gegenwart noch ihre Erinnerung anders in unsrer Seele zählt, als eine Aneinanderreihung von Tagen — ist mir immer als eine verlorne erschienen. Und so kamen mir jene Jahre vor. Das wollte ich zuweilen nicht in mir aufkommen lassen. Ich rechnete mir vor, was ich gelernt, was ich gethan; dann zog ich die Summe und die war: Nun ja! aber was geht das mich, meine innerlichste Bedürftigkeit, an? — Ich trieb Spiegelfechterei mit der Annehmlichkeit so Manches zu wissen, was Anderen viel Kopfbrechens koste, und was ich Alles so hübsch zu lesen, zu begreifen, zu erklären verstände; und wenn ich mir Mühe gab so recht damit einher zu stolziren, verfiel ich in ein bittres trauriges Lachen, das mich fragte: Also ist es mit Dir schon zu dem letzten Stadium bettelhaften Dünkels gekommen, daß Du zu Papierfetzen greifst um Dir daraus einen Staatsrock zu schneidern? — Oder ich überdachte das sogenannt Gute was ich geleistet,

woran die Menſchen ſo viel Vergnügen zu finden pflegen. Nun ja! ich hatte mich der Glücklichen und Unglücklichen, der Verabſäumten und Verwahrlosten angenommen; ich hatte in meinem Kreiſe Keinem das Leben ſchwer — Manchem es leichter gemacht; ich hatte vielleicht einige Veranlaſſung mit mir zufrieden zu ſein; o mein Gott! das machte mich erſt recht traurig — denn wo lag die Befriedigung wenn nicht in jenem Bewußtſein? — Ich verfiel in einen fürchterlichen Zwieſpalt, weil ſich mir die Frage aufdrängte: Ob nicht das Böſe und das Unrecht einen größeren Reiz gewähren indem ſie in eine Spannung verſetzen, welche man bei Verfolgung des Guten nicht findet? und ob die Stürme welche Kampf und Widerſtand mit ſich führen, nicht einen größeren Aufſchwung des inneren Lebens erzeugen, als ſo ein negativer Friede; — denn Schwung, der war es doch hauptſächlich, der Trank der Begeiſterung! nach dem ich lechzte; und war der zu theuer erkauft durch die Region der Gewitter in welche ſein Rauſch uns zu ſchleudern pflegt? — — —

Und während dies Alles in mir tobte, wühlte, grollte, arbeitete — nahm ich Lectionen der Mathematik und andrer vortreflicher Dinge, die mir ein Greuel waren! und gab meiner armen Ben-

venuta Lectionen der engliſchen Sprache, die ihr wiederum ein Greuel waren. Die Schulmeiſterei riß dermaßen in meinem Hauſe ein, durch mein Beiſpiel angeſpornt war Jeder ſo eifrig zu lehren und zu lernen, daß mir Aſtralis als die Einzige von uns welche noch nicht den Wiſſenſchaften oblag, beneidenswerth erſchien; und daß ich dem Himmel dankte mich nur auf drei Jahr und nicht auf drei Jahr und drei Tage den Studien angelobt zu haben. Denn in dieſen drei Tagen hätte ich ohne Zweifel närriſch werden müſſen und meine Umgebung mit mir, meinte ich.

Letzteres war aber mit nichten der Fall. Herr Becker und meine Geſellſchafterin Fräulein Mathilde hatten ſich durch Philologie und Muſik die Seele nicht abſorbiren laſſen, ſondern ſich mit einander verlobt — was mir, obgleich Beide blutarm waren, unendlich vernünftig und erfreulich vorkam. Ich fragte ihn lächelnd, ob er nicht fürchte daß ſein Apoſtelamt der Gräciſirung in den Schatten treten würde neben den Pflichten des Hausvaters. Er entgegnete ebenfalls lächelnd: ihn wolle jezt bedünken als ſei die Familie eine eben ſo trefliche Schranke gegen Barbarei als das Griechenthum, und er wolle es lieber auf beide Weiſen verſuchen

— worin ich ihn mit Aufrichtigkeit und Theilnahme bestärkte.

Sogar Herr Müller hatte bei mir einen Fortschritt wenn nicht in der Wissenschaft doch so zu sagen im Menschenthum gemacht, indem er sich ganz unsäglich für die polnische Revolution, ihre Anhänger, ihre Auswanderer, interessirte. Der Grund war nämlich — Copernicus! Er fand es nicht zu viel wenn ganz Europa diesen Mann in seinem Volk geehrt hätte, und aufgestanden wäre zu dessen Wiederherstellung. Mit dem unsterblichen und unvergleichlichen Verdienst dieses Mannes könne Keiner in die Schranken treten, denn er habe durch sein System, worin die Erde sich um die Sonne drehe, doch zuerst Ordnung in die Welt gebracht und diese gleichsam erst auf die Füße gestellt. Er seines Theils könne nicht begreifen, daß die Menschen bei einem so grundfalschen Princip wie die Bewegung der Sonne um die Erde, nicht ihrerseits in die größten Verkehrtheiten verfallen, und etwa auf allen Vieren umhergewandelt oder auf den Köpfen umhergehüpft seien. Freilich wisse man auch nicht was in den germanischen, hercynischen und sonstigen Wäldern passirt sei! und daher sei es ein Greuel des Undanks nicht vor einem Volk auf den Knien zu liegen, das einen Copernicus

geboren. Das System ging dem alten wunderlichen Mann über Alles, und von allen menschlichen Empfindungen war es nur die Dankbarkeit, welche seine mumificirte Seele vor gänzlicher Abtödtung rettete. Mit einiger Freude nahm ich wahr, daß dies Gefühl bei mir in ihm wach geworden sei. Sah ich mich überhaupt in meinem Kreise um, so konnte ich mir nicht verhehlen, daß mehr oder weniger alle Menschen die ihn bildeten sich in ihrer Weise entwickelt hatten; und nur ich selbst machte eine Ausnahme. Bei den günstigsten äußern Bedingungen fehlten mir nach wie vor Glück, Ruhe, Sammlung — Alles was nothwendig ist um jene schätzen und genießen zu können.

Der Gedanke daß meine drei Studienjahre zu Ende gingen mit dem nächsten November, bereitete mir einerseits ein unsägliches Wolbehagen; — wie erlöst kam ich mir vor! Jedoch auf der andern überschlich mich ebenso namenlose Angst womit dann — ich sagte nicht die Zeit, denn die blieb leer! aber die Stunden, aber die Tage, auszufüllen sein mögten. Nur nicht mehr lernen und lesen! — war ein Hauptwunsch; nur nicht mich langweilen! war ein zweiter. Wol fielen mir Reisen ein; doch wohin? mit unbesieglicher Bestimmtheit lockte mich kein Ort und keine Stätte in der weiten Welt. Sollte

ich mich ſelbſt, und Benvenuta und Aſtralis mit mir ins Blaue herum ſchleppen? Darin lag für mich keine Erquickung, und vielleicht ein Nachtheil für die Kinder; alſo war ich entſchloſſen in Engelau zu bleiben — nur hätte ich gern Menſchen um mich gehabt, verſchieden geartete, verſchieden gebildete Menſchen, die das Leben verſtanden — nicht ihr Fach, ihre Wiſſenſchaft, ihre Kunſt, u. dgl. mehr. Ich ſetzte mich eines Tages plötzlich hin und ſchrieb:

„Meiſter Fidelis, wo ſind Sie in der Welt? „Wie oft ſeit Jahren thue ich Ihnen in Gedanken „dieſe Frage, und wie traurig war mir's oft, daß „Sie mir nie darauf geantwortet haben. Vielleicht „haben Sie's gethan in derſelben Weiſe wie ich „Sie fragte; aber die Geiſter, durch die Körper „von einander abgeſperrt, können ſich nicht verſtänd„lich machen und in trauriger Einſamkeit ſchleicht „Jeder dahin und wähnt ſich vergeſſen. Sie ha„ben es ſchlecht auf dieſer Welt, die Geiſter! wie „Sennen auf Bergeshöhen kommen ſie mir vor; „durch Klüfte und Abgründe ſind ſie unüberwind„lich von einander getrennt, und von ihrem Da„ſein zeugt nichts als der ſchallende Laut den ſie „zuweilen ausſtoßen wenn ihnen die Seele über„voll iſt. Ob übervoll von Luſt oder Leid, von

„Angſt oder Jubel, von Jammer oder Seligkeit —
„das hört man nicht heraus! O Fidelis, was iſt
„das aber für eine unharmoniſche Welt in welcher
„die Frage ohne Antwort, und der Grundton ohne
„Terz bleibt. Statt in majeſtätiſchen Harmonien
„zu erklingen, verurſacht ſie uns eine Art von gel-
„lendem Ohrenſauſen, aus welchem Diſſonanzen
„häufiger aufkreiſchen als Melodien emporſchweben.
„Da bin ich ja bei der Muſik angekommen, von
„der ich mit Ihnen zu reden habe. Ich bitte,
„ſchaffen Sie mir einen tüchtigen Muſiklehrer für
„meine Tochter, der außer den erfoderlichen Kennt-
„niſſen und Fertigkeiten eine muſikaliſche Seele habe.
„Das iſt ſelten, ich geb' es zu! Zum Handwerk
„und Broterwerb durch Muſik braucht man weder
„eine muſikaliſche noch ſonſtige Seele, nur gleis-
„neriſche Geſchicklichkeit. Aber ich weiß nicht....
„es iſt etwas ſo Ausdörrendes, Saftloſes in dieſen
„Geſchicklichkeiten, daß ich mich fürchte ſie meiner
„Tochter quasi einimpfen zu laſſen! Die mit ihnen
„behafteten Menſchen kommen mir vor wie die Chi-
„neſen: petrificirt in ihrer wunderſamen Geſchick-
„lichkeit, daher unerquicklich wie alle Curioſitäten,
„welche ſtets einen linden Beiſchmack von Mon-
„ſtroſität haben. Alſo ſchaffen Sie mir einen Leh-
„rer nach meinen Andeutungen, lieber Meiſter, und

„ſchreiben Sie mir einmal. Vielleicht ermuntert „mich das. Meine vereinſamte Seele verfällt im„mer tiefer und tiefer in einen murmelthierartigen „Winterſchlaf, aus dem es nur für das Thier, „nicht für den Menſchen ein Erwachen giebt. Wird „der Menſch kalt und müde bei ſeiner Winterwan„derung, und läßt er ſich gehen an die Erſchö„pfung: ſo ſchläft er ein — und ſtirbt. Ich ſuche „mich zu vertheidigen gegen dieſen Tod; allein es „wird mir ſchwer. Helfen Sie mir! und leben „Sie wol.“

Nach Rom ſchickte ich dieſen Brief an die Adreſſe unter welcher ich Sedlatzech ſeine Penſion ſeit unſrer Trennung in Venedig beſtändig zahlen ließ. Ich wartete lange auf die Antwort. Endlich kam ſie — und zwar aus Hamburg. Er ſelbſt brachte einen jungen Italiener und fragte an, ob er ihn nach Engelau begleiten dürfe. Meine Erinnerungen waren ſo ſtumpf und grau, daß ich mich kaum mehr ſeiner Verbannung durch Otbert entſann. Ich lud ihn ein ſo ſchnell wie möglich zu kommen, und er kam an dem für mich ſo ereignißreichen Tage Aller Seelen. Er wurde ſehr gefeiert; er war ſo wichtig für Engelau, denn er war mein und meiner Tochter Geburtstag. Sie wurde acht Jahr alt, ein ſchönes Kind mit den guten Augen und dem

lieben Herzen ihres Vaters, aber still und verschlossen wie ich selbst es gewesen war. Am Morgen gab es Gesänge und Blumenkränze, am Abend Musik und Tanz. Ich hatte mich ein wenig ermüdet gegen zehn Uhr in mein Cabinet zurückgezogen, als plötzlich die Thür geöfnet ward und Sedlaczech eintrat.

„Da sind Sie! sprach ich bewegt. O Fidelis! Gott segne Ihren Eintritt in dies Haus, das Haus meiner Väter und meiner Kindheit!“

„Er segne diesen Tag!“ entgegnete er und drückte meine Hand innig zwischen den seinen.

Ich kehrte in den Salon zurück um den Italiener Herrn Mezzoni zu begrüßen. Philologie und Mathematik sollten morgen auswandern, und statt ihrer zog die himmlische Kunst unter mein Dach; das stimmte mich sehr heiter, ja sogar fröhlich. Doch diese seltene Stimmung entschwand als Sedlaczech fragte:

„Graf Astrau ist doch nicht krank?“

„Er ist wol — so viel ich weiß! entgegnete ich .... und weshalb sollte er denn krank sein?“

„Weil er am heutigen Tage unsichtbar ist.“

„Er lebt schon seit Jahren in Paris“ — erwiderte ich ruhig, aber ich fühlte daß ich erbleichte.

Verlegen darüber etwas Unpassendes gesagt zu

haben, fiel der arme Sedlaczech um dies Gespräch abzubrechen auf etwas ebenso Unpassendes.

„Heute vor dreizehn Jahren war Ihr Vermälungstag" — brachte er fast stotternd hervor.

Wol hatte ich daran gedacht, und meine ganze Kindheit und Jugend, und mein ganzes Schicksal voll seltsamer Einsamkeit waren auf diesem Gedanken an mir vorüber gerauscht und hatten mich während des Tages trübe gestimmt. Jezt vergaß ich es einen Augenblick in der Freude Sedlaczech wiederzusehen und er, er selbst mußte mich daran erinnern.

„Schon dreizehn Jahr den bewußten Traum des Lebens zu träumen .... ist fast zu viel, erwiderte ich kalt. Ueberdies ist dreizehn eine schlimme Zahl. Mir graut vor diesem Jahr."

Man beruhigte mich damit daß das vierzehnte beginne und die böse Dreizehn überwunden sei; und bald darauf trennten wir uns. Du bist ein Novemberkind, vergiß das nicht! — sprach ich zu mir selbst, als ich mein Cabinet wieder betrat, das ich vor einer Stunde so fröhlich verlassen hatte. Der Monat ist ein Symbol Deines Lebens: die Sonne sendet wol zuweilen einen Stral herab, allein er geht unter in Wolken und Nebeln und sie selbst steigt nicht hoch genug um das wüste

Grau zu überwinden. Abwärts, abwärts ſinkt ſie in den erſterbenden December hinein .... da erliſcht ſie im Eiſe.

Am andern Morgen reiste Herr Becker ab, nach Paris. Ich fühlte mich verpflichtet ihm nach der tödtlichen Langenweile der drei Engelauer Jahre die Erholung dieſer Reiſe zu verſchaffen. Er wollte freilich von der Langenweile nichts wiſſen, und es iſt auch ganz richtig: wenn man ſich verliebt langweilt man ſich nicht. Um deſto größer war aber ſeine Freude, und ſie contraſtirte lebhaft mit den Thränen welche Fräulein Mathilde wegen der Trennung vergoß. Indeſſen auch dieſe verſiegten. Sie war ein gutes Geſchöpf; doch glaube ich daß ſie binnen Jahresfriſt im Stande geweſen wäre Mezzoni ebenſo gern zu heirathen als Becker. Aber Mezzoni verabſcheute ſie, eben um dieſe ihre negative Natur, die ihn auch über ihr Clavierſpiel zu der Bemerkung veranlaßte: Ihm ſei dabei zu Muth wie zwiſchen den Perlfabriken ſeiner Heimat — (er war ein Venetianer) — ſo glatt, kalt und ſauber gehe da Alles von ſtatten. Zwei Jahr ſpäter bewerkſtelligte ſich endlich Mathildens Verheirathung und Beckers Anſtellung, und ich denke ſie leben in friedlicher Ehe. — Der alte Müller ließ ſich in Eutin nieder und widmete ſich mit er-

neutem und gänzlich ungestörten Eifer der Forschung nach jener bewußten Formel. Ich trug sorgsam all meine mathematischen Bücher in die Bibliothek und begrub sie dort zwischen ihres Gleichen. Die Stöße Papiere aber die mich mit meinen Arbeiten angähnten, begrub ich noch viel sorgsamer in den Flammen meines Kamins. Wie sie dort als ein Häufchen zerstiebender Asche lagen, sagt' ich ganz laut zu mir selbst: Da sind drei Jahre meines Lebens in Rauch aufgegangen .... und um zu diesem Resultat zu kommen hab' ich die Existenz eines Gymnasiasten — jugendlichen Uebermuth abgerechnet — durchgemacht. Welch ein Unsinn! — — —

Als ich mit Sedlaczech allein war, erzählte ich ihm ausführlich und aufrichtig wie ich mit Otbert gelebt, und warum wir uns getrennt. Er kam mir noch immer — und in Engelau mehr denn je! — als eine Autorität vor und es gewährte mir Erquickung mich an eine solche zu wenden, da grade sie mir seit meinem zehnten Jahr gefehlt hatte. Die kränkliche Mutter, der zärtliche Paul, der gleichgültige Otbert, ließen mich gewähren — aus sehr verschiedenen Gründen, welche aber für mich die nämliche Wirkung hatten. Mein Schwiegervater würde vielleicht versucht haben mich zu dominiren, wenn wir mehr zusammen gelebt hätten;

allein grade ihm würde es schwerlich gelungen sein, weil ich nur kühle Achtung, keine warme Verehrung für ihn empfand. Und mein Onkel der Bischof, für den ich letztere im hohen Grade hegte, mied mit zarter Vorsicht jede persönliche Autorität um nicht unwillkürlich die geistliche hinein zu mischen. So hatte ich Niemand als mich selbst und meine eigene Zustimmung und Abmahnung, woraus ich mir das Tribunal meiner Handlungen zusammensetzen konnte; — und wie bestechlich .... im besten Fall wie einseitig, ist ein solches.

„Wie glauben Sie denn daß Ihre Zukunft sich gestalten werde?“ fragte Sedlaczech.

„Da giebt es zwei Wege, entgegnete ich. Entweder ich verfalle in die schaale Routine des Lebens, welche die Eigenschaft besitzt die Leute — wie man es nennt zu conserviren; nämlich so wie Leichen sich in manchen Gewölben mit dem Anschein von Leben erhalten; und dann kann ich es zu grauen Jahren bringen .... vor denen der Himmel Alle behüten möge die er liebt! Oder solche Existenz ohne Reiz, ohne Nerv, ohne erhebende Gedanken, ohne beseelende Idee, ohne Leidenschaft — führt eine Atonie sämtlicher Kräfte herbei .... welche bald gänzliche Auflösung zur

Folge hat. Acht bis zehn Jahre geb' ich mir noch. Dann ist meine Tochter erzogen, dann bin ich fertig, dann werd' ich vielleicht erfahren zu welchem Zweck ich gelebt habe; — denn bis jezt, das gesteh' ich Ihnen, begreif' ich es nicht. Das Leben aus Instinct fortzupflanzen, welches mir meine Eltern aus Instinct gegeben haben, scheint mir keine erschöpfende Bestimmung zu sein, und alles Uebrige: diese Gesetze *nach* denen — diese Pflichten *für* welche — diese Genüsse *um* welche man lebt: entsprechen so wenig unsrer Natur, sind so sehr das Product eines künstlich zusammengesetzten Zustandes, daß man sich selbst verkünsteln muß bevor man sich an sie gewöhnt."

„Wer kann sagen: ich begreife das Leben! erwiderte Sedlaczech. Niemand! Das ist eben die Sache Gottes. Wir aber, die wir es *nicht* können, sollten die Hände davor falten, weil es eine Hieroglyphe ist, die ein göttliches Geheimniß verbirgt." —

„Immer die Fabel von der verschleierten Isis!"

„Ja! aber auch immer im Fabelkleide die urewige Wahrheit."

„O Meister! rief ich, wie sind Sie nur zu Ihren unumstößlichen Ueberzeugungen gelangt."

„Als ich in meine Seele hinein blickte fand ich sie dort vor; denn sie sind uns eingeboren.“

„Nimmermehr!“ rief ich.

„Doch! unterbrach er mich sanft. Als die Engel in Menschengestalt zu jenen Zeiten von denen nur Legenden uns erzählen, auf der Erde umher wandelten, hatten sie ein geheimnißvolles Wort, kraft dessen sie augenblicklich zu ihren Gestirnen und ihren Himmeln emporsteigen konnten. Die Menschenseele weiß auch von einer solchen Bannformel mit der sie sich über den Staub hinaufschwingen kann, und die ist ihr eben eingeboren, ohne Unterschied der intellectuellen Gaben — Allen! sie heißt: Glaube und Liebe! — der Glaube einer ewigen Einheit anzugehören, die ihrer Essenz nach nichts Andres als eine Vollkommenheit sein kann: das ist der Schöpfer! .... die Liebe, welche uns die Vielheit, das Geschöpf, als unsers Gleichen, als Gefäß seines unerforschten Willens, als Symbol seiner Idee zeigt.“

„Das ist genug für erhabene Menschen, entgegnete ich traurig; — nicht für mich. Diese gleichsam unpersönliche Gemeinschaft mögte ich die der Heiligen nennen .... und die Heiligen, Fidelis, über welche Dornen und Kohlen sind sie gewandelt ehe sie dahin gelangten. Lesen Sie doch

die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtin, der heiligen Thereſia! iſt nicht jede Zeile, jedes Wort in ihre Thränen getaucht, von ihrem Herzblut überrieſelt? wie ſich eine wunde Bruſt aus unſrer harten nordiſchen Luft in eine ſüdlichere flüchtet: ſo haben ſie ihre Herzen einer Region zugewendet, deren Aether feiner als unſer derber irdiſcher iſt, den die kaum vernarbten Wunden nicht ertragen würden. Sie tragen eine Glorie, ja! aber deren Stralen ſind verwandelte Dornen."

„War Chriſtus nicht von ſeinem Herzblut überrieſelt auf dem Weg zu Golgatha? — Sie fürchten das Leid zu ſehr, Sibylle!"

„Ich fürchte es nicht! ich weiß nur aus unſeliger Erfahrung, daß es uns nicht fördert und nicht hilft — und darum meid' ich es" .... — —

„Das heißt Sie laſſen es fallen anſtatt es reifen zu laſſen."

„Das Leid pflegen .... iſt Mißverſtand."

„Es reifen laſſen .... grenzt an Weisheit! ſprach er lächelnd. Es lebt ſich dann durch alle Phaſen durch und aus; es geſtaltet ſich zuweilen zu einer köſtlichen Eſſenz — wie ſtarker Wein, das Leben kräftigend, wie Roſenöl, es mit Balſamduft durchhauchend. Zuweilen wird es freilich auch zu einer ſehr, ſehr bittern Frucht, durch die man nichts ge-

winnt als — eine ſchmerzliche Warnung oder Erfahrung. Doch gleichviel! bei dieſer inneren Arbeit iſt der Boden ſo zergraben und gelockert, daß er fähig iſt ein neues Samenkorn zu empfangen. Wird aber die Frucht haſtig und unreif abgeriſſen — wie Sie es thun — ſo iſt die ganze Entwickelung gewaltſam unterbrochen, und ringende Kräfte reagiren ſchädlich .... ja feindlich, weil ſie nicht ihren natürlichen Gang gehen durften. Sie ſtocken, und es wird daraus das Allertraurigſte was den Menſchen befallen kann und was ich verſetztes Leid nenne: Bitterkeit. Hüten Sie ſich davor, theure Sibylle."

„O Meiſter! rief ich bewegt und mit feuchten Augen, wie thun Sie mir wol! bleiben Sie nur immer bei mir! bei Ihnen fühl' ich mich zu Hauſe und bei meines Gleichen; denn Sie denken, empfinden und ſprechen wie ein Menſch — während ich ſo lange! ſo lange! nur ſprechen höre vom Standpunkt aus, den Beruf oder Gelehrſamkeit oder Verhältniſſe zur Pflicht und zur Gewohnheit machen. Das iſt natürlich .... ach, es mag ſogar reſpectabel ſein! aber .... ich kann's nicht aushalten — ich kann es nicht! All dies kluge Wiſſen, all dies brave Thun kommt mir vor wie der Teich Bethesda, deſſen Gewäſſer ſtagniren und

ohne Leben und Wirksamkeit sind bis ein Engel über sie dahin rauscht und sie segensvoll macht. Nach diesem lebendig machenden Geist schmachte ich — und von Ihnen weht er mich an. Bleiben Sie hier."

„Und wenn Graf Astrau kommt?" .... — —

„Er wird nicht kommen! Käme er aber, so würde er ein Gast unter meinem Dach sein gleich Ihnen — und das Gastrecht meines Hauses genießen wie ein Fremder — und nicht wie Sie, mein Freund."

„Ich werde bleiben so lange ich kann! entgegnete Sedlaczech nach einigem Schweigen und mit gepreßter Stimme. Kann ich nicht mehr so" .... —

„So sind Sie frei — das versteht sich! unterbrach ich ihn. Aber jezt .... bleiben Sie bei mir. Und glauben Sie mir: es ist Ihre Pflicht! wo der Mensch die heilsamste Wirsamkeit übt — ist sein Platz. Es ist nicht Jedem gegeben wolthätige Lebensluft um sich zu verbreiten. Trockne, dürre, harte Seelen hauchen Stickstoff aus, worin das Leben erlischt, das in ihre Atmosphäre geräth. Aber Sie entzünden das bereits halb erstorbene" .... —

„Wozu dies Alles! unterbrach er mich unruhig. Ich kenne ja Ihre Art: heute fanatisiren Sie sich für einen Menschen der Ihnen ein Prophet zu sein

ſcheint, und binnen drei Wochen ſind Sie ſeines falſchen Prophetenthums überdrüſſig, klagen ihn der Täuſchung, ſich ſelbſt des Irrthums an, und geben ſich einer ebenſo übertriebenen Schwermuth hin als Ihre Freude übertrieben war."

„Mit Otbert war es allerdings ſo," antwortete ich beſchämt.

„Und nicht mit ihm allein, ſondern mit Allen und Allem was Sie je ergriffen haben."

„Wolan es iſt ſo! rief ich entſchloſſen, denn meine Seele will Ruhe finden in dem was ſie liebt, und findet ſtatt deſſen Unruh, Angſt, Verzweiflung — weil die Gegenſtände ihrer Liebe weſenlos an ihr vorüber und in das Nichts hinein ſchweben dem ſie angehören. Ich kann das nicht ändern, weder meine Sehnſucht noch meinen Schmerz kämpfen. Beide ſind gleich groß, gleich gewaltig. Wie jene Halb-Verdammten des Dante befinde ich mich in einem beſtändigen Wirbelwind. Das Unbekannte lockt mich mit den ſüßeſten Verheißungen, die in dem Bekannten ebenſo ſicher untergehen, wie eine gewiſſe flammende Morgenröthe einen Tag voll Regen bringt. Zwiſchen jenen Chimären und dieſer Nichtigkeit ſtehe ich auf einem ſo ungewiſſen Punkt wie der Krater eines Vulkanes iſt! ich habe ihn nicht gewählt, nicht geſucht! ich bin durch

meine angeborne Richtung zu ihm hingeführt worden .... und Sie machen mir Vorwürfe! ist das gerecht?"

„Ja, ich mache Ihnen Vorwürfe, Sibylle! Wer klar genug über sich selbst ist um die Richtung zu erkennen in welche seine Natur ihn drängt — wer dieselbe unabläſſig verfolgt: dem ziemt keine Klage wenn deren letzte Consequenzen ihm begegnen — denn er sollte auch über sie allmälig klar werden und sie als Bedingungen der Existenz annehmen. Ein Ringen aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit — das ist das Leben; das ist das Ziel des Menschen; dahin muß er streben durch Licht und Schatten, in Sieg und Niederlage, durch handeln und denken, mit Kreuz und Schwert; darin muß er seine Seligkeit suchen — denn seine Bestimmung ist Seligkeit. Nur muß zuvor mancher herbe Kelch geleert werden, der auf ewig geheiligt ist weil ihn der Allerheiligste nicht verschmäht hat. Aber Sie .... laſſen ihn fallen! Aber Sie .... mögten in der Vollkommenheit geboren sein und bequem die Seligkeit als Hausmannskost genießen in Ihrer olympischen Trägheit!"

„Ja! denn ich bin mir bewußt sie nimmermehr verdienen zu können!"

„Verdienen? Wer spricht von verdienen .... ich

gewiß nicht, Sibylle! die Seligkeit kann nicht verdient — ſie muß errungen werden. Sie verdienen wollen wäre Knechtes- und Miethlingswerk, von denen geſchrieben ſteht: „ſie haben ihren Lohn dahin.“ Der Freie ringt. Das braucht kein ſichtbarer Kampf zu ſein voll Getümmel und Geſchrei; — er kann ebenſowol in tiefer Stille entſchieden werden und der erbleichenden Lippe nicht eine Klage entlocken. Der Eine ringt .... und die Erde bebt, die Völker zittern, die Welt droht aus ihren Angeln zu gehen; — der Andre ringt .... und die Thräne eines Dankbaren fällt auf ſeine Pfade, und der Segen eines Geretteten folget ihm nach. Dieſer ringt um ſich zu verſtehen — Jener um ſich zu beherrſchen — Der, um ſich zu entwickeln — und Der nach Weisheit! und Der nach Brot! und Der nach Ruhm! Alle .... auf ihre Weiſe, nach ihren Einſichten, mit ihren Kräften, welche ſo verſchieden ſind wie die Individuen ſelbſt. Aber ſie ringen, das heißt ſie ſammeln ihr ganzes Weſen auf einen Punkt, von wo ſie den Zug ins gelobte Land beginnen — vielleicht, wie Moſes, es nie erreichend! — Und auch Sie müſſen ringen, Sibylle, ſonſt werden Sie untergehen.“

„Und wohin — wohin ſoll ich ringen?“ rief ich.

„Zu Gott!“ ſagte er ſanft.

Himmlisch mild wie der Schlußaccord einer Hymne fiel dies Wort und diese Stimme in mein Ohr. „Zu Gott!“ wiederholte ich leise, und mein Gesicht sank in meine Hände, und mit tausend Thränen brach ich in mir selbst zusammen und ihre heiße Flut hob den starren Frost unter dem mein Herz seit Jahren eingeschrumpft war. Als ich aus diesem Paroxismus wieder zu mir selbst kam und mich ganz bewildert umsah — war Sedlaczech fort! — —

Hatte ich eine Vision gehabt? — hatte unter Orgelton und Glockenklang eine Stimme zu mir geredet? — Ich war doch jeden Sonntag in der Kirche gewesen und hatte ein Paar hundert Predigten gehört und hatte außerdem manches ernste gute Wort über religiöse Dinge mit meinen Pfarrern — und nicht blos mit ihnen! — geredet, und nie war mir so zu Muth gewesen. Nie bebte meine Seele vor ihrem Wort und dennoch ihrem Wort entgegen! Nie stand ihnen der Mosisstab zu Gebot, der aus dem Felsen Wasser schlug! — Und jezt kommt ein Mensch, sagt das Allereinfachste, das Allernatürlichste, was ich, was Jeder ebensogut oder besser hätte sagen können — schöpft es aus dem warmen tiefen Quell seines Herzens — und bewegt mich so .... aber so, daß ich zu mir selbst sprach:

Vielleicht iſt der Engel über den Teich Bethesda dahin gerauſcht, und die Blinden und Lahmen, welche jezt in ihm baden, werden geneſen! — Vielleicht iſt Oſtertag gekommen ..., der Morgen der Auferſtehung. — O welche Gotteskraft iſt im Menſchen .... wenn er ein göttlicher Menſch iſt! — — —

Das Leben bekam jezt eine andre Färbung, als ob ein wärmerer, farbenreicherer Himmel einen kühlen und eintönigen verdrängt habe. Freilich war nicht mehr jeder Stunde ihre unveränderliche Beſtimmung wie von einem Fatum zugewieſen. Freilich waren meine Beſchäftigungen willkürlicher und unregelmäßiger. Ich trieb nicht mehr die Eintheilung der Zeit bis zu pedantiſcher Genauigkeit. Eben daher ward mein Leben mannigfaltiger weil Stimmung und Neigung des Augenblicks befragt wurden, weil der Tag nicht wie die Muſik einer Spieluhr mechaniſch abgearbeitet wurde. Was war das nur für ein unſinniger Einfall ſich dermaßen in ein Extrem zu ſperren? fragte ich mich ſelbſt ganz verwundert — und bedachte nicht, daß ich mir dieſe Frage wol ſchon zwanzig Mal vorgelegt hatte und immer aus einem Extrem in das andre geſchwankt ſei. Jezt wollte ich auf der ſchönen klaren Mitte bleiben. Ein ſtiller Geiſt kam über mich. Mir

ward woler denn je. Ich weiß nicht was für friedliche Anklänge voll ſüßer Melancholie aus den Tagen meiner Kindheit, aus der Erinnerung an meine Todten, mich anwehten! Sedlaczech war der Repräſentant jener Vergangenheit! unwillkürlich ſah ich ihn von dem Kreiſe geliebter Geiſter umringt; unwillkürlich reihte ich ihn einer andern Ordnung der Weſen an. Ich hegte ihn mit zärtlicher und ehrfurchtsvoller Pietät in meinem Hauſe, wie den Barden aus den Tagen der Väter in den Oſſianiſchen Geſängen. Ich ſagte ihm das.

„Bin ich wirklich ſo ſehr alt und ehrwürdig?“ fragte er lächelnd.

Ich mußte ihn auf dieſe Frage einmal gründlich betrachten. Nach einer Pauſe ſagte ich:

„Das Genie hat kein Alter, und Sie haben ein merkwürdiges Antlitz, Meiſter Fidelis — als hätte die Natur bei deſſen Bildung mächtig tiefſinnige Gedanken gehabt, und als hätten Sie dieſe Gedanken alle errathen, alle ausgeführt.“

Dies war ganz richtig! die Züge waren feſt geſchnitten und feſter noch ausgebildet. Flammenfinger ſchienen magiſche Zeichen auf ſeine Stirn geſchrieben — Elfenfinger deren ſtrenge Furchen geglättet, und den Abglanz ihres eigenen Schimmers über ſie gebreitet zu haben. Die graden

ſtarken Augenbrauen, der feſtgeſchloſſene Mund zeugten von unüberwindlicher Entſchiedenheit; aber wenn dieſe Lippen ſich im Lächeln oder im bewegten Sprechen lösten, ſo legte ſich ein ſchmerz- und ſeelenvoller Schmelz weich und faſt zitternd über ſie. Das Auge ruhte unter der Felſenſtirn in tiefer Höle wie ein farbenſpielender Diamant, der ſein Licht nach innen wendet und nur zuweilen deſſen Reflex nach Außen blitzen läßt.

„Sind Sie eine Jüngerin Lavaters? fragte er ſcherzend; und glauben Sie an deſſen Phyſiognomik?“

„Ich glaube an die Urmacht der Natur. Iſt der Menſch nicht der Aus- und Abdruck der in ihm wohnenden, ihm uranfänglich eingehauchten Idee: ſo iſt er ein Larvenbild, und dieſes iſt von einer wahrhaften Geſtalt zu unterſcheiden. Ich glaube daß Genius und Größe nicht wie Zieraffen ausſehen und ſich geberden; und glaube daß im Zieraffen ebenſowenig Größe und Genius ſtecken. Ich glaube daß ein Engel nicht ausſieht wie ein Teufel — daß ein Teufel die Maske eines Engels vornehmen und Diejenigen täuſchen kann die gedankenlos mit ihm umgehen und ſich täuſchen laſſen wollen — und daß der unbefangen beobachtende Blick ſie unterſcheidet. Und ich glaube endlich daß unſer in dieſer Beziehung urſprünglich ſcharfer Blick

ſtumpf wird, weil er die allgemeine Sitte mitmacht den Menſchen nach dem Rock zu beurtheilen. Und Rock nenne ich nicht blos ſeine Kleider — ſondern die ganze Form unter der er zur Erſcheinung kommt, und die von den gekräuſelten Haarſpitzen bis zu den viereckigen Schuhſpitzen conventionel iſt.“

„Wäre es nicht ein unerhörtes Unternehmen, entgegnete Sedlaczech, aus einem modernen Schuh auf das ſchöne Gebilde eines menſchlichen Fußes mit ſeiner feinen und feſten elaſtiſchen Gliederung ſchließen zu wollen? Und wie der Schuſter mit unſerm Fuß, ſo verfährt der Menſch mit dem Menſchenantlitz.“

„Aber dem unbezwinglichen Herzens- Geiſtes- und Leidenſchaftsleben bleiben dennoch immer Canäle geöfnet in denen es ſich ausſtrömt und ausſtralt. Und ich meine auch nur daß der Grundzug einer Natur, die Hauptrichtung eines Characters erkennbar ſind — etwa ſo wie Beethovens Antlitz die ſturmbewegten und durchfurchten Züge eines Titanen an Macht und Tiefſinn nicht verleugnen kann — und Rafael nicht die liebende Anmuth ſeiner Seele.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung! ſagte Sedlaczech, und da ich finde daß die Hauptrichtung eines Menſchen die einzige iſt, welche bei ſeiner Beur-

theilung von Wichtigkeit ist, so freut mich stets die Wahrnehmung, daß sie sich zwischen den kleinen verwickelten Zickzacklinien der Zufälligkeiten Platz macht."

„Wenn Sie mich nicht kennten, Fidelis, sprach ich gedankenvoll, was würden Sie über meine äußere Erscheinung sagen?"

„Das ist schwer .... fast unmöglich! .... Vielleicht würde ich sagen: eine schöne schicksalträumende Walkyre! — Vielleicht .... eine Somnambule, so ahnungsvoll, aber befangen und gebunden; eine immense Seele — aber leer."

Fräulein Mathilde hatte dem Gespräch zugehört in ihrer Weise, d. h. jedes meiner Worte als einen Orakelspruch bewundernd. Als ich jezt ernst und sinnend schwieg, nahm sie gekränkt das Wort und rief lebhaft:

„Herr Sedlaczech! besinnen Sie sich! wie können Sie die Gräfin eine leere Seele nennen! sie ist ja so voll Güte und Wolwollen! Ich hätte gemeint daß Sie auf Ihren Reisen mehr Menschenkenntniß erworben haben müßten."

„So wird man verkannt — und gar von seinen Freunden!" rief ich scherzhaft und abbrechend. Aber zu Sedlaczech sagte ich später:

„Sie hatten ganz Recht, Fidelis! statt zu leben

— träume ich mir Schickſale, und ich ſuche die Seele durch Handlungen der Güte und des Wolwollens zu füllen — denn ſie iſt leer."

Er ſchwieg. Ueberhaupt ſchwieg er viel, und ich hätte doch gewünſcht er möge viel ſprechen. Ich fragte ihn auch einmal weshalb er ſo wortkarg ſei? er habe doch Gedanken vollauf.

„Worte ſind nicht die eigentliche Sprache meiner Gedanken; antwortete er. Ich bin ſo daran gewöhnt die beſten und tiefſten in Muſik auszuſprechen, daß ich, wenn ich reden ſoll immer jene Unbeholfenheit fühle mit der wir uns in einer fremden Sprache ausdrücken. Ueberdas habe ich nicht jene Gabe der Unterhaltung, die man nur im Verkehr mit der großen Welt entwickeln kann."

„Ganz Recht, Fidelis: mit der großen Welt, in der alle Menſchenbildungen ihren Platz einnehmen, ſich durch einander drängen und bewegen, und jede auf ihre Art die Sprache verſtehen und handhaben. Da muß der Gedanke ſchnell und beweglich, der Ausdruck fein, ſchmiegſam und doch präcis ſein, und immer wechſeln je nach dem Verſtändniß Desjenigen mit dem man eben redet. Dazu gehört ein erſtaunlicher Scharfblick und eben ſo erſtaunliches Wolwollen. Die große Welt bietet zu dieſen Uebungen einen vortreflichen Tummelplatz.

Aber ihre Fractionen, dieſe Maſſe von kleinen Welten welche ſich ſämtlich nur darum groß finden und nennen, weil ſie für die wirklich große weder Maßſtab noch Ahnung noch Verlangen haben: die ſind recht eigentlich dazu geſchaffen den Menſchen um die edle Gabe der Sprache zu bringen. In der eleganten Welt — welch ein frivoles Gezwitſcher! in der gelehrten Welt — welch ein pedantiſches Dociren! in der literariſchen — welch ein babyloniſch verwirrter Wortſchwall! Wer ſich nur in einer derſelben bewegt und mit ihrer Redeweiſe unwillkürlich auch ihre Gedankenrichtung annimmt, wird in den andern ſo unverſtehend und unverſtändlich ſein, wie ein Kamtſchadale zwiſchen Hottentotten und Botokuden. Und es kann unſereinem wol begegnen in eine derſelben hinein zu gerathen! .... aber Ihnen, Meiſter, Ihnen ſteht die ganze große Welt geöfnet."

„Was hilft das einem ſchüchternen Menſchen? ich bin ſchüchtern — meine Seele iſt's! Das mag mit meinem Schickſal, mit meinen Fähigkeiten zuſammenhängen. Meine Gedanken und Empfindungen kommen mir ſo beſchränkt, alltäglich und armſelig vor wie Nachtviolen, die unſchönen grauen Blumen, die nur dann zu duften wagen, wenn die Nacht mit ihren ewigen Geſtirnen heraufzieht;

dann verſchwinden ſie unbemerkt unter den goldnen Sternen. Meine Nacht — iſt die Muſik. Sie breitet ihren Sternenmantel über mich und in ihrem Schutz öfnet ſich unbefangen meine Seele."

„Ihr inneres Leben mögt' ich kennen, Meiſter, ſagte ich gedankenvoll. Es muß gleich dem Karfunkel ſein: myſtiſch und licht."

„Iſt nicht jedes innere Leben ſo?"

„O nein! ſo iſt es! ſtatt der Myſtik — Verwirrung, und ſtatt des Lichtes — farbloſe Wäſſrigkeit!" rief ich.

„Sie ſind ſehr hart, Gräfin Sibylle!" ſprach er.

„Nur gegen mich, Fidelis! meine Bemerkung galt hauptſächlich mir! .... aber freilich nebenbei manchen Anderen. Denken Sie doch nur: der bewußte Geiſt, der die Perſönlichkeit genau beſtimmt und ausprägt — der macht licht. Und die Inſpiration, die Begeiſterung, die Gefühlsſtrömungen von Andacht und Liebe, welche jene Perſönlichkeit durch- und umfließen und ſie im unbewußten Zuſammenhang mit dem Ganzen, mit dem All zeigen — die ſind myſtiſch. Glauben Sie wirklich daß dieſer hochheilige Tag und dieſe tiefheilige Nacht eine alltägliche Erſcheinung in unſern verſchrumpften, verfinſterten, engen, matten Seelen ſei?"

„Ich glaub' es nicht, erwiderte er ſanft, und

daher glaub' ich auch nicht daß ſie in mir zu finden ſind. Aber ich denke ſo Einer wie Sie ihn meinen muß Beethoven geweſen ſein! frei im Geiſt, wie ein ächtes Kind Gottes; und im Einklang mit den Geſtirnen, den Elementen, ſeinen Geſchwiſtern! In der Symphonie ſeines Daſeins, welche unter der Hand Gottes dahin gerauſcht iſt, bildet ſein Geiſt die ewig lichte, ſonnenſchöne Melodie, die auf dem Zuſammenbrauſen unirdiſcher Ströme — auf dem Zuſammenklingen unirdiſcher Glocken — auf einer Unendlichkeit von Harmonien ruht, die alle in der Urtiefe ſeines Weſens wiederhallen und neugeſtaltet aus ihr empor quellen."

Wenn Sedlaczech durch den Gegenſtand hingeriſſen ſprach — wenn er gleichſam das Wehr öffnete und die Flut der Empfindung nicht länger hemmte — wie veränderte ſich dann ſein Geſicht, ſein Ausdruck, ſeine Stimme! Die Stirn wurde ſo transparent, daß man meinte hinter ihr die Gedanken weben und walten zu ſehen; — das hagre bleiche Antlitz war erfüllt und erwärmt von der Ueberfülle der Seele; — die kalte monotone Stimme klang und vibrirte wie ein tonreiches Inſtrument das erſt jezt ſeinen Meiſter gefunden. Ebenſo war es auch wenn er ſpielte. Ich würde geglaubt haben, daß jene Veränderung nur für mein Auge

mit ihm vorgehe, wenn nicht Fräulein Mathilde mich überraſcht und neugierig gefragt hätte, ob ich dieſelbe bei vielen Menſchen außer bei Sedlaczech wahrgenommen habe; was ich verneinte.

„Welch ein herrlicher Schauſpieler hätte er werden müſſen, ſetzte ſie hinzu, da er im Stande iſt ſeine Mienen und Bewegungen ſo in Uebereinſtimmung mit ſeinen Worten zu bringen.“

Sie war mir immer ziemlich einfältig vorgekommen, die gute Mathilde! jezt fand ich ſie gradezu dumm: ſie konnte wähnen daß er abſichtlich dieſen und jenen ſtudirten Ausdruck annahm! — Und wenn ich es recht bedachte machte ſie keine Ausnahme von der Regel; denn in der Regel betrachtet die Gewöhnlichkeit die Zeichen und Gepräge des Außergewöhnlichen wie Jonglerie, Komödie und Maskenſpiel, welche aufgeführt werden um Staunen und Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Das kann ſie nun einmal durchaus nicht begreifen — abgeſehen von allem Uebrigen was ſie ebenfalls nicht begreift! — daß der Außergewöhnliche ſich gehen läßt in der Sorgloſigkeit ſeiner Natur, ſtatt zu ſchwimmen in ihren bodenloſen Anſprüchen von Bemerkt- und Begafftwerden.

Zwiſchen Sedlaczech und Mezzoni entwickelte ſich Mathildens bis dahin etwas ſeelenloſes Talent.

Letzterer spielte wunderschön das Violoncello, Ersterer die Geige, Mathilde den Flügel; damit wurden herrliche Sachen von Haydn, Mozart und Beethoven ausgeführt. Oder Mezzoni und Sedlaczech spielten auf zwei Flügeln — oder endlich dieser allein! Ich liebe nicht das Piano; Holz bleibt Holz! hat das Holz eine Seele, so ist sie darin eingesargt, während sie um die Saiten vom Bogen berührt, mit Schmetterlingsflügeln schwirrt und wirbelt. Aber wenn er spielte so war es kein Holz, überhaupt kein Piano mehr, sondern ein niegehörtes Instrument, das er nach eigener Erfindung behandelte. Ich Ungeschickte mußte immer zuhören! ich hatte es auf dem Piano nie bis zur Mittelmäßigkeit, und auf der Harfe nur so weit gebracht um meinen Gesang zu begleiten. Jezt wurde ich zuweilen meiner passiven Theilnahme überdrüssig und begann meine Stimme wieder zu üben, woran ich stets Vergnügen gefunden hatte. Dadurch kamen wir auf die Vocalmusik und nun in Sedlaczechs geliebtes Fach — den Kirchengesang. Er verstand es seine Liebe, seine Bewunderung, seine Andacht uns Andern einzuflößen, und ohne daß Einer von uns eine wahrhaft schöne oder glänzend ausgebildete Stimme gehabt hätte, wurde es uns doch möglich durch Fleiß, Ausdauer und

Ernſt von den altitalieniſchen Kirchenmuſiken Manches vierſtimmig auszuführen. Mit ihren Worten voll übermenſchlicher Klage und Sehnſucht — voll göttlicher Verheißung und Barmherzigkeit — den Pſalmen und Propheten entnommen — von Paleſtrinas, Leos und Durantes glaubensſtarken Seelen in die mächtige Sprache ihres Genius übertragen, der ſich von allen Qualen, Sünden und Leidenſchaften der Welt in dem geweihten Born eines unantaſtbaren Glaubens friſchbadete: machte dieſe Muſik mir einen ganz unerhörten Eindruck. Ich kam mir wie geadelt vor indem ſie über meine Lippen ging. Die dumpfen Aengſte meiner Seele lösten ſich auf in dieſer Ruhe welche das Leben und den Tod überwunden hat und von den Wonnen des Paradieſes nichts erwartet — als deſſen unzerſtörbaren Frieden. Immer war mir dabei zu Muth wie einem ſterbensmüden Pilger, der erſchöpft im Schlaf gefallen iſt und der in ſeines Traumes ſeligen Viſionen nicht merkt, daß ſein Leib auf ſteinigem Boden liegt und ſeine Füße von Dornen bluten. Ich begann nie anders als mit Andacht; ich ſchloß nie anders als in Extaſe. Dieſes Ringen zwiſchen Körper und Seele — dieſe Uebermacht der letzteren mit der ſie ſich ſchauernd, bebend, die flammendſte Kraft zuſammenfaſſend, allendlich in

den Aether einer Region ſchwingt, die ihr im gewöhnlichen Zuſtand verſagt bleibt — dieſe Extaſe, welche uns in einzelnen, in den höchſten Momenten von Glück, von Liebe, von Opfer, über uns ſelbſt emporrafft: nie empfand ich ſie reiner und ſtärker, weder vorher noch nachher, als eben bei jener Muſik. Daher lebte und webte ich in ihr. Nach meiner excentriſchen Art ging Alles neben ihr unter. Der Tag hatte nur Werth für mich weil er den Abend und mit ihm meinen Hochgenuß brachte, der bis tief in die Nacht hinein fortgeſetzt wurde. Mezzoni und Sedlaczech dachten ebenſo wenig als ich an das Aufhören. Fräulein Mathilde dachte wol zuweilen im Stillen daran, betrachtete aber die Sache zu ſehr als eine treffliche muſikaliſche Uebung, die ihr in Zukunft, als Lehrerin vielleicht, zu gut kommen könne, um ſie nicht mit Eifer obgleich ohne Andacht zu treiben. Unſer Auditorium ſtörte oder befeuerte uns nicht, denn wir hatten keines. Ich hatte ein Muſikzimmer neben dem Salon eingerichtet in welchem wir uns Abends Alle verſammelten — auch die beiden Kinder und Benvenutas Gouvernante und Hofmeiſter. Aber die erſteren gingen früh ſchlafen, und die letzteren, zwei leidenſchaftliche Schachſpieler, blieben immer im Salon vor ihrem Schachbrett und küm-

merten ſich ſo wenig um Paleſtrina als wir uns um Philidor. Ich hatte freilich verſucht meine Sonntagsgeſellſchaft durch unſre Muſik zu entzücken; aber das gelang nicht! Der geiſtliche Theil hörte nicht ohne Erbauung wenn auch ohne Vergnügen zu; der weltliche kämpfte mühſam mit Schläfrigkeit; er war nicht daran gewöhnt zu dieſem ernſten Gedankenkreis ſich zu erheben. Fräulein Mathilde mußte ſpielen und ſingen, oder Mezzoni eine Scene aus einer Opera buffa oder die Barcarolen ſeiner Heimat vortragen, was er mit unbeſchreiblich guter Laune und Gewandtheit that: das war ihnen angenehmer, erheiternder, gleichſam mehr ein Sonntagsvergnügen voll Contraſt mit ihrem Alltagsleben. — — —

Wieder vergingen die Tage ungezählt und unbemerkt; Winter und Sommer; und wieder ein Winter und noch ein Sommer. Ich war wol nicht glücklich, aber ich vergaß daß ich es nicht war — und damit war viel gewonnen nämlich etwas Beruhigung! denn das ſuchen, ſehnen und jagen nach Glück ließ nach, und daher war mir das Leben nicht länger ein heißer Kampf oder eine lähmende Laſt. Ich forſchte nicht, ich fragte nicht. Ich glaube zum erſten Mal ſeit ich geboren, gewährte mir die Gegenwart wie ſie eben war ſtillen

Genuß. Ich hätte vielleicht Zuwachs, Vermehrung und Erhöhung deſſelben gewünſcht, doch gewiß nicht um den Preis irgend einer Veränderung. Die alten Aſtrologen ſagten: diejenigen ſind unfehlbar unglückliche Menſchen, deren Stern bei ihrer Geburt unter dem Horizont geſtanden hat; das Glück wird auch ſtets unter demſelben bleiben. So ging es mir! mein Glücksſtern warf nur höchſtens eine zarte Dämmerung in meinen Horizont herein; er ſelbſt ſchwang ſich nicht ſo hoch empor. Mehr noch! wenn dieſe Mondaurora, wie ich ſie nennen mögte, ſich zeigte — ſo war faſt mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß ſie Vorbote eines Ungewitters ſein würde.

Ich hatte der Kirche von Engelau eine neue Orgel geſchenkt, ſo groß und ſchön wie die Räumlichkeit es nur immer geſtattete. Der Organiſt verſtand durchaus nicht ſie geltend zu machen; — Sedlaczech erbot ſich ſie einmal zu ſpielen damit ich ihre eigentliche Kraft und Fülle hören könne. Wir gingen eines Nachmittags ſämtlich in die Kirche. Es war ein warmer milder Septembertag, ein letzter Gruß des ſcheidenden Sommers. Die uralten Ulmen, welche mit einem tiefen Schattenkreis den Gottesacker, die Heimat der Schatten, umgaben — zeigten ſchon manch welkes Blatt

zwiſchen ihrem fahlen Grün. Die Droſſeln zirpten ihr Wanderlied und ſammelten ſich zur gemeinſamen Rückkehr in die Winterquartiere. Die Felder waren Stoppeln; die Wieſen noch grün, aber moos- und nicht mehr ſmaragdgrün. Das Laub der Hecken und Bäume war überall ſchon gelichtet. Nur die Eichen ſtanden noch in voller Kraft und Friſche, wie behelmte geharniſchte Helden, bereit mit dem Feinde Herbſt einen Kampf zu beſtehen, während alle andern Bäume die Waffen ſtreckten. Sie rührten mich, die alten Helden! ſie ſahen ſo kräftig und ſchön aus im Goldglanz der tiefſtehenden Sonne, welcher ſich mit zitterndem Geflimmer um die gewaltigen Aeſte wob. Es hilft euch nichts, ſagte ich und ſah ſie wehmüthig an, ihr müßt auch in den Staub! etwas früher, etwas ſpäter — aber er bleibt nicht aus ..., der Tod! — Da fiel mir ein daß eben heute Heinrichs Todestag ſei; und plötzlich zog an meiner Seele ein langer Trauerreigen vorüber: geſtorbene Menſchen und geſtorbene Freuden und Hofnungen! geſtorbene Leben der verſchiedenſten Art! und über ihnen Allen, von Heinrich bis auf Arabella, ein Tropfen meines Herzbluts ausgegoſſen, und mit ihnen .... verweſt? .... verweht? — —

Hundertmal ſchon glaubte ich bemerkt zu haben,

daß Sedlaczech die geheimſten Regungen meiner Seele ahnte und mir dies Verſtändniß in einer Weiſe kund gab, die wiederum nur mir verſtändlich war. Jezt — begann er Mozarts Requiem. Die Trauerflöre verdichteten ſich um meine Seele. „Dies irae“ donnerte mich an, mich! nicht meine Todten. Aus dem Zornbrand der Welten waren ſie bereits hinüber gerettet in die ewigen Hütten. Aber ich! aber ich! „Quid sum miser tunc dicturus?“ — dieſe Figur wechſelte unter Sedlaczechs Hand immer ab mit dem: „Nil inultum remanebit;“ — und erfüllte mich mit unſäglichem Verzagen. Ströme von Traurigkeit ergoſſen ſich um mich; ſchwarze Schaalen voll Schwermuth leerten ſich über meinem Haupt. Für die Sünde für die Tugend hatte die göttliche Gerechtigkeit Strafe und Lohn; allein was konnte ſie mit einem Weſen machen, das ihre höchſte Gabe, das Leben! nicht gebraucht, und eigentlich nicht gelebt hatte? — Es vergeſſen! weiter nichts. „Quid sum miser tunc dicturus?“ klagte die Orgel. Ja, ich war die Elende, die nichts zu ſagen wußte, als das eine Wort, welches ſchon jezt der Fluch und das Schreckbild meines Daſeins war: Nichts! und abermals: Nichts! Schwer mogte es ſein mit Sünden und Verbrechen belaſtet zu erſcheinen; jedoch aus

dem Munde dieſer Beladenen wie inbrünſtig ertönte es: „Recordare, Jesu pie!“ Fleiſch und Blut und ihre Sünden konnten nicht ſtrenger gerächt werden, als ein Schattenleben, das in Nichts Verlockung und Genuß gefunden — in Nichts ſeine Rechtfertigung zu ſuchen hatte. Wer wird mich erlöſen! ächzte ich in der ſchauerlichen Finſterniß welche ſich in der Kirche verbreitet hatte.

„Salva me, fons pietatis!“ klang es von der Orgel herab; und darin ließ Sedlaczech wie in ewiger Wonne die Töne verhallen. Wir verließen Alle tief ergriffen die Kirche. Keiner ſprach ein Wort. Der Mond ging langſam auf. Ich nahm Sedlaczechs Arm und ſchlug mit ihm den längern Rückweg durch den Garten ein; die Uebrigen gingen gradesweges nach Hauſe. Ich theilte ihm den gewaltigen Eindruck des Requiems auf mich mit:

„Wie ein Donnerruf des Gewiſſens klang es.“

„Ich denke nicht daß das Ihre mit ſo fürchterlicher Stimme zu Ihnen ſpricht,“ ſagte er mit ſeinem gewiſſen kalten Ton, der mir häufig das Wort auf den Lippen tödtete, weil er mehr zum Schweigen als zum Reden auffoderte.

Allein es war Sturm in mir geweſen; da gingen die Wellen noch hoch! ich fragte kurz:

„Wie kommt es, Meiſter, daß Sie, ein ſo in-

nerlicher Menſch, ſo wenig lieben von innern Zuſtänden zu ſprechen?“

„Das dächte ich nicht! ich ſpreche darüber wenn ich grade in der Stimmung bin; aber ich habe ſie freilich nicht immer und ich ſetze ſie noch ſeltner bei Andern voraus. Was in uns vorgeht hat doch eigentlich nur für uns ſelbſt Wichtigkeit, ſobald es ſich nicht durch das Organ der Kunſt oder der menſchenfreundlichen und gemeinnützigen That an den Tag legen läßt. Ich meide gern das Unnütze, am Meiſten das unnütze Wort.“

„Wer ſagt Ihnen daß jedes geſprochene Wort ein unnützes ſei? es kann nicht Jeder große Thaten thun, nicht Jeder Kunſtwerke ſchaffen, der doch ein hohes Streben und einen Schatz von Poeſie in ſeiner Seele trägt: mir iſt es ebenſo wichtig wenn das im Wort zum Vorſchein kommt als durch Handlungen.“

„Sie ſetzen innere Herrlichkeiten voraus — Perlen und Korallen unter den Wellen des Buſens; ich leugne ſie nicht! nur ſind ſie umſchlungen von wüſten wirren Thier- und Pflanzengebilden, und abſchreckende Ungeheuer verdecken ſie oft gänzlich. Wenn der Menſch genau wüßte, wie es in der Seele ſeines Geliebteſten ausſieht — ſo würde er ſich von unüberwindlichem Schauer ergriffen fühlen.

Nicht von Abſcheu, Entſetzen oder Verachtung — obgleich auch das vorkommen könnte!. Nein! nur von Schauer über die maßloſen Zerrüttungen und Verwilderungen, über die ſtillen Unſinnigkeiten einer ſogenannt ſchönen, edlen, reinen Seele. Es iſt ſehr gut daß die Bruſt mit ihrem gleichmäßigen ſtummen Wellenſchlage die ſchauerlichen Geheimniſſe der Tiefe zudeckt, und ſehr verwegen ſie durch irgend eine magiſche Beſchwörung hervorlocken zu wollen."

„Und doch glauben wir daß Gott die dunkeln Abgründe unſers Weſens kenne ohne ſich von uns abzuwenden."

„Gott iſt barmherzig und gnädig: das iſt die Eſſenz ſeiner Liebe. Bei dem Menſchen aber geht in Gnade und Barmherzigkeit häufig die Liebe unter — die Liebe welche ihn beſeligt hat."

„Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde. Ich habe dieſen Ausdruck der bilderreichen Sprache des Orients nie anders verſtehen können, als daß ein Hauch ſeines Weſens auch uns beſeele — auch uns befähigen ſolle den Reflex der göttlichen Liebe warm und licht in uns zu bewahren; folglich kann unſre Liebe in der Barmherzigkeit nicht untergehen, Meiſter Fidelis."

„Gott iſt barmherzig, der Menſch nur mitleidig,

theure Sibylle! nämlich der gewöhnliche Menſch von dem wir ſprechen, der ſeine Selbſtſucht mit ſich herumſchleppt, welche das Bild nach welchem er geſchaffen iſt in ihm verdunkelt. Der Heilige, der unſelbſtiſche Menſch, kann allerdings auch barmherzig ſein, weil in ihm jene Flut göttlicher Liebe wogt, die ohne Anfang, ohne Steigerung, ohne Ende iſt."

„Ohne Ende! ja Fidelis, das iſt das Wort des Geheimniſſes unſrer Qual."

„Es könnte auch das Wort: ohne Anfang! ſein."

Ich ſah ihn befremdet an. Er hatte mit einem ſeltſamen Ausdruck geſprochen, wie bebend von zurückgehaltenem Schmerz.

„Ohne Anfang .... wie das Keimen und Aufblühen unſrer Gedanken, wie die Manifeſtation unſers Willens, wie die Entwickelung unſrer Neigungen — was Alles ſchon im Wiegenkinde zum Vorſchein kommt! — fuhr er fort. Und ſo finden wir auch in uns Richtungen, Beſtimmungen, Schickſale, die fertig und mächtig in uns aufſtehen, und die — wenn wir zitternd fragen: Woher kommſt du? — gelaſſen entgegnen: wir waren immer bei dir! —

„Glückſeliger! rief ich; o dreimal Glückſeliger, der ewig im Tempelhain ſeiner Gottheiten geblieben iſt. Die Unſeligen ſind nur die, Fidelis, welche

einem ewigen Abfall unterliegen, und den Rubin, welcher nach jener Sage purpurflammend vom Himmel in die Kaaba fiel, vor ihren Augen in kohlenschwarz verwandeln sehen. Die sind unselig, denn sie können nicht lieben, nicht hoffen, nicht einmal leiden! sie wissen daß der Karfunkel der Liebe, der Hofnung, der heiligen Schmerzen, in eine todte Kohle sich verwandelt, weil etwas so Entzauberndes an ihrer Hand ist, daß dieselbe, wohin sie streift, Farben erbleichen, Blüten fallen, Licht erlöschen macht. Sie wissen daß das Ende kommt, die Harpye in deren Erwartung die Gegenwart zunicht wird so daß ein Chaos daraus entsteht worin nichts hausen mag und kann als Chimären. O Sie sind glücklich! was Sie auch bedrücken möge weil es ohne Anfang ist — es ist nicht so schwer als die Last der Erkenntniß .... daß Alles ein Ende hat!"

Ich ließ seinen Arm los, umschlang mit beiden Armen einen Baum und rief:

„Sehen Sie! der Baum erquickt mich! er hat keine Seele — drum weicht und wankt er nicht. Was Seele hat .... wankt! Irrthum, Täuschung, Wankelmuth, Verlust, Tod — umspinnt uns von Außen und Innen — die ganze Masse dieses Gewebes heißt Leben, und mit demselben sollen wir

uns befreunden indem wir Vernunft, Entschlossenheit, Resignation und Frömmigkeit zu unserm Trost herbeirufen. Aber es ist ja ein Elend sich zu trösten, Fidelis! es ist ja ein Elend abzufallen von unsrer Liebe, unsrer Zuversicht, unsrer Erinnerung, und dann mit gelassener Nüchternheit zu sprechen: Nun ja! ich hab' mich geirrt .... und irren ist menschlich! — Oder: Gott hat mir gnädig einen Ersatz meines Verlustes geschenkt! — Und so sprechen doch die Vernunft und die Frömmigkeit, und das wird von Andern sehr verehrt — während es mir jämmerlich vorkommt! Ich' hab es ebenso gemacht, mich auch beruhigt, mich auch getröstet — aber ich gehe an diesem Ersatz und diesem Trost zu Grunde .... denn jeder Wechsel ist ein Abfall .... und weiter nichts."

Ich preßte meine Stirn an die Rinde des Baumes, als wolle ich mich durch äußern Schmerz gegen die Gedanken betäuben. Sedlaczech sprach langsamer:

„Eine immense Seele .... aber leer!"

„Das haben Sie schon einmal von mir gesagt! rief ich. Ich bin's ja nicht allein die so beschaffen ist wie ich es beklage! alle Anderen sind ja ebenso .... nur daß sie sich die Schmach zur Ehre rechnen, und die traurige Naturnothwendigkeit Product

ihrer Vernunft, Philoſophie oder Religioſität nennen — zur Jämmerlichkeit die Lüge geſellend! Alle Anderen halten mir ja ebenſowenig Farbe und Stich als ich mir ſelbſt. Fände ich nur einen Menſchen, einen Einzigen! der keinen Abfall begangen hätte, ſo würde mir der zum Eckſtein werden an den ich meine Hütte lehnen könnte. Aber ich finde keinen in der ganzen Weltgeſchichte von Adam an — denn Chriſtus iſt unſers Gleichen nicht! vor Dem liegen wir auf den Knien! unſre eitle Armſeligkeit iſt denn doch nicht eitel genug um ſich neben Den zu ſtellen. Alſo ich finde keinen Einzigen, Fidelis! wie Einer iſt ſind Alle. Ich las heute früh einen Ausſpruch Luthers: jeder Chriſt ſei zum Prieſter berufen. So hieß der Commentar den ich dazu machte: Und dieſe Prieſter haben auch ihren gemeinſamen character indelebilis: den Abfall. Welch ein Prieſterthum! welch eine Menſchheit! — Es kommen nicht Alle zum Bewußtſein darüber, ich will es glauben — ich ſehe es ſogar; doch ich kann nicht mein Auge willkürlich dagegen ſchließen. Ich bin nun einmal in die Sphäre gerathen, die von Licht, doch gewiß nicht vom himmliſchen, beleuchtet iſt. Ich ſtehe in deren Centrum, und die Welt, die wie immer nichts weiß und noch weniger ahnt, nennt mich einen Engel. Ja, ich bins! immer fragend

und die Frage verneinend — immer gestaltend und die Gestältung wieder zerstörend — immer isolirt, weil ich — ich weiß nicht durch welche Mächte aus dem Zusammenhang geschleudert bin und in dem gesammelten Stückwerk keine Einheit finde — bin ich so recht das Bild eines abgefallnen Engels: ich stelle mich Gott gegenüber und frage ihn und meistre ihn: Warum hast du mich so geschaffen? Sollte ich Tochter des Staubes sein — wozu denn dieser Durst nach Ewigkeit? Ist aber Etwas in mir für die Ewigkeit bestimmt — wozu diese Wirbel und Wolken von Staub, die mich so betäuben und verwirren, mich in solchen Strudel reißen, daß mich vor Zeit und Ewigkeit ein Ekel anwandelt."

„Sibylle!" rief Sedlaczech wie um mich zur Besinnung zu bringen; — „Sibylle!"

„O ich bin sehr besonnen! unterbrach ich ihn; — aber ich will reden! ich will einmal sagen wie mir zu Sinn ist, und diese Last meiner Gedanken in eine fremde Brust wälzen! Wir haben ja keine Priester zu denen wir beichten können. Unsre Geistlichen sprechen: das sei sündiger Mißbrauch. Ich weiß es nicht! aber das weiß ich: ich bin in Euren Kirchen in solchen Stimmungen gewesen, daß wenn ich einen Priester im Beichtstuhl sah, ich mich hätte vor ihm niederstürzen und

ſchreien können: „Rette mich .... denn ich verderbe.“ Möglich daß er mich nicht gerettet, nicht beſchwichtigt hätte! — aber ſchon dieſen Schrei auszuſtoßen an geweihter Stätte im Schutz und Schirm des Altars, wäre eine halbe Seligkeit geweſen. Es kann eine unerhörte Erlöſung und Befreiung, eine wahre Seligſprechung in einem ſolchen Wort liegen, und jeder Menſch bedarf derſelben wenigſtens Einmal in ſeinem Leben; — denn Einmal wenigſtens thürmen ſich um Jeden die Schrecknisſe dermaßen auf, daß er ſchreien muß: rette mich, denn ich verderbe! — Wir haben keine Prieſter; wir müſſen dieſen Jammerzuſtand allein abmachen, in uns ſelbſt, mit uns ſelbſt .... eine geſchlagene, gequälte, verzweifelnde Seele und ganz allein! wer im Stande wäre dies Alleinſein im vollen Umfang zu ermeſſen — müßte wahnſinnig werden! aber wir ſind nun einmal von vollkommner Unvollkommenheit und können ihn daher nicht ermeſſen. Und dann hängt die Seele auch an einem Faden, nur von Seide und über einem Abgrund — und das iſt ihr Inſtinct von Gott; das iſt grade genug um ſie in ihrem Leid zu erhalten .... ganz allein! Freunde ſollen wir um Rath anſprechen: das ſoll uns ſtärken, anfeuern, erfriſchen — ſo ſagt man. Hat die verzweifelnde Seele Freunde? gewiß nicht!

es wäre dann nie so weit mit ihr gekommen. Sie ist und bleibt allein! Wendet sie sich einmal in ihrer tiefsten Noth an Einen, dem Friede, Kraft und Klarheit die Weihe des Priesters gegeben haben, so wendet der sich entsetzt und schaudernd von ihr ab — wie Sie es thun, Fidelis! .... so mögte er ihre Klagen ersticken, weil er nicht helfen kann und nicht mit ihr leiden mag — wie Sie, Fidelis."

Ich hatte mit fieberhafter Glut und Hast geredet. Meine verschlossene Natur, durch die erschütternde Musik aufgewühlt, zugleich für und wider die Gewohnheit des Schweigens ringend, hatte diesen Ausbruch nicht unterdrücken können. Es mag ergreifend sein Zeuge einer solchen Haltungslosigkeit zu werden, wo man sonst immer gefaßte Sammlung gesehen. Sedlaczech wenigstens stand mit einem ganz unbeschreiblichen Ausdruck von Desolation vor mir; und als ich sein früheres Wort nachsprach:

„Dies sind die stillen Unsinnigkeiten einer edeln Seele vor denen Sie so große Furcht haben!" — —

Da sank er wie zerbrochen auf seine Knie und flüsterte leise:

„Aber sehen Sie denn nicht daß Sie mich vernichten?"

Als ich ihn so erblickte, im stillen kühlen Mondlicht, auf den Knien und doch nicht vor mir kniend — nahmen meine Gedanken eine andere Wendung und ich fragte:

„Können Sie noch beten, Fidelis? so wie damals — Sie wissen was ich meine.“

„Noch kann ich es!“ sprach er ganz, ganz leise und erhob sich langsam.

Ich nahm wieder seinen Arm, und wir gingen schweigend dem Hause zu. Als wir uns näherten ging auf der Terrasse eine Männergestalt auf und nieder, die mich frappirte, weil das vor den Fenstern meiner Zimmer nie zu geschehen pflegte; und als wir ganz nah waren ging sie in den erleuchteten Salon wie um uns dort zu empfangen. Ich ging hastig die Stufen zur Terrasse hinauf, trat ein — und stand vor Otbert. Diese unangenehmste aller Ueberraschungen, so plötzlich folgend auf die heftigsten Emotionen, traf mich wie ein eiskalter Luftzug an einem glühend heißen Sommertage. Jener Schlag auf das Herz, den ich vor Arabellas Fenster empfunden, berührte mich abermals aufs Heftigste und ich sank leblos in Sedlaczechs Arme. Alles gerieth in Aufruhr: — aber es währte nicht fünf Minuten, so hatte ich meine Besinnung und folglich auch meine Kräfte wieder, und ich grüßte

Otbert höflich und befremdet. Er beobachtete mich mit ſcharfen faſt lauernden Blicken, ſuchte aber ſehr ungenirt, vertraulich, ganz wie zu Hauſe zu ſein, und ſagte mir die größten Schmeicheleien über mein gutes Ausſehen. Es muß für meine Hausgeſellſchaft ein merkwürdiges Schauſpiel geweſen ſein dies Wiederſehen von zwei Eheleuten, die nach mehr denn fünfjähriger Trennung in den erſten Stunden von nichts ſprachen als von Fieschis Attentat gegen König Louis Philipp, das im Lauf des Sommers ſtatt gefunden hatte. Die gewohnte Abendſtunde hatte ſie Alle verſammelt und ich merkte ihnen — Sedlaczech ausgenommen — ihr Unbehagen an. Aſtralis war nicht wol und kam daher nicht zum Vorſchein. Benvenuta hatte Otbert gänzlich vergeſſen, und hielt ſich in ſcheuer Ferne von ihm.

Gleich nach dem Thee verſchwand Einer nach dem Andern. Da wandte ich mich freundlich aber eiſig an Otbert und fragte ihn welcher Umſtand ihn nach Engelau führe. Er ſprang auf, ergriff meine Hand und rief lebhaft:

„Die Sehnſucht Dich zu ſehen, Sibylle!“

Ich ließ ihm meine Hand mit tödtender Gleichgültigkeit und erwiderte:

„Lieber Otbert, Eines merke Dir: Komödie wird

nicht mehr geſpielt — und jezt wollen wir ſchlicht und verſtändig über den Zweck Deines Kommens reden; — denn Du haſt einen Zweck."

„Trauſt Du Dir wirklich ſo wenig Attractionskraft zu, Sibylle?"

„Du ſelbſt haſt mich gelehrt wie wenig Veranlaſſung ich habe mir die geringſte zuzutrauen."

„Erinnere mich nicht an meine Thorheiten, theure Sibylle! ein Weib mit allen Tugenden und Grazien ſo reich geſchmückt wie Du, bleibt auf die Dauer der einzige Magnet für einen Mann. Nimm mich auf! rief er mit einem Gemiſch von Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit; — nimm mich wenn auch nicht gleich zu Gnaden auf! laß mich ein Noviziat beſtehen .... aber hier, bei Dir!"

Ich betrachtete ihn mit ſeltſamen Empfindungen. Er war immer derſelbe ſchöne eitle Otbert, er wollte immer gefallen und — merkwürdiger Weiſe! er gefiel mir auch noch immer, jedoch ſo wie etwa ein Kunſtwerk zweiter Ordnung, das in unſrer Seele Raum läßt für die Kritik, uns gefallen mag. Von warmen vibrirenden Lebensfibern ſo wie einſt, regte ſich nicht eine einzige für ihn.

„Otbert! ſagte ich ſehr gelaſſen, ich nehm' es Dir nicht übel, daß Du in Deine Schauſpielerkünſte verfällſt! ſie ſind Dir genugſam zur zweiten

Natur geworden um Dich glauben zu machen ich sei noch zu täuschen — ich! die einen tiefen Blick in Deine Couliſſenwelt gethan. Ich habe nicht das geringſte Talent und folglich auch nicht die geringſte Luſt zur Schauſpielerei: Du biſt zu klug um das nicht längſt erkannt zu haben — was iſt alſo Deine eigentliche Abſicht? Nimm Dich zuſammen und ſprich die Wahrheit."

„Ich habe ſie Dir geſagt: ich will Dich ſehen und bei Dir leben."

„Bei mir und nicht mit mir iſt peinlich."

„Es lebt ja Deine ganze Hausgeſellſchaft nichts weniger als peinlich, ſondern ſehr ungenirt bei Dir, mit Dir — .... ich weiß nicht was Du da für ſpitzfindige Unterſchiede machſt!"

„Ich kann ſie Dir erklären: meine Hausgenoſſen leben unbefangen und zufrieden bei und mit mir innerhalb der Verhältniſſe in denen wir zu einander ſtehen ſollen. Du und ich hingegen — wir leben innerhalb eines ſchiefen, zerriſſenen Verhältniſſes. In der Ehe bedeutet mit einander — die Intimität der Liebe — alſo Glück; bei einander — Schein, Lüge, Rückſichten, Zwecke .... was weiß ich! alſo — ein äußerliches, unbefriedigendes und deshalb auf die Dauer peinliches Thun und Treiben. Spare es Dir und mir."

„Das heißt mit andern Worten: geh!“ rief Otbert mit aufwallender Empfindlichkeit.

„Wenn Du das fühlst — weshalb bist Du gekommen?“

Fast mit Haß im Blick entgegnete er ruhig:

„Um meine Tochter zu holen.“

„Deine Tochter? und bei mir?“ fragte ich gedehnt.

„Nun ja, Astralis! wen sonst?“

„Astralis ist Arabellas Tochter und ich habe der heimgegangenen Mutter den Eid abgelegt Mutterstelle bei ihr zu vertreten, bei dem verwaisten Kinde, welches sie mir in ihrem Testament zu Erziehung und Versorgung anvertraut hat.“

„Das Alles ist ganz gut .... allein der Vater hat nähere Rechte — und ich nehme sie in Anspruch.“

„Astralis Flowrence lautet der Taufschein meiner Pflegetochter. Arabella hat sie mir als ihr verwaistes Kind übergeben. Ob Du der Vater bist, ob ein Andrer es ist, kümmert mich nicht.“

„Ah jezt spielst Du Komödie! rief Otbert; Du weißt sehr gut daß ich und kein Andrer Astralis Vater bin.“

„Ich habe gesagt: es kümmert mich nicht; und das ist mein voller Ernst.“

„Wie? die Gattin hab' ich in Dir verloren und mein Kind ſoll ich durch Dich verlieren? das iſt ja aber himmelſchreiend."

„Ja es iſt entſetzlich welch Unrecht Du zu erleiden haſt!" ſagte ich mit kaltem Spott, ſtand auf, ſchellte, und zu dem eintretenden Kammerdiener:

„Der Herr Graf befiehlt ſein Zimmer, das grüne."

Aſtrau verbeugte ſich kalt und förmlich und folgte dem Diener; ich ging todtmüde in mein Cabinet. Am andern Morgen ließ er mich um ein Geſpräch bitten. Heute hatte er die Taktik verändert. Nicht ſchauſpieleriſch ſondern cyniſch griff er mich an.

„Ich habe Dir einen Vorſchlag zu machen, begann er. Ueberlaß mir meine Tochter und ich laſſe Dir den Herrn Sedlaczech."

Ich hatte mir vorgenommen von eiſerner und eiſiger Unbeweglichkeit zu ſein und es wurde mir auch gar nicht ſchwer es durchzuführen. Ich erwiderte:

„Glaubſt Du Rechte an Aſtralis beweiſen zu können, ſo wende Dich an die Gerichte, welche ich alsdann zur Anerkennung der meinen auffodern werde. Was Herrn Sedlaczech betrift, ſo bedienſt Du Dich eines unſtatthaften Ausdrucks. Er iſt hier nach ſeinem Belieben."

„Das bezweifle ich nicht; — auch nicht, daß

ſein Belieben das Deine iſt. Nur ich bin in dieſem Bunde nicht der Dritte."

„Ich darf ſagen, daß dies auch keineswegs mein Wunſch iſt."

„Du trotzeſt mir?"

„Wer in ſeinem Recht zu ſein glaubt, ſpricht ſich dem gemäß aus, ohne dem andern Theil trotzen oder ihn beleidigen zu wollen. Beides ſind Waffen des uneingeſtandenen Unrechts."

„Wir kommen von unſerm Thema ab. Du benimmſt Dich hier wie eine Königin .... Deiner Scholle, was beiläufig geſagt einen Anſtrich von landfunkerlicher Krähwinkelei hat, die mich ſehr beluſtigt. Du haſt Dir einen vollſtändigen Hofſtaat organiſirt; ich laſſe das gelten — nur nicht den böhmiſchen Trabanten."

„Werde ich allenblich den Zweck Deines Kommens erfahren?" fragte ich unmäßig gelangweilt.

„Eine wunderliche Frage in dem Munde einer Gattin! freundlich und liebevoll, mit den theilnehmendſten Geſinnungen komme ich, und werde wie ein Fremder aufgenommen. Man empfängt mich nicht, man ſpaziert zwei Stunden im Mondſchein mit dem Günſtling, man läßt mich bei dem Hofſtaat und der Langenweile, man kehrt endlich heim und begrüßt mich mit Verſtörung und Ohn-

macht und ſucht zuletzt hinter hochmüthigem Fremdethun innere Unruh zu verbergen. Iſt das die Art einen Gemal zu empfangen?“

„Ich konnte Dich nicht empfangen weil ich Deine Ankunft nicht wußte, und ich ging mit Sedlaczech — was ſehr oft geſchieht — weil ich mich ungeſtört mit ihm unterhalten wollte“ .... — —

„Und worüber, ich bitte!“

„Ueber Dinge welche ich mit Dir nicht beſprechen kann.“

Aſtrau wurde leichenblaß; ich weiß nicht ob er in dieſem Augenblick Zorn und Eiferſucht nur heuchelte oder wirklich empfand. Wahrſcheinlich wußte er ſelbſt es nicht! aber ich glaube daß er aus beleidigter Eitelkeit in der That gereizt wurde. Ingrimmig ſtieß er die Worte aus:

„Das iſt allzu frech!“

„Wer mich gefliſſentlich beleidigt hört auf mein Gaſt zu ſein!“ ſagte ich aufſtehend.

„O ich begehre auch nicht Dein Gaſt zu ſein — ich bin Dein Gemal.“

„Du biſt mein Gemal .... allerdings! was weiter?“

„Was weiter? ich will wachen daß meine Rechte nicht gekränkt werden.“

„Die Rechte auf meine Perſon haſt Du durch

Deine Schuld verloren. Die Rechte an meinem Vermögen habe ich nie geschmälert, sondern dessen Einkünfte mit Dir getheilt. Also: was weiter?"

„Dermaßen versteinert bist Du also in der Sünde, daß nichts Deine eiserne Stirn erröthen macht!.... Oder begreifst Du wirklich nicht meinen Verdacht? Schon vor Jahren habe ich Dir gesagt daß dieser verhaßte Sedlaczech Dich liebe und ich habe auf seine Entfernung gedrungen. Ich komme wieder — und finde ihn tiefer in Deiner Gunst als je. Und das soll ich ruhig ertragen?"

„Du wirst es müssen."

„Er soll fort .... auf der Stelle!" rief Otbert wild.

„Er bleibt .... oder ich gehe und mein ganzes Haus geht mit mir" .... — —

„Ihm nach? und in die weite Welt zum allgemeinen Scandal — nicht wahr?"

„Du läßt mich nicht ausreden! oder ich gehe mit meinem ganzen Hause, wozu auch Sedlaczech gehört, zu meinem Schwiegervater nach Hannover, unter dessen Aegide ich den äußern Schirm gegen Deine Brutalität finden werde, vor welcher die innere Schutzwehr meines Selbstgefühls mich nicht behütet."

Dieser Entschluß kam ihm unerwartet. Er wußte

wol, daß mein Schwiegervater ihn nicht leiden konnte, mir dringend die Heirath mit dem „hirnlosen und leichtsinnigen Verschwender", wie er ihn nannte, abgerathen hatte und mir auch jezt Rathschläge nicht zu seinen Gunsten geben würde. Daher suchte er mich von einer andern Seite anzugreifen.

„Also die Emancipirte ist inconsequent genug, hinter einem siebzigjährigen Greise sich verschanzen zu wollen!" sagte er höhnisch um mich in ein neues Gebiet zu locken.

„Bleiben wir bei der Sache! entgegnete ich streng. Du hast die Wahl: entweder Du bleibst hier unter den Bedingungen die man an einen Gast machen kann — oder übermorgen um diese Zeit steht dies Haus leer und ich bin auf dem Wege nach Hannover. Du weißt, Otbert, ich thue was ich sage."

„Ah Du bist ein königliches Weib! rief Astrau abermals eine andre Maske ergreifend. Du bist zum herrschen geboren. Befiehl! befiehl auch mir, Sibylle! was willst Du?"

„Bleiben!" sprach ich kurz.

„So bleib' auch ich .... im grünen Zimmer!" sagte er mit einem kleinen Seufzer, den ich nicht

Luſt hatte zu beachten. „Darf ich die Kinder ſehen?“ ſetzte er hinzu.

Ich ließ ſie rufen. Er überſchüttete ſie mit Liebkoſungen, namentlich Benvenuta. Das mißfiel mir. Sollte dieſe Verleugnung ſeines väterlichen Gefühls eine Schmeichelei für mich ſein, ſo war ſie ſchlecht gewählt, denn das göttlich ſchöne Kind Aſtralis lag mir ebenſo am Herzen wie Benvenuta. Genau ſo wie in der erſten Zeit unſrer Bekanntſchaft fand ich jezt Otbert: — verſchroben von Eitelkeit. Und dieſer Mann hat dich fangen können indem er deiner eigenen Eitelkeit ſchmeichelte! ſprach ich zu mir ſelbſt; welch eine unerhörte, erbärmliche Schwäche.

Otbert blieb; allein er trug nichts zur Annehmlichkeit unſers Lebens bei. Er war einen andern Schauplatz und andere Anregungen gewohnt als er in Engelau finden konnte; er verlangte ſie von uns, wir konnten ſie ihm nicht geben: das verſetzte uns ſämtlich in Unbehagen; Jeder von uns empfand einen Mangel. Unſre Lectüren geriethen in Stocken, denn er wollte vorleſen und fand keine Bücher nach ſeinem Geſchmack. Unſre Muſik verſtummte, denn er erklärte er ſei zu ſehr Laie um an dieſem überernſten Styl Vergnügen zu finden. Mezzonis Barcarolen ließ er gelten — aber nicht

lange, denn er ertrug es auf die Dauer nicht Zuſchauer und Bewunderer zu ſein. Zuweilen las er einige ſeiner Gedichte vor; das war am angenehmſten! ſein ſchmiegſames Organ, ſein Feuer im Vortrag, hoben die Schönheit der Verſe noch mehr hervor. Nahm er Bewunderung und Intereſſe bei uns wahr, ſo verſetzte ihn das in die liebenswürdigſte Laune; er begann zu erzählen wo und wie er das Gedicht gemacht; er kam auf tauſend Dinge die freilich nicht zur Sache gehörten, aber ſehr unterhaltend waren. Er kannte Paris wie ich Engelau. Mit allen Sommitäten der Politik, der Geſellſchaft, der Literatur, des Theaters, der Fremden — mit Allem und Jedem was in irgend einer Beziehung Ruf und Namen hatte — verſtand er ſich in Berührung zu bringen; — ob in die intime, funkenſprühende mit der er ein wenig prunkte, ſei dahin geſtellt. Aber er konnte einen Tag mit den religiöſen Ceremonien der Jünger des Père Enfantin beginnen, ihn durch die Ateliers der Künſtler, die Kammern und ein diplomatiſches Diner führen, und ihn in den rococo Sälen des Faubourg St. Germain oder in dem Dachſtübchen eines ſocialiſtiſchen Weltverbeſſerers beſchließen. Das unterhielt uns natürlich ſehr, und auch ihn — ſo lange er davon erzählte und mit

seiner Person und durch seinen Vortrag dabei glänzte. Aber ein Magazin von Wissen, Studium und Erkenntniß, das ihn in der Stille genährt — oder einen Heerd an dem er in der Stille sich gewärmt — hatte er sich nicht daraus gebildet. Von Schätzen umgeben lechzte er, wie ich, nach einem unbekannten noch höheren, noch erschöpfenderen Gut: und das war eben der Punkt in welchem ich mich noch jezt ihm verwandt fühlte — ganz wie sonst. Jedoch nur in dem Punkt selbst! sein verlangen und streben, sein ringen und thun waren schnurstracks den meinen entgegen. Ich achtete seinen Charakter nicht, aber seine Seele flößte mir Theilnahme ein — und diese war mit im Spiel gewesen, nicht blos die Eitelkeit! als ich mich von ihm fesseln ließ. Diese Entdeckung gewährte mir einen großen Trost. Es ist dem Menschen unendlich angenehm wider Erwarten in sich selbst bessere Motive seiner Handlungen zu finden! Er ist niemals so versöhnlich als wenn es gilt mit sich selbst sich zu versöhnen.

Astrau war aber nicht immer und nie lange in muntrer Laune: das Damen-Auditorium war ihm nicht glänzend genug. Der armen Mathilde gab er zuweilen beißende Antworten.

„Welch ein Vorrath von Erinnerungen für's Leben!“ rief ſie bei einer ſeiner Erzählungen.

„Da haben Sie gleich Ihre Speiſekammer im Sinn in die Sie täglich gehen und ſich regelmäßig ein Stück Brot, ein Stück Fleiſch und ein Stück Kuchen holen würden; und an Sonn- und Feſttagen gäb' es ein Glas Wein dazu: nicht wahr, Fräulein Mathilde?“ fragte Aſtrau ſpöttiſch.

Sie erröthete und wurde verlegen; vergaß es aber bald wieder in ihrer Harmloſigkeit. Benvenutas Gouvernante ging es übler! ſie war eine vortrefliche Perſon — jedoch ſehr häßlich und ſehr vielwiſſend — Beides ein Greuel für Aſtrau; umſomehr da ſie von ihrer Häßlichkeit keine Ahnung hatte und auf das Wiſſen einen großen Werth legte, wie alle Menſchen bei denen es größer iſt als der Verſtand. Bei Otbert war es grade umgekehrt, und daher der Disputationen kein Ende zwiſchen ihnen, obgleich ſie ihm gegenüber beſtändig im Nachtheil und er ſchonungslos war. Mit wahrer Todesverachtung kämpfte ſie für Geiſt und Gaben, Herrlichkeit und Würde, Befähigung und Berechtigung ihres Geſchlechts, welches Aſtrau angriff weil er ſie nicht leiden konnte und mir dabei einige Nadelſtiche zu verſetzen hoffte. Gott weiß wie er erfahren hatte daß Madame Schütz — (ſo

hieß sie und sie war Wittwe) — Gedichte mache und zwar recht hübsche. Er bat ihm einige mitzutheilen und obzwar ich ihr dringend davon abrieth, widerstand sie nicht der Lockung. Eines Abends gab er ihr das Heft höchst verbindlich zurück und sagte mit der größten Freundlichkeit: er habe nur zwei kleine Fehler an diesen sämtlichen Gedichten entdeckt; der erste, daß sie überhaupt gemacht — der zweite, daß sie Gedichte genannt worden wären. Die arme Schütz war aus der Fassung. Ehe sie Zeit hatte etwas Ungeschicktes vorzubringen sagte ich geschwind und auch höchst freundlich:

„Und Deine Kritik, lieber Otbert, hat gar nur einen einzigen kleinen Fehler; nämlich den, daß ein Dichter sie macht."

„Dieser Rivalität glaube ich ohne Unbescheidenheit überlegen zu sein!" rief er spöttisch.

„Die wahre Ueberlegenheit ist nachsichtig, lieber Otbert, und reicht die Hand um weiter zu helfen. Die umächte — sucht in den Staub zu drücken."

„Das ist excellent! sagte er lachend. Glaubst Du wirklich daß diese Gedichte den meinen gefährlich werden könnten?"

„Ich sprach nicht von Deinen Gedichten, nur von Deiner Gesinnung."

„Vermuthlich trittst Du nächstens mit einem Bändchen Gedichte vors Publikum, und brandmarkst im Voraus jeden der sie nicht bewundert mit neidischer Gesinnung.“

„Darauf entgegne ich wie jener Gelehrte, den Johannes Falk fragte ob er dichte? — Nein! so gemein hab' ich mich Gottlob nie gemacht.“

„Vor Dir muß man die Waffen strecken! sagte Otbert verbindlich. Du bist wie gepanzert.“

„Man muß es sein wenn man mit Euch in die Schranken tritt.“

„Dann muß man aber auch noch mit Göttern und Dämonen in Verbindung sein, die einen solchen Panzer schmieden.“

„Ganz und gar nicht! man braucht nur seine Eitelkeit abzulegen. Da uns das eher möglich ist als Euch: so sind wir dann im Vortheil.“

„Mit Dir ist auf keine Weise zu streiten! die Verblendung für Dein eignes Geschlecht — hinter der sich natürlich die über Dich selbst verbirgt — ist allzu kolossal! der Mann soll eitler sein als das Weib! .... unerhörte Behauptung, da Ihr nur lebt, webt, athmet und denkt in Bezug auf Eure Eitelkeit oder in deren Genuß — da Ihr von der Schleife an, die Ihr an Euren Busen steckt, bis

in Eure Leidenschaften, ja, Tugenden hinein, unter deren Scepter steht!"

„Ganz richtig! dies behaupten, mein lieber Otbert, heißt aber nicht das Gegentheil für den Mann beweisen. Nachdem ich also den Vorwurf dieser großen Sünde für mein Geschlecht angenommen, nehme ich auch eine Tugend für dasselbe in Anspruch, die es sich, an lange Unterwerfung, ja Unterdrückung gewöhnt, angeeignet hat — Selbstverleugnung: die Fähigkeit hinter das Geliebte zurückzutreten. Dies Geliebte, Otbert, braucht nicht immer ein Mann, nicht immer ein Kind zu sein. Es kann auch eine Ueberzeugung, ein Glaube, eine Liebe, eine Idee sein. Wo die herrscht — ist die Eitelkeit todt."

„Ob sie nicht Ideen hatten, und für diese sterben wollten? — spricht Platens Mopsus neben seinen zwölf todten Kindern. Du willst daß das Weib für Ideen lebe! Er vervollkommnet Deine Weltanschauung, theure Sibylle."

„Er persiflirt sie .... und das unterhält mich sehr. Es wäre gar langweilig wenn man ernste Dinge immer mit feierlichem Ernst, und nicht zuweilen mit jenem Humor betrachten wollte, den ihre Uebertreibung oder ihre Kehrseite in jedem aufrichtigen Gemüth hervorlockt."

„Du nimmst also auch den Humor für Dein Geschlecht in Anspruch? ein humoristischer Mann gilt bisjezt für einen halben Phönix! Indessen .... die elektrische Schnellkraft, die aus dem Gebiet der Empfindung in das der Ueberlegung hinüberspringt — die sich mit überraschendem Schwung aus den Rosenwolken der Gefühle auf die Gletscherspitze der Ironie oder in den klaren Aether der Betrachtung erhebt — deren bedürft Ihr dazu nicht. Ihr macht Verse, plaudert von Emancipation, raucht Cigarren und findet das ungemein humoristisch .... während man es in der That burlesk nennen müßte! Diese Verschrobenheit ist eben eine Folge des Emancipationsprincips, das jezt in der Welt grassirt."

„Otbert! eine Welt die Ihr, Ihr Männer! durch Eure Civilisation so verschroben, so materialistisch gemacht habt, daß Weiber wähnen können durch dichten und durch rauchen einige Stufen ihrer Entwickelung zu erklimmen — kommt mir lächerlich vor, und so öde, so hohl, daß sie nicht dauern kann. Und wenn die Weiber Rauchclubs stifteten, es würde ihnen zu ihrer Emancipation ebensowenig, als Euch Eure Jagd- Spiel- Jockey- Rauch- Schach- und sonstige Clubs zum Fortschritt helfen. Lange Meditationen, tiefe innere Sammlung, ruhige fragende vergleichende Einkehr in sich selbst, müssen

jeder höheren Entwickelung vorhergehen. Davon iſt jezt bei Männern und Weibern keine Spur! ſie ſind zerfahrner, haltungsloſer, äußerlicher denn je. Vielleicht werden die Weiber zuerſt darüber zum Bewußtſein — und ſomit zur Beſinnung kommen, daß ihre Emancipation nicht mit Cigarren und dergleichen Unſinn, ſondern mit der gleichmäßigen Ausbildung ihrer Innerlichkeit, mit der Pflege ihrer Pflichten und ihrer Rechte beginnen müſſe. Warum ſie zuerſt? weil in ihnen große Kräfte ſich dunkel regen. Wenn die licht werden“ .... — —

„So tritt eine Regeneration ein, nach der auch alle ſocialen und religiöſen Emancipationen ſtreben und drängen! Nun ſprichſt Du ächt ſibylliniſch, theure Sibylle! d. h. Du ſprichſt aus was Jeder ohnehin ſagt, ohne es zu verſtehen. Bei der Möglichkeit der Weltumgeſtaltung muß auch der ewiglebendige Weltgeiſt, der alle Regenerationen hervorruft: die Vernunft, in Anſchlag gebracht werden.“

„Hat Chriſtus mit der Vernunft die alte Welt aus ihren Angeln gehoben?“ ſagte zu meinem Erſtaunen Sedlaczech, der ſich faſt immer fern von unſerm Kreiſe und Geſpräch Abends im Muſikzimmer aufhielt. „Die großen Regenerationen die über das Menſchengeſchlecht vom Anbeginn gekom-

men, sind durch zwei Mächte bewerkstelligt, welche mit der Vernunft so wenig zu thun haben als die Sonne mit einem chinesischen Feuerwerk — durch Glaube und Liebe. Wo der Glaube und die Liebe sein werden, da wird die segnende Kraft sein welche rettet was die Schwäche verwahrlost — die Schwäche, dies Symptom des Verfalls einer Epoche, welche heutzutage durch den ganzen Aufwand von speculativer Vernunft nur bemäntelt werden soll."

„Jezt werde ich versuchen meine Niederlage zu bemänteln indem ich mich von dem Felde der Discussion in die Freistatt der Kunst flüchte und Herrn Mezzoni bitte um seine liebliche Composition von: **Ah senza amare;**" — sagte Astrau.

Er wollte immer nur necken und ärgern. Wir waren keine Gegner bei denen er es der Mühe werth hielt sich in voller Ueberlegenheit zu zeigen: diesen Eindruck beabsichtigte er zu machen.

Aber das war Alles nichts weniger als angenehm, und die Aussicht er könne den Winter in Engelau zubringen, im höchsten Grade störend. Ich ließ eines Morgens seinen Kammerdiener, seinen Geschäftsführer und Vertrauten zu mir bescheiden, und da erfuhr ich denn nach unendlichen Umschweifen und verwickelten Redensarten, daß der Herr Graf

in Folge seiner Großmuth und Munificenz, die von Anderen zur Ungebühr gebraucht und mißbraucht worden sei — die nächste Aussicht auf St. Pelagie gehabt habe. Also eine vollkommene Zerrüttung seiner Finanzen? — Auf diese Bemerkung antwortete Monsieur Alphonse durch ein trostloses Achselzucken. Mit Mühe preßte ich ihm die Summe der Schulden ab; sie war enorm. Dennoch mußte ich sie bezahlen — das sah ich ein! — um Otberts unheimlichen Aufenthalt in Engelau zu beenden; und andrerseits war es mir ebenso klar, daß sich dies Ereigniß noch zehn Mal wiederholen und ich durch diese unsinnige Ehe das Vermögen meiner Tochter ruiniren könne. Ich begriff jezt daß er sich zu einer Art von Execution bei mir mache, wie sie sonst säumigen Schuldnern von Gerichtswegen ins Haus gelegt wird. Nur sein erstes drohendes Auftreten hab' ich nie begreifen und nur vermuthen können, daß er irgend eine Schuldhaftigkeit bei mir voraussetzte, bei der er mich würde fassen und durch sie genug einschüchtern können um mir gleichsam meinen Ablaß von ihm zu erkaufen. Da er seinen Verdacht nicht bestätigt — und mich in Betreff seiner Tochter entschlossen fand ihm nicht nachzugeben: so stand er von seinem anfänglichen Verfahren ab, und ließ

uns dafür sämtlich seine üble Laune empfinden. O wie oft dachte ich an Scheidung! Aber ich wußte vorher, daß er mir eine Komödie voll Verehrung u. s. w. vorspielen würde, hinter welcher sich sein Entschluß verbarg sich von einer reichen Frau nicht zu scheiden. Um meines Vermögens willen hatte er mich ja doch nur geheirathet: diese Ueberzeugung stand fest in mir, und machte mich so kalt, daß ich beschloß unser Verhältniß als ein kahles Geschäft zu behandeln.

Als ich ihn eines Tages in dieser Absicht zu mir bitten ließ, bekam ich eine Staffette aus Hannover, die mich an das Sterbebett meines Schwiegervaters rief. Auf der Stelle war ich entschlossen dem Ruf zu folgen und befahl den Dienern die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen. Zu Astrau sagte ich: ich setzte voraus daß er mich nach Hannover begleiten würde. Er willigte sehr verbindlich ein. Alphonse hatte ihm bereits unser Gespräch mitgetheilt. In dem Augenblick wo mir eine große Erbschaft bevorstand hätte ich ihn mit mir nach Sibirien nehmen dürfen — dermaßen abhängig war er vom Gelde, er! dem die geringste sittliche Fessel unerträglich war. Binnen zwei Stunden waren die Anordnungen gemacht, und ich nahm von den Kindern und Hausgenossen Abschied. Sed-

laczech kam mir fürchterlich verändert vor, faſt entſtellt. Ich hatte es ſchon bemerkt in dieſen letzten Wochen; aber nie ſo wie heut.

„Erkranken Sie nur nicht in meiner Abweſenheit, Meiſter!“ ſprach ich beklommen.

„Wann kehren Sie zurück?“ fragte er haſtig.

„Das kann ich nicht beſtimmen.“

„Können Sie beſtimmen, daß Sie überhaupt zurückkehren werden?“

„Ja! wenn ich nicht ſterbe.“

„Halten Sie es nicht für beſſer ſich mit Graf Aſtrau zu verſöhnen?“ ſagte er noch haſtiger, noch murmelnder, wie Jemand der ſich mit Ueberwindung eines Auftrags entledigt.

„Hat Graf Aſtrau Sie um ſeine Fürſprache erſucht?“ fragte ich und ein unbeſchreibliches Gemiſch von Zorn und Trauer quoll in meiner Bruſt auf.

„Nein,“ ſagte er verlegen.

„Nun, lieber Meiſter, dann haben Sie eine Gehirnentzündung! laſſen Sie mich bei meiner Heimkehr Sie geneſen finden,“ ſprach ich und gab ihm meine Hand, die er nach ſeiner Weiſe drückte und gefaßt ſagte:

„Jetzt hoff' ich es.“

Ich stieg in den Wagen und Astrau setzte sich zu mir. Sein erstes Wort war:

„Leugnest Du noch immer daß Herr Sedlaczech Dich anbetet?“

„Ich habe das nie geleugnet!“ sagte ich gefaßt; denn als ich diese Frage stellen hörte war es mir unmöglich eine andre Antwort zu geben.

„Und das rührt Dich nicht?“ fragte er, immer in einem halbspöttelnden Ton, der mich verletzte.

„Lassen wir die Geheimnisse meines Herzens so unberührt als die des Deinen, entgegnete ich eiskalt, umsomehr da sie für Dich nur Nebensache sein können! die Hauptsache ist für Dich .... mein Vermögen.“

„Ich finde Dich sehr undankbar, daß Du meine Entsagung nicht anerkennst.“

Es wurde mir schwer nicht zu lächeln als ich sprach:

„Ich will glauben daß Du großmüthig sein kannst! — Uebrigens bin ich nur gerecht gegen Dich und mich wenn ich behaupte daß Du es in diesem Fall nicht bist. Ich bin Dir gänzlich gleichgültig! um mich zu gewinnen hattest Du Dich in eine künstliche Wärme hinein gearbeitet, die genau in dem Augenblick verdampft war, als Du Dein Ziel erreichtest. Meine Eitelkeit könnte sich dadurch

verletzt fühlen — allein ich habe ja eine ähnliche Schuld gegen Dich begangen — ſo ſind wir quitt. Es würde Dir ebenſo unmöglich ſein Liebe für mich zu erzwingen, als mir — ſie zu erwiedern. Es giebt Frauen deren Widerſtand lockend iſt, weil Trotz, Scheu, Eigenſinn, kurz etwas Poſitives ihn begründet. Aber meine unendliche Gleichgültigkeit iſt ganz negativ und wirkt demnach nur lähmend auf Dich. Und jezt laß uns von Deinen Geſchäften reden."

„Meerweib! Amphibie! froide raisonneuse! rief Otbert mit künſtlichem Zorn, Du machſt einem Mann das Blut in den Adern gefrieren! mir graut vor Dir!"

„Da Du mir das Alles ſchon Einmal oder ein Paarmal geſagt haſt, ſo begreif' ich nicht warum Du nach Engelau gekommen biſt."

„Weil ich hofte Dich verändert zu finden."

In dieſem Kreislauf bewegte er ſich. Die Reiſe ging raſch durch Tag und Nacht vorwärts. Ich fand meinen Schwiegervater noch am Leben; ein Fieber zehrte ihn auf, aber er war bei voller Beſinnung, und ſagte mir den Inhalt ſeines Teſtamentes, das ganz zu Benvenutas Gunſten war und ihr für dies enorme Vermögen Vormünder beſtimmte.

„Ich kenne Dich, und wußte daß ich Dir durch dieſe Beſtimmung nur eine Laſt abnahm," ſprach er freundlich.

Aſtrau zu ſehen, was dieſer ſehr wünſchte — Gott weiß warum! — koſtete ihn Ueberwindung.

„Ein ſchlechter Nachfolger unſers guten Paul! ſagte er ſpäter. Laß Dich ſcheiden, arme Sibylle."

Dieſer Rath war faſt ſein letztes Wort. Er entſchlief vor Erſchöpfung. — — —

Aſtrau war ebenſo unzufrieden mit dem Teſtament als ich zufrieden. Bei den Geſchäftserörterungen die jezt mehrfach zur Sprache kamen, drang ich denn auch auf die ſeinigen, und fand die Angaben des Kammerdieners beſtätigt. Ich erklärte ihm ich ſei bereit diesmal ſeine Schulden zu bezahlen, aber auch entſchloſſen mich für die Zukunft gegen eine ähnliche Zumuthung zu verwahren. Was kümmerte ihn die Zukunft! war er doch für die Gegenwart wieder frei. — Natürlich nahm er die Sache auf als geſchähe mir der größte Gefallen durch ſeine Abreiſe nach Paris, die er erſehnte; und als laſſe er mir Aſtralis aus beſonderen Rückſichten für Arabella, die mich zu ewiger Dankbarkeit im Namen meiner Freundin verpflichteten. Mit der größten Kälte trennten wir uns. Ich fühlte mich grenzenlos gedemüthigt an einen

Mann geſchmiedet zu ſein, dem ich ein äußerliches Intereſſe widmen mußte ohne ihn zu achten oder zu lieben. Ach „die ewige Feſſel“ — dies Wort der Bethörung welches Arabella einſt mit zuwarf, wie ſeltſam hatte es ſich bewährt! nicht um Otbert — nein! .... um mich ſelbſt hatte ich ſie geſchlungen! — Und was war das für ein unbegreiflicher Einfall von Sedlaczech ich ſolle ſie noch feſter ziehen .... von ihm der mich anbetete. — —

Nun ja, ich wußte es! Otbert hatte es ausgeſprochen und ſeitdem ſprach auch ich es aus! aber ich hatte es ſchon länger gewußt, ohne beſtimmen zu können wann, wie, wodurch. Meine Mathematik ließ mich hier im Stich, und ohne ihre Hülfe wußte ich daß Sedlaczech mich anbete — lange, o ſchon ſehr lange! vielleicht — immer! Welch eine Labung lag in dem Gedanken — immer! gleich war es mir als baue ſich am heißen, leeren, beſtaubten Lebenswege ein Kapellchen auf und ein mächtiger Baum breite ſeine grünen kühlen Aeſte ſchattig darüber aus. Auf dieſem Plätzchen voll himmliſcher Andacht und voll irdiſchem Wolbehagen war es zugleich ſelig und ſüß zu ruhen, und wie das Loretto-Häuschen von Engeln getragen ſchwebte es mir vor und winkte mir als holdſelige Freiſtatt in die ich von der öden langweili-

gen Landstraße fliehen durfte. Solch ein reizendes Bild zauberte mir das arme kleine Wort immer herauf. Wol sträubten sich meine Erfahrungen und Zweifel dagegen! .... was half es? — wie heilig lag die Kapelle da! wie frühlingslieblich wehten die grünen Zweige in denen die Vögel sangen und die Morgenlüfte rauschten und die Goldfunken der Abendsonne blitzten! — — —

In dieser Stimmung kehrte ich nach Engelau zurück! Freudig wäre ich wol stets empfangen worden; jezt wurd' ich es doppelt da ich allein kam. Obzwar Keiner mir diesen Grund sagen konnte, fühlte ich ihn dennoch bei Allen im Hinterhalt. Sedlaczech sah verklärt aus vor innerem Jubel.

„Ich habe nicht geahnt daß Sie sich so freuen könnten, lieber Meister!" sagte ich.

„Ach, ich bitte um Verzeihung!" entgegnete er und in seinem Blick, seiner Stimme, seiner Bewegung erlosch urplötzlich das Freudenlicht. Er war wieder der stille verschlossene kühle Mensch als den er sich gewöhnlich zeigte.

Das Leben ging alsbald wieder fort im gewohnten Gleis der kleinen Pflichten und der friedlichen Beschäftigungen. Der Todesfall meines Schwiegervaters und Astraus Erscheinung hatten keinen umgestaltenden Nachhall. Die Musik trat wieder

in ihre früheren Rechte. Ich erklärte, nachdem wir uns bis dahin dem Kirchengesang der Alten gewidmet hätten, würde ich in diesem Winter nichts singen als Compositionen von Sedlaczech, und er mußte seine Psalme und seine Pastoralmesse vierstimmig für uns setzen. Seine Musik war gleich seiner Seele: ernst und geheimnißvoll wie ein Dom, der die Klagen, Kämpfe, Schmerzen und Aengste des gesamten Menschengeschlechts wiederhallt. Nur die Feier der Heiligen Nacht machte eine Ausnahme: wie eine himmlische Vision von Fra Angelico kam sie mir vor. Der ganze Himmel mit seinen Engeln, Glorien und Paradiesen öfnete sich über der Erdennacht der Welt und der Seele, die mit mystisch seligem Schauer die Offenbarung der Liebe empfing. Das Halleluja das am Schluß die Hirten, die Magier und die Könige sangen — die Armuth die Weisheit und die Macht! — und in das die Engel wie aus seliger ferner Höhe herab einstimmten, war ein Meisterwerk der Idee wie der Ausführung nach. Sedlaczech componirte den Text immer selbst, immer lateinisch und möglichst bibeltreu, und die feierliche majestätische Sprache, die man nie in einer Opernarie, nie in einer Chansonette, Romanze oder Bolero gehört, verstärkte den religiösen Eindruck außerordentlich indem sie die

Ausdrucksweise beseitigte, welche profane Gedanken mit sich bringen. Diese Vigilie der Heiligen Nacht wurde unser Aller Lieblingsmusik.

„Wo ist Ihnen diese Vision aufgegangen, Fidelis?“ fragte ich ihn eines Morgens als wir allein im Musikzimmer waren.

„In Venedig,“ sagte er.

„In Venedig? als wir zusammen dort waren?“

„Ja! aber erst in Rom wurde sie mir klar genug um sich in Tönen fassen zu lassen. Bis dahin .... umrauschte mich ein melodischer Strom, dem keine Einzelheiten abzugewinnen waren.“

„Es müßte von hohem Interesse sein zu erfahren wo und wie die Ideenkeime großer Kunstwerke oder großer Thaten sich einer Seele bemeistert haben. Es müßte uns wichtige psychologische Aufschlüsse geben.“

„Und würde uns zu tausend Trugschlüssen veranlassen! rief er lebhaft. Der Geist Gottes, der alles gute, edle und schöne Thun hervorruft, weht wo er will und meistens ohne irdische Spuren. Wir können ihn nicht locken, nicht bannen; nur ihm folgen! aber am wenigsten ihn zersetzen.“

„O Fidelis! rief ich mit einem jener Ausbrüche von Schmerz die mich zuweilen überwältigten — wenn ich Sie sehe und höre — fest, klar, eins

mit sich selbst, nicht forschend, grübelnd, deutelnd, Ihre Kräfte verschwendend, sondern sie sammelnd zum bewußten Ziel — sehen Sie, Fidelis! so komme ich mir vor wie jene unseligen Adepten der vergangenen Jahrhunderte, welche grade wie ich das unbekannte Gut suchten und darüber das bekannte verloren. Schätze von Gold und Diamanten warfen sie besinnungslos in den verlockenden Schmelztiegel! — Freuden, Pflichten, Gesundheit, ja sogar Vernunft und Leben, opferten sie dem Wahn ihrer Goldmacherei! In Rauch lösten sich die Herrlichkeiten auf, oder schrumpften über dem schmelzenden Feuer und durch die zersetzenden chemischen Versuche zu Materien ein, welche ihren Erwartungen durchaus nicht entsprachen. Aber das Alles störte nicht den Reiz der Alchymie, nicht die rastlosen, verzehrenden Anstrengungen um den Stein der Weisen zu entdecken, der die Schätze der Erde und das Geheimniß des Lebens verlieh. Ich bin ein solcher Adept — nur nicht für irdische Dinge! die himmlischen Güter mögte ich unermeßlich und unendlich besitzen!"

„So wenden Sie sich mit Hingebung, aber nicht mit Fragen denselben zu."

„Der Rath ist gut — nur kann ich ihn nicht befolgen! meine Seele ist auf die Frage gestellt."

„So entſchließen Sie ſich .... zu leiden.“

„Geh unter, weil du nicht ſchwimmen kannſt! — o wie oft hab' ich ſo zu mir geſprochen!“ — ſagte ich und bittere Thränen traten mir in die Augen.

„Ich ſage nicht: Geh unter! ich ſage: Kämpfe!“

„Aber wofür denn? aber weshalb denn? rief ich in Verzweiflung. O Fidelis! Sie haben ſo recht die ſtarre Kälte der Glücklichen! ein frommer Menſch ſind Sie und ein großer Künſtler .... doch kein Freund, denn Sie geben mich gleichgültig auf.“

Ich verſtummte weil er plötzlich vom Flügel aufſprang und in heftigſter Bewegung etwas entgegnen wollte. Aber mit ungeheurer Selbſtüberwindung faßte er ſich, ſchwieg, ſetzte ſich wieder und ſpielte den Trauermarſch aus Händels „Samſon,“ der für den todten Helden erklingt. Als er ihn durchgeſpielt ſagte er:

„Sie wiſſen wol daß ich Ihr Freund bin.“

Ich kann's nicht beſchreiben, nicht einmal andeuten welch einen erſchütternden Eindruck er auf mich machte! Er fürchtet in mir eine Dalila; — dieſer Gedanke erfüllte plötzlich meine ganze Seele; — und er will ſich gegen ſie waffnen und wird gewaffnet bleiben. Ich hätte dieſen Willen ehren ſollen. Ich weiß auch daß alle Frauen Zeter!

über mich schreien werden, weil ich es nicht that; daß sie sagen werden: Also doch Koketterie, trotz all der Kälte! — Aber ich weiß ebenfalls daß sie Alle es ebenso gemacht haben würden wie ich, nur vielleicht aus andern Motiven. Ich dachte: mein Gott! wenn der Mann dich liebte, so lange, so immer .... das wäre doch eine Versöhnung mit dem Unbestand des Lebens, eine Errettung aus dieser Leichengruft des ewigen Zweifels! — Und dachte ich ferner: Wenn er dich liebt — was wirst du thun? — so war nie die Antwort: Ihn wieder lieben! — sondern immer: Ihm danken, o Gott! danken, wie man für das Leben — wie das Geschöpf dem Schöpfer dankt. — — — Ach! als ob die Liebe sich mit einem auch noch so glühenden Dank begnügen könnte! als ob sie nicht verkümmern oder verzweifeln muß wenn sie nicht volle Erwiderung findet!

Seiner einfachen ernsten Antwort entgegnete ich an jenem Morgen nichts; aber er kam mir vor stärker als Simson, den er wie seinen Schutzpatron anrief, und es regte sich in mir etwas von jener diabolischen Neugier der Eva, welche um jeden Preis Dasjenige wissen will, was eine höhere Macht vor ihr verbirgt. Indessen imponirte er mir viel zu sehr und es widerstrebte auch meiner

Natur zu sehr in Koketterie ihm gegenüber zu verfallen. Ich zeigte ihm eben nur wie sehr ich an ihm hing, ihm vertraute, auf ihn rechnete, mein Leben mit ihm eingerichtet hatte; und er nahm das hin mit dem größten Dank, mit dem tiefsten Ernst, wie Jemand der sich mit seinem Loos zu bescheiden sucht, nicht mehr verlangt noch erwartet — aber in seinem verschwiegenen Busen und hinter seinen stummen Lippen eine ganz andre Sehnsucht trägt. Wendete sie sich zu mir? — Ich wußte es nicht! — Oft flüsterte mir mein guter Genius zu: Laß ruhen was ruht! wecke nicht das Schlummernde! Du hast es jezt besser denn je! halte dich still! — Aber nein! dagegen stand ein andrer Geist auf und sprach: Im Traum verrinnt dein Dasein und mit ihm das Glück, das du immer verlangt und nie gefunden nie genossen hast! aus der elektrischen Berührung einer starken flammensprühenden und zugleich tiefgesammelten Seele kann dir eine Metamorphose erblühen: versäume das nicht! — Ueber diesen Zwiespalt fiel ich in Unruh und Beklommenheit, und die wirkte dermaßen auf Sedlaczech, daß er in eine weit heftigere gerieth. Etwas fieberhaft Gespanntes und Aufgeregtes überfiel ihn; endlich hieß es er sei krank und könne nicht sein Zimmer verlassen. Mezzoni sprach von Heimweh,

von Abzehrung, von nordiſchem Winter: mich überfiel Todesangſt bei dem Gedanken er könne abreiſen wollen. Ich ſchickte ihm den Arzt; der empfahl ihm Ruhe, calmirende Mittel, Bewegung, Zerſtreuung — im Grunde .... nichts! denn es ſei keine Gefahr vorhanden nicht einmal Krankheit. Mezzoni ſprach aber immer vom nordiſchen Winter, der einen ſchwächlichen Menſchen tödten könne. Ich verſicherte ihn Sedlaczech ſei durchaus nicht ſchwächlich. Er meinte man könne es werden. Das war richtig. Ich verbrachte einen qualvollen Tag.

Am nächſten Morgen ließ ich Sedlaczech zu mir bitten, wenn's ihm möglich ſei. Er kam; aber er ſah geiſterhaft aus. Entſchloſſen fragte ich ſogleich das was ich ahnte:

„Iſt's wahr, daß Sie nach Italien wollen?“

„Ich denke das wird am Beſten für mich ſein“ — entgegnete er nach einer Pauſe in der er ſich zu dieſer Antwort Kraft geſammelt hatte.

„Warten Sie bis zum Frühling, Fidelis, dann wollen wir Alle fort — nach der Schweiz, nach Italien .... wohin Sie wünſchen, bat ich mit Thränen.

„Mein Wunſch kann keine Richtſchnur für Sie abgeben, theure Gräfin!“ ſprach er ſanft.

„O doch! doch! laſſen Sie mir die ſeltne Freude, daß ich Ihren Wunſch erfüllen darf! ich habe

wenig Menſchen, Fidelis, ach! ich mögte ſagen keine — wenigſtens keine Freunde, deren Wünſche mein Leben beſtimmten. Gönnen Sie mir doch dies Glück."

„Mein Wunſch iſt .... jezt und allein zu gehen!" entgegnete er noch ſanfter.

„Und fühlen Sie nicht daß ich fürchterlich allein ſein werde, wenn Sie gehen?"

„Nicht ſo wie ich."

„Daß mir ein belebendes und beſeelendes Princip fehlen wird, welches die Nähe eines treuen und verſtändnißvollen Freundes, der Ihr Herz und Ihren Charakter hat, in mein hinfälliges Weſen bringt?"

„Nicht ſo wie mir."

Mir war als bräche er mit entſchloßner Hand mein Herz entzwei. Ich wurde kalt und ſtarr, mein Blut wie Eis, und ſo ſagte ich:

„Wolan, Meiſter, gehen Sie und .... beten Sie."

„Wenn ich kann," ſprach er tonlos.

„O Sie können! — beten können Sie .... aber nicht lieben, Fidelis!"

Er wich einige Schritte zurück, ſah mich feſt an und fragte mit einem furchtbaren Ernſt:

„Sie wiſſen alſo wirklich nicht daß ich Sie liebe?"

„Wer beten und glauben kann — der kann auch lieben! — ich wußte es, Fidelis!“ rief ich und ſank auf die Knie, überwältigt von ich weiß nicht welcher Macht, welcher Freude, welcher Angſt, welchem innerlichen Jauchzen und Weinen, das mich mit heißem Dank in den Staub warf.

„Heiliger Gott! was nun?“ ſagte er und preßte die gerungenen Hände gegen ſeine Stirn.

„Nun bleiben Sie hier, Fidelis! nun bleiben Sie bei mir, immer — o immer! immer!“ ſagte ich, ſtand auf, und ergriff ſanft ſeine Hände, die ich auseinander löste indem ich hinzu ſetzte: „Nicht mehr in Qual dürfen ſie gerungen ſein, nur gefaltet in liebender Andacht, wie ſich das für Sie geziemt.“

„Und Sie verzeihen mir? fragte er ganz, ganz leiſe. Sie kennen meine Gefühle und nennen ſie nicht Thorheit .... nicht Vermeſſenheit .... nicht Wahnſinn? — wie ich ſelbſt ſo viel tauſendmal ſie genannt! — Sie verbannen mich nicht von Ihrem Angeſicht .... darf ich es glauben?“

„Warum wollten Sie zum erſten Mal in Ihrem Leben zweifeln?“ ſagte ich.

„Weil dies eine Gewißheit ſein würde, welche mich weit .... weit über alle Grenzen und Schranken des Daſeins hinweg in die Seligkeit heben

würde! .... Weil es eine Himmelfahrt bei lebendigem Leibe wäre! .... — O Sie sehen wol, Sibylle, daß man daran zweifeln muß, so lange man nicht rasend ist."

„Bleiben Sie immer bei mir, Fidelis! entgegnete ich mit unbeschreiblicher Rührung. Ich kann's Ihnen nicht sagen wie glücklich Sie mich machen!"

Er sank vor mir nieder mit der nämlichen extatischen Geberde mit der ich einst im Dom zu Würzburg ihn auf den Knien gesehen, und dieselbe Ueberfülle der Empfindung strahlte von seinem Antlitz aus. Und wie damals meine kindische Seele — so ward jezt die bewußte Seele gleichsam angedonnert von der Ueberlegenheit, welche die seine über sie hatte, blos darum .... weil er liebte. Klein und unwürdig erschien ich mir selbst, und mit unsäglicher Trauer sprach ich:

„Fidelis! ich bin Ihrer nicht werth."

Er hörte nicht auf mich; er blieb in seiner Stellung, nahm meine Hände und sagte:

„Ja, ich liebe Sie mit einer Liebe von der ich nicht weiß ob sie mir den Himmel ob die Hölle bringt .... aber ich liebe Sie! — nicht jezt, nicht früher, nicht seit dieser oder jener Zeit .... nein, immer! eingeschreint in meiner Seele, wortlos, maßlos, grenzenlos, wie Sie es nie ver-

ſtehen noch begreifen können, weil Sie nur den Maßſtab der andern Männer haben, welche Sie zur Abwechſelung liebten! ich, ohne Wechſel, nur Sie! nur Sie!“

Er ſprach beinah flüſternd, wie man eben ein Geſtändniß macht, und doch mit einem ſolchen vibrirenden Nachdruck, daß mein Herz erbebte, und von dieſem Beben aus ein leiſes Zittern durch meinen ganzen Körper rieſelte. Wenn Geiſter unſichtbar an uns vorüberſchweben, mag ein ſolcher Schauer die Folge ihrer unirdiſchen Nähe ſein. Ich ſagte:

„Stehen Sie auf, Fidelis! Sie ſind außer ſich .... und ſprechen Sie nicht ſo heftig — ich bin nicht daran gewöhnt.“

Er ſtand auf, ſank in einen Lehnſtuhl und entgegnete faſt mitleidig:

„Das glaube ich gern! Arme Sibylle, ſo wenig ſind Sie an die Sprache tiefer, das Leben durchglühender Empfindung gewöhnt, daß Sie vor deren Ausdruck erſchrecken .... während mir kein andrer zu Gebot ſteht. Und ſo werden wir ewig wie auf zwei Planeten fern von einander bleiben, weil uns die unausfüllbare Kluft trennt, welche lieben von nicht lieben ſcheidet. Ich liebe Sie, ohne jene Zwiſchenſpiele der Sinne, der Gedanken, der

Phantaſie, welche alle Menſchen mehr oder weniger mit gutem Gewiſſen ſich erlauben: daher iſt meine Liebe von andrer Kraft, von andrer Sehnſucht, von andrem Schwung, und von einer Intenſität, welche Vernichtung, Wiedergeburt und ewiges Leben in ſich ſchließt."

Er hielt immer meine Hand; ich kann nicht ſagen daß er ſie drückte, nein! er hatte ſie nur in der ſeinen begraben. Seine mächtige, ausgearbeitete, wunderſchöne Hand, die ganz Nerv war, hielt mich wie an einem ehernen Anker. Er kam mir als der Herr meiner Seele vor. Wie der Magnet beim Nordlicht zittern ſoll, ſo zitterte ich .... denn zum erſten Mal in meinem Leben ſtand ich einer Leidenſchaft gegenüber — der Leidenſchaft eines Mannes, welcher unangetaſtet durch die Welt, die Jugend und den Frühling ſeines Lebens gewandelt war, und jezt, in deſſen Sommer, mit all' ihren Gewittern und Gluten, mit ihren langen Sonnentagen und ihren tropiſchen Sternennächten, mit ihrer unendlichen Fülle und unermeßlichen Sehnſucht mir entgegen trat. Gott weiß welche Himmel ſich mir öfneten! Gott weiß welch ein Paradies ſich vor mir erſchloß! Ich werde ihn lieben! blitzte es wie mit Stralen und Flammen auf mich herab.

„Ich liebe Sie!“ ſtammelten die Lippen faſt tonlos, faſt gedankenlos, als Echo eines innern Traumes hervor.

Mit einer elektriſchen Vehemenz umſchlang mich Fidelis; aber im nämlichen Augenblick ließ er den Arm wie gelähmt ſinken und ſagte, mir tief ins Auge ſehend:

„Das iſt nicht wahr, Sibylle! .... Eine immenſe Seele .... aber leer!“

„Sie wollen mich lieben! rief ich, und zweifeln daß jener Strom der Empfindung, der Sie ſo reich macht, in meine Bruſt hinüber wallen könne? — daß jene Gluten die in Ihnen flammen in mir ein homogenes Element finden können? — Aber, Fidelis, wogt die Liebe denn ſo ins Blaue ohne Ziel hinein? erfaßt und umſchlingt ſie nicht ihren Gegenſtand mit dem tiefen unabweislichen Bewußtſein ihres Rechts und ihrer Macht, welches in jedem unräſonnirten primitiven Gefühl liegt? — Iſt meine Seele leer, ſo lieben Sie mich nicht .... ſonſt müßten Sie darin den Reflex einer Sonne finden.“ — —

Er ſank zu meinen Füßen hin und fand keine Worte mehr. — — — Er blieb. — Das Leben bekam eine wunderbare Färbung. Ich ſtelle mir vor daß es den Opiumeſſern ſo erſcheinen mag ....

wie durch einen rosenfarbenen wehenden Schleier! Fidelis hatte ganz Recht: mir fehlte der Maßstab für seine Empfindungsweise. Mir war dergleichen nie vorgekommen, nie in mir, nie außer mir. Diese Intensität der Leidenschaft, die ein ganzes Menschenleben absorbirte, ließ andre Kräfte, andre Gaben, andre Fähigkeiten .... eine andre Organisation voraussetzen.

„Wie sind Sie so ganz anders als die Uebrigen!“ sagte ich zuweilen mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Ja, ich bin's! sagte er einmal; denn es leben sich Alle in Bruchstücken ihres Daseins zu Tode, von frühster Jugend an. Das that ich nicht. Von diesen Tropfen am Nectarbecher des Lebens fühlte ich mich nie angelockt.“

„Erzählen Sie mir den Gang Ihrer innern Entwickelung, Fidelis! ich kenne Sie so lange, aber immer verschlossen schweigend.“

„Schweigend? hab' ich nicht mein Herz in Ihre Hände gelegt? spricht meine Seele nicht zu Ihnen in Rhapsodien der Liebeslust und Klage? gießt sie nicht ihre tiefsten, traurigsten, süßesten Mysterien in Gedanken und Tönen, in Wort und Musik, wenn auch nur dithyrambisch vor Ihnen aus? — Was soll ich in der Vergangenheit wühlen? und

doch ist sie mir lieb und heilig — denn Sie waren da, ewig da! als Kind — lieblicher denn alle Kinder, und dann urplötzlich dies Kind verwandelt in ein Weib, und mir entrückt in jene Ferne und jene Heiligkeit die es mit der Himmelskönigin theilt — den Regenbogen zu ihren Füßen, den Morgenstern zu ihren Häupten — meinen Sinnen und Gedanken wie meinen Augen entrückt! und dennoch mit mir in heiliger Gemeinschaft, denn das reinste Band welches unsre Sinnenwelt mit einer übersinnlichen verknüpft — denn die reinsten Schwingen welche Gott uns gab um zuweilen aus der Region des Staubes in die des Aethers aufzufliegen — wurden mein Theil! die Kunst nahm mich unter ihren Sternenmantel und ihre heiligen Gestirne verdeckten mir die Dunkelheit meiner Wege, und ihre Sphärenmusik verbarg mir die unendliche Oede meiner Tage — bis allendlich mit einem Accord die Sonne mir aufging und mein Schöpfungstag anbrach."

„Und keine Erinnnerung aus der Kindheit senkte ihren balsamischen Thau in dieses flammende, dürstende Herz, mein armer Fidelis?"

„O, rief er mit wildem Schmerz, wozu dies Zerwühlen der Vergangenheit, Sibylle!"

„Ich bin eifersüchtig, Fidelis."

„So wahr Gott über uns ist: in meiner Vergangenheit war nur das Weib das auch in meiner Gegenwart ist, und kein andres, Sibylle.“

„Kein andres Weib und keine andre Liebe?“

Das Feuer in seinen Augen, die Farbe auf seinen Wangen, die Bewegung in seinen Zügen verschwand. Er legte die Arme auf die Lehne des Sophas und den Kopf auf die Arme indem er langsam die Worte der Apokalypse sprach:

„Ich habe wider dich daß du verlässest deine erste Liebe.“

Bei dieser Bewegung schob sein Aermel sich zurück und ich sah daß er einen Goldreif über dem linken Handgelenk trug.

„Was für ein Amulet tragen Sie da?“ fragte ich und berührte mit dem Finger den Reif.

Statt zu antworten reichte er mir die linke Hand; ich betrachtete den Reif. Zwei Steine bildeten sein Schloß: ein Rubin, warm und glühend wie ein Tropfen Bluts, und ein wunderschöner Saphir, der wie ein Stern oder wie ein Auge beruhigend daneben lag. Ich weiß nicht was für eine melancholische Symbolik aus diesen schönen Steinen mich ansprach! ich fragte traurig:

„Also doch ein Abfall, Fidelis?“

Immer noch schweigend richtete er sich auf, zog

aus dem Busen an einem schwarzen Bande ein goldnes Medaillon auf dem jene apokalyptischen Worte eingegraben waren, und drückte es auf nachdem ich sie gelesen hatte. Ein liebliches Miniaturbildchen kam zum Vorschein, ein süßes Köpfchen überflutet von blonden Locken und einem schwarzen Schleier, unter welchem zwei göttlich schöne dunkelblaue Augen, tief und stralend wie Saphire mit einem Ausdruck hervorblickten, der zittern machte — solch eine Glut und solche Schwärmerei schmolzen in ihrem Feuer zusammen. Ich fand eine unbestimmte Aehnlichkeit mit Fidelis, ungefähr wie eine Tochter ihrem Vater ähnlich sieht.

„Ah Fidelis! es ist also doch ein Weib in Ihrer Vergangenheit!“ rief ich mit Schmerz.

„Eine Mutter ist kein Weib,“ entgegnete er und legte die Hand beruhigend auf mein Haupt.

Ich drückte sie dafür an meine Lippen und sagte: „Ich weiß es ja längst daß Du anders bist als wir übrigen Menschen, und dennoch erfüllt es mich immer wieder mit Andacht und Rührung! — Aber erzähle mir von Deiner Mutter.“

Fidelis verwahrte wieder das Bild im Busen, knöpfte sorgsam den Hemdärmel über dem Goldreif zu, damit kein profanes Auge seine Reliquien entweihe, und sagte:

„Von meiner Mutter! .... Ich kannte ſie nicht; ich wußte nichts von ihr; ich wuchs auf in dem kleinen Städtchen Auſſig in Böhmen bei meinem Pflegevater der für meinen Oheim galt und der Organiſt an der dortigen Kirche und ein tüchtiger Muſiker war. Ich hatte eine wilde ſelige Kindheit. Ich verbrachte ſie mit Muſik und mit Wanderungen durch die romantiſchliebliche Gegend. Die Kunſt und die Natur, und deren gemeinſame Mutter die Schönheit, theilten ſeit meinen frühſten Jahren den Cultus meiner Seele. Es war etwas in mir das Thränen in mein Auge trieb und mich auf die Knie warf, wenn ich ergreifende Muſik hörte, einem Sonnenuntergang oder einem Gewitter zuſah, oder einen Frühlingsmorgen auf den grünen, nußbaumbeſchatteten Abhängen der Ruine Schreckenſtein verlebte. Denn immer trug die Schönheit, welcher Art ſie ſei, für mein Auge eine Glorie; ſie war mir heilig. Nie vergeſſe ich den Moment als ich zum erſten Mal das Kleinod und den Stolz von Auſſig, das Altargemälde von Carlin Dolce ſah! Ein kleiner Madonnenkopf iſts im dunkelblauen Schleier. Eine Thür ſchließt ſich ſorgſam über dem Gemälde, das in einem Schrein von weißem Alabaſter wie in einem Wandſchränkchen über dem Altar verborgen iſt und nur bei großen

Festen oder wenn Reisende und Fremde es begehren, zum Vorschein kommt. Eine fremde Gesellschaft ließ sich das Bild zeigen; ich war aus Neugier ihr gefolgt. Als sich die Thür aufthat, sank ich auf die Knie, und murmelte andächtig mein Ave Maria! Als ich fertig war bemerkte ich zu meinem Erstaunen daß ich allein kniete, und daß eine lange dürre blonde Dame aus der Gesellschaft mich streng und mißbilligend ansah. Ich stand auf und schlich erröthend bei Seite, hörte aber wie die Dame mit scharfer Stimme sagte:

„Bemerktet Ihr den fanatischen Ausdruck des Knaben? ist es nicht unerhört daß solcher heidnische Götzendienst in unsrer aufgeklärten Zeit und in unsrer Nähe noch existirt!“

„Es ist sündhaft Kinder für die Heiligenverehrung dermaßen zu fanatisiren,“ bemerkte ein fetter Herr mit großer Salbung.

Obwol ich nur die Worte, nicht den Sinn verstand, machten sie mir einen starken Eindruck. Später sind sie mir oft eingefallen. Götzendienst ist: wenn die Form statt der Idee angebetet wird, wenn die Formel mehr gilt als der Inhalt, wenn die verknöcherte Gestalt ohne Geist jene Huldigungen empfängt, welche ihm gebühren. Demnach trieb ich damals keinen Götzendienst.

Meine Pflegemutter, eine ſanfte zärtliche Seele, und mein Pflegevater ein rechtſchaffner warmherziger Mann, waren beide wahrhaft fromm und erzogen mich in wahrer, inniger Andacht und Liebe zu unſrer heiligen Kirche. Was in ihnen milde erquickende Frömmigkeit war, wurde in mir, zufolge meiner wilden ſchwärmeriſchen Natur, flammender Glaube, inbrünſtige Andacht. Dies religiöſe Element entſprach vollkommen der Richtung und dem Bedürfniß meiner Seele, und die Pflegeeltern nährten es ſorgſam in mir. Sie hatten keine Kinder und liebten mich zärtlich, verwöhnten mich weit über meinen Stand, hatten unbegreifliche Nachſicht mit mir. Ich ſollte in die Schule gehen; ich that es nicht, es langweilte mich ſo ſehr — der pedantiſche Lehrer, die gedankenloſe Bubenſchaar, die kahlen Wände der Schulſtube, dieſe gräßlichen braunen Bänke und Tiſche! — Menſchen und Dinge kamen mir ſo unerhört häßlich vor, und draußen die Sonne, die Berge, der Fluß, die Vögel, die Schmetterlinge — ach Alles! ſo ſchön, ſo wunderſchön! — Leſen hatte ich früh bei der Pflegemutter gelernt, der Legenden wegen die ich zu leſen wünſchte, weil ſie nicht immer Zeit hatte ſie mir zu erzählen. Auch rechnen lernte ich bei ihr um ihr behülflich zu ſein bei den Wirth-

ſchaftsrechnungen, die der Vater nicht immer correct finden wollte. Bis zum ſchreiben bracht' ich es endlich auch noch — hauptſächlich durch den Gedanken angefeuert, Noten copiren und den Text darunter ſetzen zu können. Weiter nichts! freilich auch Clavier-, Orgel- und Geigenſpiel und den Generalbaß; aber in der Schule galt das nichts, ſondern ich für einen dummen und trägen Buben. Es liefen Klagen über mich ein; doch die Eltern meinten das müſſe Schuld der Lehrer ſein, denn Alles was ſie mich lehrten lerne ich mit Fleiß, Ausdauer und Geſchick. Es machte ſich endlich ſo, daß ich im Winter mit Leidenſchaft die Muſik trieb, ſo daß ich ganz mager und abgezehrt wurde, und im Sommer mich davon erholte, meine Kräfte übte und meine Nerven ſtählte, indem ich wiederum mit Leidenſchaft in Berg und Thal, ſtromauf, ſtromab umherſchweifte. Tagelang blieb ich fort! nach Tetſchen pilgerte ich, und nach Teplitz. Einmal durchwanderte ich die ſächſiſche Schweiz; auf Prebiſch-Thor hatte ich ein furchtbares Gewitter; — in Schandau geſellte ich mich zu böhmiſchen Muſikanten und ſetzte die ganze Bande durch mein Geigenſpiel in Erſtaunen. Liebe Erinnerungen — das! Geld hatte ich nicht viel auf meinen Wanderungen. Der Vater ſchenkte mir nie Geld: ich

mußte es mir mit Notenſchreiben verdienen; aber die Mutter gab mir zuweilen ein blankes Fünfkreuzerſtück. Damit zog ich ins Weite. Sie ſorgten auch nie um mich! ſie hatten Vertrauen zu mir und ich rechtfertigte es. Ich kehrte heim an dem Tage, zu der Stunde, die ich ihnen vorher beſtimmt hatte. Aber ich ſelbſt ließ mir nichts vorſchreiben! es mußte Alles nach meinem Willen gehen, jedoch blieb ich meinem einmal gegebenen Wort mit einer unerſchütterlichen Feſtigkeit treu. Die Freunde und Nachbarn ſprachen zuweilen ihr Erſtaunen gegen meine Pflegeltern über meine ſeltſame Art aus, und fragten was aus mir werden ſolle. Dann ſagte die Mutter immer mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit: „Was Gott will!“ und der Vater meinte: „Ein tüchtiger Muſiker.“

Zu Letzterem war ich feſt entſchloſſen. Muſik! Muſik! ich begriff nichts Anderes, und begriff auch ſie wiederum in meiner Weiſe. Die Seele welche ich der Natur und dem Weltall lieh, ſprach zu mir in Muſik. Ich hörte Muſik auf den Wellen der Elbe, im Rauſchen der Bäume, im Summen der Inſecten — Muſik am hohen heißen Sommermittag wenn tiefe Stille und Schwüle über der Natur brütete — Muſik an Winterabenden wenn der Sturm pfeifend und ſauſend wie ein ungeſtümer

Eroberer daher tobte — Musik in lauen Frühlingsnächten wenn ein süßer wilder Schauer wie ein träumerisches Erwachen der Leidenschaft, wie ein ätherischer, entzündender Kuß, die Natur durchrieselte. Die Berge hatten eine Stimme für mich; sie hieß Musik. Ja die Sterne wandelten für mich am Firmament im harmonischen Reigen einher, und ich hörte Musik wenn ich zu ihnen emporsah. Aber gleichsam nach Innen mußte ich lauschen um all jene Musik zu verstehen. Meine Seele mußte jene ungeheuern Harmonien in sich aufnehmen und verarbeiten, und sie mir dann in ihre Sprache übersetzt mittheilen. Mein Pflegevater rieth mir meine musikalischen Gedanken aufzuschreiben; ich that es auch nach den Regeln der Composition, die ich fleißig bei ihm studirte. Doch das waren schwache, matte Exercitien, und fand sich einmal eine musikalische Idee dazwischen, so war sie nichts als eine Reminiscenz. Die kleine kindische Seele hörte nur die gewaltigen Schwingen des Genius der Musik um sich rauschen und klingen; sie zeigte nur Verständniß, nur Befähigung. Die Schöpferkraft liegt nicht in der Sphäre der Kindheit. Unsinn ist es sie von ihr zu erwarten, Missethat — sie erzwingen zu wollen. Wer nicht mit sich selbst gerungen hat, kann auch nicht mit dem Genius

ringen, ihn bannen, ihn zu Red' und Antwort zwingen, ihm das Zauberwort ablocken wodurch er seinen Gebilden die Weihe ertheilt, und welches er nicht auf die erste Bitte und an den Ersten Besten verschwendet. Wer bestimmt ist die Weihe zu empfangen muß andre Wege gehen als die Talentvollen, die Begabten, welche bei ihrem ersten Erscheinen ein Paar Rosen um sich her streuen und dann mit leeren Händen weiter ziehen. Ihn muß eine Göttin, die einzige, die ewige Göttin alles Lebens und alles Seins, die Liebe, in ihre Arme nehmen und an ihrem Busen muß sie ihn groß ziehen und nähren mit zwei Quellen die ewig strömen: mit Schmerzen und mit Meditationen. — — Ich lebte bis zu meinem fünfzehnten Jahr unbändig, seelig und phantastisch dahin.

Da trat eine vollständige Revolution ein. Mein Pflegevater und mein Beichtvater, Pater Melchior, verkündeten mir: ich sei für den geistlichen Stand bestimmt. Dabei kam es für mich zum ersten Mal klar und deutlich zur Sprache, daß meine geliebten und geehrten Pflegeltern eigentlich gar nicht mit mir verwandt waren. Ich weiß nicht welche von diesen beiden Nachrichten mich tiefer erschütterte. Nur das weiß ich, daß ich auf der Stelle in mir selbst sprach: Beides gilt mir nichts! ich werde

nicht Geistlicher und ich bleibe ihr Kind! — Mit herzzerreißendem Schmerz stürzte ich zu meiner Pflegemutter. Ich schrie, ich weinte, ich schluchzte: ich sei ihr Sohn, ich wolle es bleiben; sie solle nicht leiden daß man mich ihr raube! und Geistlicher wolle ich nicht werden, sondern Musiker. Sie suchte mich zu beschwichtigen indem sie mit mir weinte und mit Liebkosungen mich tröstete: ich sei ihr Fidelis; wenn nicht ihr Sohn .... doch immer und ewig ihr herzeigener Fidelis! sie habe mich groß gezogen an ihrer Brust! Gott habe ihren Sohn zu sich genommen und dafür mich in ihre Arme gelegt, und so viel Thränen habe sie geweint um seinen Tod und um mein Leben, daß etwas ebenso Heiliges als die Mutterliebe für mich daraus zusammengeschmolzen sei.

„Nun so rette mich, Mutter, rette mich von dem geistlichen Stande!“ flehte ich.

„Deine Mutter hat es so bestimmt, Fidelis!“ entgegnete sie sanft und traurig.

Ich war wie wahnsinnig. „Was ist das für eine Mutter die mich erst ins Leben gestoßen hat und mich nun in den Tod .... in mehr als den Tod! stoßen will. Ich weiß von keiner Mutter!“ schrie ich.

Mein Pflegevater sprach mir mit Ernst zu;

Pater Melchior mit linder Güte. Ich ließ mir auch all ihre Ermahnungen und Tröstungen gefallen; gingen sie aber auf den fraglichen Gegenstand über, so geberdete ich mich wie ein junges Pferd auf den Steppen der Ukraine, das eingefangen werden soll. Ich, lernen? ich, studiren? ich, ein heiliges Amt regelmäßig verwalten und es nie verlassen? ich, im geistlichen Gehorsam meinen Obern mich unterwerfen? thun, treiben, denken, lehren, wie sie gebieten? — Nimmermehr! Ich wollte in die Welt.

„Ich will ja nichts Böses und nichts Verbotenes in der Welt thun! — aber ich will und muß in die Welt, sagte ich so recht in kindischer Weise; — und wenn mir das nicht erlaubt wird, so laufe ich heimlich fort."

Mein Entschluß schien so fest, daß man mir Ruhe gönnte. Allein nach kurzer Zeit kündigte Pater Melchior mir an ich solle ihn nach Prag begleiten, wo man mich zu sehen und zu sprechen wünsche. Abermaliger, heftiger Widerstand, der doch zulezt überwunden ward! während dieses Kampfes bildete sich mein Entschluß fest aus die Flucht zu ergreifen, wenn mir keine andre Rettung übrig bliebe. Das machte mich ruhig, und

ich fuhr mit Pater Melchior nach Prag, erwartungsvoll aber gewappnet.

Dort geleitete er mich in ein ernstes stilles alterthümliches Gebäude, dessen Pforte sich uns geheimnißvoll öfnete; dann über einen einsamen Hof, durch lange hallende öde Gänge, in ein düstres, unschönes Gemach: ich stand im Sprachzimmer eines Klosters. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nah: die Luft war so beklommen .... die Wände so dunkel .... und das Gitter, das fürchterliche Gitter und der braune Vorhang hinter demselben erfüllten mich mit Vorstellungen von Kerker und Grab.

„Wenn ich hier eingesperrt werden soll, so renne ich mit dem Kopf gegen die Mauer!“ sagte ich fassungslos zum frommen Pater Melchior, der sanft entgegnete:

„Was fällt Dir ein, Fidelis! Hier lebt Deine Mutter und sie wünscht Dich zu sehen.“

Indem rauschten schleppende Gewänder jenseits des Gitters, der Vorhang wurde zurückgezogen, und eine Klosterfrau in der Ordenstracht der Karmeliterinnen stand mir gegenüber.

„Hier ist Fidelis,“ sagte der Pater.

Sie neigte ihr Haupt zum Gruß, zum Dank, und er verließ das Sprachzimmer. So wie ich

dieſe Frau ſah flog meine Seele ihr entgegen und ich liebte ſie. Ich ſtürzte wie zerſchmettert am Sprachgitter nieder, ich rang die Hände, ich breitete meine Arme gegen die ſtarren Eiſenſtäbe aus und ſtammelte ſchluchzend, athemlos:

„O meine Mutter .... Du meine wahre, meine wirkliche Mutter — wie lieb' ich Dich!"

Welch ein Antlitz ſchaute auf mich herab! Sibylle, dies holde kleine Gemälde entzückt Sie und ſpricht Sie an wie ein verkörperter Sonnenſtral. Nun ſtellen Sie ſich vor daß dies himmliſche Weſen durch ein Läuterungsfeuer nach dem andern hindurch gewandelt, nicht verzehrt ſondern verklärt davon geworden iſt, und endlich wie von einem andern Geſtirn, und aus einem andern Licht auf uns herabſchaut: ſo war ſie.

„Fidelis!" ſagte ſie und immer wieder und wieder: „Fidelis!" — und mit ihrem zarten Finger durch das Gitter ſchlüpfend berührte ſie ſegnend meine Stirn, und zärtlich meine Wange, mein Haar; und dann faltete ſie ihre Hände, die aus den dunkelbraunen weiten Aermeln ihres Ordenskleides weiß heilig und rein wie Taubenflügel hervor leuchteten und ſagte: „In Deine Hände, o Herr! befehl' ich ihn."

O Sibylle! ganz unirdiſch ſah ſie dazu aus!

solche Augen hat man nicht in der Welt! solche Augen sind der Spiegel einer höheren — und höhere Gestalten wandeln stralend an ihnen vorüber, und ihr Wiederschein wirft noch eine Verklärung auf uns herab. Und diese Stirn! sie mußte Kronen getragen haben, um durch die Wolken von Schmerz und den Schleier der Entsagung hindurch noch in solcher Majestät zu stralen. Ganz bewildert von extatischer Liebe rief ich:

„O Mutter wer bist Du? wo kommst Du her? bist Du eine Heilige oder eine Königin?“ — —

„Ich bin eine große Sünderin, sagte sie mit gelassener heiliger Demuth; allein ich vertraue Dem, der in die Welt gekommen ist um die Sünder zu erretten und nicht die Gerechten — zu Dem ich flehe Tag und Nacht in heißen Gebeten, daß er eine Leuchte sei auf Deinem Pfade, Dich zu sich ziehe in Israels ewige Hütten, und die Versuchung und den Fall von Dir abwende .... in die ich gestürzt bin. Ich lebe für dies Gebet und für dessen Erfüllung.“

Ich verstand sie nicht recht; allein ich hörte nichts als Musik, und mein Herz pochte vor Freuden daß sie für mich bete.

„O meine Mutter! sagte ich, Dein Gebet ist

wie der Schild des Erzengels über mir: er beſchirmt mich in allen Gefahren der Welt.“

„Thörichtes Kind! erwiderte ſie, Du weißt nicht was Du ſprichſt! Du haſt noch keine Vorſtellung von den Gefahren, welche Dir drohen, grade Dir, mit Deiner .... ach, mit meiner Seele! — und vor denen es keine Rettung giebt als Flucht — Flucht zu den Altären des Heils. Wende Dich zu ihnen, Fidelis, und ab von der Welt! tritt in den Dienſt der heiligen Kirche, weihe Dich den göttlichen Dingen und bringe Deine Seele dar im ununterbrochenen Opfer.“

„Ich will auch meine Seele im Opfer darbringen, rief ich, ſie ſoll nicht verloren gehen! glaube mir, meine Mutter! aber ich muß frei bleiben! ich kann nicht ſtudiren, kann nicht lernen und nicht lehren — ich mögte lieber ſterben, als Prieſter werden.“

„Thörichtes Kind!“ wiederholte ſie kopfſchüttelnd.

„Ja! rief ich in einem Paroxismus von Todesangſt; ich werde ſterben wenn man mich gegen meinen Willen zum Prieſterſtande zwingt. Ich will in die Welt .... in die ſchöne freie weite herrliche Gotteswelt! ich will mir mein Brot verdienen! ich will ſo brav, ſo rechtſchaffen, ſo fromm werden, daß Dein Herz, meine Mutter, keine

Sorge um mich haben ſoll .... aber Prieſter kann ich nicht werden! ich kann nicht! ich kann nicht!“

„Niemand zwingt Dich zu Deinem Heil, Fidelis! entgegnete ſie reſignirt und melancholiſch. Du biſt noch nicht reif zur Erkenntniß deſſen was dem Menſchen Noth thut: da wünſchte ich daß Gott durch meine ſchwache Stimme Dich derſelben entgegen führte. Aber Du willſt ſie nicht hören .... vielleicht kannſt Du ſie nicht hören .... Du biſt noch ſo ſehr jung! — — Wir wollen warten, Fidelis! die Gnade kommt zuweilen in einer Nacht, und ich bete daß Du derſelben mögeſt würdig befunden werden. Der Herr ſei mit Dir!“ fügte ſie mit unausſprechlicher Zärtlichkeit in Blick und Ton hinzu, berührte wieder meine Stirn und verſchwand hinter dem zuſammenrauſchenden Vorhang.

Ich blieb noch eine Zeitlang allein in einem Mittelzuſtand von Betäubung und Berauſchung; dann erſchien Pater Melchior, dem ich den Schluß meines Geſprächs mittheilte, welchen er ſeinerſeits beſtätigte; — und noch am Abend deſſelben Tages ſaßen wir wieder auf dem Poſtwagen von Auſſig. Ich — ſelig! denn ich hatte meine Mutter gefunden und meine Unabhängigkeit gerettet. Schöner denn je kam mir die Erde vor, namenlos herrlich Prag, das mir aus lauter Kirchen und Paläſten

zu bestehen schien und das ich zu meinem Leid so schnell verlassen mußte. Und dies war doch nur Prag! wie mußte erst Wien sein, unsre Kaiserstadt, wo Beethoven lebte! oder gar London, wo Händel gelebt hatte und wo er sein Grabmal in der Westminster-Kirche zwischen Englands größesten und höchsten Männern hatte — er, ein deutscher Musiker! — Tausend phantastische Bilder liefen mir durch den Kopf, und nur ein Gedanke stand unwandelbar fest in ihm: ich wollte tüchtig und groß werden! meine Mutter sollte nicht umsonst für mich beten! —, —

Mit rührender Liebe empfingen mich meine Pflegeltern, hörten meine Erzählung und den Ausspruch Pater Melchiors:

„Wir warten auf die Vocation."

„Da wird gewartet bis in die Ewigkeit!" flüsterte ich ins Ohr der Pflegemutter und zog sie hinaus um sie mit Fragen über meine Mutter zu bestürmen — zwischen denen mir denn auch einfiel, daß ich gleichfalls einen Vater haben müsse, und wer und was und wo der sei? Auf die ersten Fragen entgegnete meine Pflegemutter nur Liebes, Gutes, Schönes — aber stets ganz unbestimmt; auf die letzten sehr bestimmt, fast hart, wie ich sie nie gehört:

„Von dem weiß ich nichts, und Niemand weiß von ihm! — Armes Kind, Du lebst durch seine Sünde.“

Einen furchtbaren Eindruck machten mir diese Worte und dieser Ton auf den Lippen meiner guten zärtlichen Pflegemutter.

„O! rief ich, was hab' ich für ein verfluchtes Dasein! der Vater sündhaft und unbekannt, die Mutter im Kloster büßend! könnt' ich doch lieber sterben als solchen Gram und solche Schmach mit mir herumtragen!“ .... — —

„Sprich nicht so, Fidelis! unterbrach sie mich liebevoll. Wie Du geboren bist — dafür hast Du nicht Rechenschaft abzulegen. Wie Du lebst — dafür, mein Kind! Sind Andre schwach gewesen, so nimm es Dir zur Warnung und sei um desto stärker; sind sie gefallen, so hüte Dich zu straucheln; haben sie gesündigt, so bleibe Du gottgefällig und gottgetreu.“

Wie Morgenthau nach einer versengenden schwülen Sommernacht fielen diese guten klaren Worte in mein Herz und beschwichtigten die Extasen welche dasselbe neben meiner Mutter und bei dem Gedanken an sie durchzitterten. Ich legte meine beiden Hände auf ihre Schultern, sah dankbar in ihre unaussprechlich guten Augen und sagte:

„Mutter! Du bist meine Mutter, Du verstehst, Du tröstest, Du belehrst mich, Du weißt wie mir zu Muth ist! sie weiß es gar nicht, die betende büßende Heilige hinter ihrem Kerkergitter — aber .... ich liebe sie doch!“

„Liebe sie, Fidelis, ich gönne es ihr und Dir!“ sagte meine Pflegemutter.

Mit grenzenlosem Eifer gab ich mich fortan dem Studium und der praktischen Uebung der Musik hin. Sie war meine Vocation und in jeder Weise wollt' ich mich für sie ausbilden. Da ich mir durch sie nicht blos den zukünftigen Ruhm — sondern für näherliegende Zeiten auch Unterhalt und Fortkommen verschaffen mußte, so versuchte ich Unterricht zu geben — und auch das gelang. Mein Pflegevater war karg mit Lob; aber er mußte mich loben. Mein Talent begann sich zu emancipiren, selbständig zu werden. So jung ich war hatte ich doch schon einen unwandelbaren Entschluß gefaßt und eine bestimmte Richtung ergriffen: das ist die Basis aller Selbständigkeit. Mein rastloser Fleiß und meine geliebten Arbeiten brachten mich über die unruhvolle Epoche des Eintritts in die Jünglingsjahre hinweg. All die drängenden gährenden Kräfte brauchte ich als Sporn für meinen Eifer,

als Stärkung für meinen Willen. Wie im Sturm ward ich vorwärts getrieben.

Mit Pater Melchior hatte ich häufige, lange Gespräche an denen ich aufrichtige Freude hatte, sobald sie sich nicht meinem in Frage stehenden geistlichen Beruf zuwendeten, was immer seltner geschah. Ich war nicht blos religiös, sondern durch und durch gläubig. Mit inbrünstiger Andacht hing ich an den Lehren der Kirche, und sie selbst, diese heilige Kirche war für mich den Einsamen, den Ausgestoßenen, so recht die heimatliche Freistätte auf Erden in deren Schooß ich die Gemeinschaft mit allem Geliebten fand. Mein Herz faßte all ihre süßen und tiefsinnigen Mysterien, ihre Wunder, ihre Opfer, ihre Gnadenmittel mit Liebe auf, und weil ich mich in Liebe ihnen hingab, so erquickten sie mich unsäglich und bildeten mir eine Himmelsleiter auf der ich schüchtern und selig heilige Boten wandeln sah, die mein armes dürftiges strebendes Wesen mit dem Allerreinsten und Allerhöchsten in eine ebenso geheimnißvolle als gewisse Verbindung brachten.

Aber Priester wollte ich nicht werden. Ich fühlte mich dazu nicht stark, nicht selbstlos genug. Er — unter dessen Gebeten das Sacrament des Altars sich vollzieht; er — in dessen Ohr Tausende von

Sündebeladenen, von Gramgebeugten das Elend und die Aengſte ihrer Seelen durch die Beichte ausſchütten; er — der über alle Trauer- und Freudenfeſte unſers Lebens Worte des Heils und des Segens ruft und ſelbſt ein Fremdling bleibt in den Wonnen und Schmerzen zu denen er weiht; er muß ſich durch Gott ſelbſt zu ſeinem erhabenen Amt berufen fühlen — und dieſer Ruf war nicht an mich ergangen.

Das Alles erklärte ich dem Pater Melchior öfters mit dem Ton warmer Ueberzeugung und Wahrhaftigkeit, und ich durchdrang ihn dermaßen mit meiner Unerſchütterlichkeit, daß er mir unaufgefodert die Zuſage gab: er ſelbſt wolle meine Mutter zu bewegen ſuchen ihren frommen Wünſchen für mich eine andre Richtung zu geben.

So wurde ich ſiebzehn Jahr alt, als ich wieder mit Pater Melchior nach Prag berufen wurde. Mit gefaßter ernſter Sammlung ging ich dieſem Wiederſehen entgegen. Zu jedem Opfer der Liebe war ich entſchloſſen — nur nicht zu dem Einen. So ſtand ich vor ihr. Wieder erfüllte mich ihre Erſcheinung mit wunderbarem Entzücken. Ich meinte ſie ſchwebe auf Wolken; ich meinte in einer Glorie von Engeln ruhe ihr Haupt; — ſo ätheriſch ſah ſie aus! — Es zog mich zu ihren

Füßen nieder. Sie blickte mich lange an, traurig, zärtlich, ſtumm.

„Das waren zwei ſchwere Jahre! ſprach ſie endlich mit bebender Stimme. Fidelis, haſt Du denn nie mein Angſtgebet gehört?“

„Ja, meine Mutter, und es hat mich ſtark gemacht! Du willſt mein Heil .... laß es mich finden auf meinem Wege.“

In dieſem Sinn hatten wir ein langes Geſpräch, das uns Beide heftig erſchütterte ohne den einen Theil zur Ueberzeugung des Andern hinüber zu ziehen. Ihre ſchwärmeriſche Seele war eine Opferflamme: und um ſo heißer wallte ſie empor, als ſie Buße dafür that, daß der Altar ihres Herzens nicht immer dem Höchſten geweiht geweſen war. Die klöſterliche Abgeſchiedenheit, ihre Einſamkeit mit traurigen Erinnerungen voll Reue und Leid, das ewig wache Liebesbedürfniß einer zärtlichen Seele, das heiße Verlangen zur innerſten Verſöhnung mit Gott und ihrem Gewiſſen zu gelangen, das eben ſo heiße ihr Kind gerettet zu ſehen vor den, wie es ihr ſchien, unwiderſtehlichen Verlockungen — dies Alles ungeſtört durch lange Jahre mit Thränen, Gebeten, Buß- und Andachtsübungen genährt, hatte meine Mutter in jene tiefe religiöſe Schwärmerei verſetzt, in welcher

Weſen wie ſie vielleicht einzig und allein ihre Befriedigung finden können, weil ſie zu ſchwach für den Kampf mit der Verſuchung — und zu rein ſind um ihr ohne Verzweiflung zu unterliegen. Für ſolche Weſen iſt mit tiefſinniger Kenntniß des Menſchenherzens die Freiſtatt des Kloſters geöfnet, und dieſe Kenntniß iſt es eben, welche unſrer Kirche den Stempel einer ganz göttlichen Liebe aufprägt, denn man kann den Menſchen nicht kennen wenn man ihn trotz ſeiner Sünden, ſeiner Fehler, ſeiner Schwächen nicht liebt. Ihre Kirche, Sibylle, belehrt den Menſchen, die unſre liebt ihn. Ihre Kirche ſtellt ihn auf ſeine Füße, giebt ihm die Bibel die Tauſende nicht leſen und Zehntauſende nicht verſtehen, und ſpricht: nun mache deinen Weg. Die unſre behält ihn an der Hand ſorgſam warnend und beſchirmend, tröſtend und erquickend, durch das Bewußtſein der Gemeinſchaft ihn rettend von dem troſtloſen Verzagen, das für Manchen aus dem Gefühl ſeiner Vereinzelung und Nichtigkeit quillt. — — Aber eben weil jenes Bewußtſein damals ſo lebendig in mir war, konnte ich mich nicht auf den Standpunkt meiner Mutter ſtellen. Mir war die Welt ein Tempel, und rein aber frei und ohne Prieſteramt wollte ich in ihm dienen.

„Fidelis! ſagte meine Mutter, unſre erſte Liebe iſt Gott und unſre letzte Liebe iſt auch Gott — allein .... die Liebe für die Götzen liegt zwiſchen beiden. Ich hatte mich früh dem Herrn gewidmet, war im Kloſter erzogen und wollte den Schleier nehmen. Da riefen mich weltliche Feſte ins Haus meiner Eltern. Den Vater ängſtigte mein früher Entſchluß; ob er wolüberlegt ſei ſollte ſich erproben bei den Freuden und Feierlichkeiten, die zur Vermälung meiner beiden Brüder ſtatt fanden. Dieſer Glanz, dieſer Jubel, dieſer Reichthum, dieſe Schönheit, dieſe Weltherrlichkeit betäubten mich. Ihre trügeriſchen Wellen von Goldſchaum und Blumenſtaub ſchlugen über mein bethörtes Herz und mein beſinnungsloſes Haupt zuſammen. Es giebt immer Menſchen welche unſre Schwäche zu benutzen wiſſen. Der Verſucher fehlte auch mir nicht .... und meine Schwäche nicht ihm! — Er war gefeſſelt durch unzerreißbare Bande .... und meine Seele, von der Liebe zu Gott zur Anbetung des Götzen hingeriſſen — ward vergiftet! — Sieh, Fidelis! ſo biſt Du geboren! — und daß ich es Dir ſage und vor Deinem unſchuldigen Auge mich mit unabwaſchbarer Schmach bedecke, geſchieht um Dir ein Beiſpiel zu geben, welche unwiderſtehliche Bethörung in dem Anhauch des üppigen Welt-

lebens liegt, weil es zu keiner höheren Richtung Deines Weſens als zu Deinen Sinnen und Deiner Eitelkeit ſpricht. Die prieſterlichen Gelübde ſind Helm, Panzer und Schild gegen ſie: der Gehorſam giebt dem übermüthigen Sinn die heilſame Demuth; die Armuth erhält den Leib in Nüchternheit und Abhärtung; die Keuſchheit giebt ihm eine heilige Kraft — denn, wer ſich ſelbſt bei dem Reiz der Sinne überwinden kann, der kann die ganze Welt überwinden, und die Engel dienen ihm, mein Sohn."

Langſam glitt ſie hinter dem Gitter auf ihre Knie und hob die Hände gefaltet zu mir empor.

„Meine Mutter! entgegnete ich feierlich, ſteh' auf. Ich will Dir die Gelübde thun in denen Du eine Rüſtung meiner Seele zu ihrem ewigen Heil erblickſt. Ich gelobe Gehorſam gegen göttliche Gebote; Armuth .... und wenn ich von den Schätzen der Könige umgeben wäre; und Keuſchheit. Ich gelobe es Dir feierlich vor dem Angeſicht Gottes! .... aber Prieſter werd' ich nicht! ich muß frei ſein.

Mit einem Lächeln voll ſeliger Beruhigung entgegnete ſie: „Wen der Herr ſo weit geführt hat, den führt er auch noch einen Schritt weiter in das Tabernakel hinein! — Sei geſegnet, Fidelis!

und nimm und trage dies zum Gedächtniß dieſer Stunde.“

Den Goldreif hieß ſie mich an- und nie ablegen.

„Der Karfunkel iſt Dein Herz und der Saphir iſt mein Auge; es wacht darüber! ſprach ſie. Und dies Bildchen zeigt mich Dir wie ich war vor achtzehn Jahren, ehe ich verlaſſen hatte meine erſte Liebe. O Fidelis! verlaſſe Du die Deine nicht.“

Und abermals rauſchte der Vorhang zuſammen, und abermals kehrt' ich aufgewühlt in den Grundtiefen meiner Seele zu meinen Pflegeltern zurück. Aber nun war es aus und vorbei. Nun hatte ich Alles gethan was ich für die Wünſche meiner Mutter thun konnte; ferneren Bitten und Eindringen, deren Andeutung in manchem ihrer Worte lag, fühlte ich mich nicht gewachſen. Ich wollte fort — und ich ging fort! ich floh, heimlich, ohne Abſchied! ich konnte nicht dieſe Herzzerreißungen des Abſchieds ertragen. Ich fühlte unbeſtimmt das Bedürfniß mich zu ſammeln und nicht zu zerfließen. Daß ich mir würde mein Brot verdienen können, davon war ich ſo feſt überzeugt wie von meinem Leben. Nach England wollte ich über Hamburg. Dies Alles ſchrieb ich in einem zärtlichen dankbaren Brief an die Pflegeltern, verſprach ihnen Nach-

richt und Wiederſehen, ſteckte meine 27 erſparten Gulden zu mir, packte mein Ränzelchen und ging in einer ſtillen Juliusnacht über die Berge meiner Heimat nach Sachſen hinaus.

Da gab es Krieg und Krieg, Beängſtigungen und Hofnungen. Ich nahm Theil daran, aber nur oberflächlich. Andre Gedanken bewegten ſich zu mächtig in mir. Man widerrieth mir nach Hamburg zu gehen: da wären die Franzoſen, aber keine Schiffe für England. Ich ging nach Lübeck in der Hofnung eine Ueberfahrt nach Kopenhagen zu finden, und mir dort weiter zu helfen. In Lübeck las ich am Tage meiner Ankunft in den Zeitungsanzeigen, in Holſtein auf dem Lande werde ein Muſiklehrer geſucht; wer dazu Neigung habe ſolle ſich melden bei dem Cantor der Marienkirche. Das kam mir vor wie eine Weiſung ruhigere Zeiten abzuwarten. Ich meldete mich — — und ſo kam ich hieher.“

Mit fieberhafter Bewegung, bald abgebrochen, bald bei einzelnen Momenten verweilend, hatte Fidelis geſprochen; Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn und ſeine Lippen zitterten; der Doppelausdruck ſeines Geſichts, die geiſtige Kraft und die Macht der Leidenſchaft, war noch nie ſo lebendig mir entgegen getreten. Hinter ſeiner äußern Ruhe und ſchüchternen Zurückgezogenheit mogte es,

wie hinter dem Nonnenſchleier ſeiner ſchönen zärtlichſchwärmeriſchen Mutter, nicht ſo gelaſſen zugegangen ſein, als man es nach der ewigen Selbſtbeherrſchung glauben durfte, mit der er ſich ſelbſt im Zügel zu halten gewohnt war. Wol hatte ich ihn in der letzten Zeit von jenen Orkanen des Gefühls durchſtürmt geſehen unter denen das Herz wie der Frühling nach Wiedergeburt ringt. Doch ſo wie heute ſah ich ihn nie! Er lag am Boden, der Titane war gefeſſelt, überwunden und zerbrochen. Meine elende Seele erſchrack vor ihm und vor ſeiner fürchterlichen Liebe, die gleichſam mit Gott um ſeine Seele rang. Alſo auch er, dieſer Menſch von Stahl und Gold, war nicht unerſchütterlich, harrte nicht aus bei dem Einen, kämpfte nur ſo lange es eben ging — und ergab ſich dann! — Und wem? — Mir! — Einem Weibe das die Verwirklichung einer Chimäre ſuchte, und gänzlich unfähig war ſeine Liebe in gleichem Maß zu erwidern.

Er ſchwieg und ich ſchwieg auch. Ich dachte an meine Verblendung neben ihm in Venedig ein Bild meiner Phantaſie, einen Otbert zu lieben! — ich dachte daran wie mein Herz ſeitdem ſo morſch, ſo hohl in dieſen Enttäuſchungen geworden ſei, daß es wol noch ſich nach Liebe ſehnen, aber nicht

mehr ſie empfinden, ja nicht einmal die ſeine begreifen könne. Ich hielt in dieſen wenigen Secunden Gericht über mich — aber in dem Augenblick wo ich den Stab hätte brechen ſollen warf ich mich in Todesangſt in die aufſchwellende Flut des Gefühls und dachte: Vielleicht trägt ſie mich dennoch an ein lieblicheres Geſtade! leiden iſt nichts; — lieben iſt Alles! —

„Nun weiter, Fidelis!“ ſprach ich ſanft und nahm ſeine Hand.

„Es giebt nichts weiter, entgegnete er. Jezt wäre nur noch von den Reſultaten meiner jugendlichen Entſchlüſſe und Beſtrebungen zu reden, und die ſind dürftig genug. Ich bin allerdings ein ziemlich tüchtiger Muſiker, aber ſehr fern von der früher geträumten Größe. Und was die Freiheit betrift von der ich mein höchſtes Heil erwartete: ſo habe ich erkannt, daß ich derſelben nicht fähig war. Eine Liebe — die unſinnigſte und zugleich die göttlichſte, hat mich unfrei gemacht! Sie war verboten .... aber zugleich durch eine ſolche Kluft von Unmöglichkeiten von mir getrennt, daß dieſe mich ſicher machten. Wie auf den ſchwindelnden Brückenſtegen des Hochgebirges fühlte ich mich: Hält dich der wankende Steg über dem Abgrund — wolan! ſo zeugt das von Muth, Macht und

Glück; trägt er dich nicht, ſo geht deine Schuld vielleicht in dem Sturz unter! — Aber weil ich mich von dieſer Liebe umſtrickt fühlte, ſo hatte ich keine feſte Zuverſicht zu mir ſelbſt. Ich mißtraute mir und meinen Leiſtungen. Ich glaubte in ihnen allen die Feſſel wahrzunehmen, die mich zu Zeiten dermaßen band, daß Kunſt und Genie mir Puppenſpiel und Fratze ſchienen, und ein Wort, ein Blick der Liebe — Wahrheit und Heil! Ich glaubte ſie trügen den eiſernen Reif, der ſich zu Zeiten um meine Stirn und Bruſt ſchmiedete und ſie unzugänglich für den labenden Anhauch aus einer höheren Welt, unempfindlich für die friſchen Lüfte aus geiſtigen Regionen machte. Die ſtolze Jugendfreude an mir ſelbſt, an der Welt und dem Leben ging mir unter, und ohne dieſe Freudigkeit — welche den tiefen Melancholien jeder ſchöpferiſchen Richtung die Waage halten muß — iſt es ſchwer, wol gar unmöglich Ausgezeichnetes zu leiſten. Meine Liebe machte mich ſchüchtern, und der Genius will auf einem ſichern Boden die Grundlage ſeines Tempels gründen. In ein Meer von Verworrenheit und Wirrſal, von Anziehungs- und Abſtoßungskraft, von Selbſtbeherrſchung und Erſchlaffung, von Feigheit und Tollkühnheit bin ich durch ſie gerathen, und tauſendmal hab' ich gedacht: Wer doch

den Rath seiner Mutter befolgt und sich aus diesem Wellenstrudel zu dem Crucifix auf der Felsenklippe gerettet hätte! — Aber nichts da! Unüberwindlich lockte mich die Lorelei .... nur sie! Dieselbe Allmacht welche bewirkte daß sie mich unangetastet in ihrer Zauberwelt hielt, machte auch daß ich mich von ihr nicht losreißen konnte. Durch lange Jahre der Trennung herrschte sie! in den bittersten Erkenntnißschmerzen meiner Thorheit und Nichtigkeit herrschte sie! über meinem künstlerischen Thun und Treiben herrschte sie! über meine Entschlüsse, meine Richtung, meine Gedanken, meine Seele herrscht sie dermaßen, daß keine Vernunft, noch Kraft, noch Uebung stark genug waren — um ihr in meinem Herzen stumm zu huldigen und sie stumm darin zu begraben. Dies ist das „Weiter" wonach Sie fragen."

Immer wenn Fidelis schwieg erschrack ich. Jezt wird er hoffen daß ich ihm etwas Aehnliches sage — dachte ich mit Herzpochen — ach, Du Unselige, weshalb hast du ihm ein Geständniß abgelockt? Veranlaßt eine Frau einen Mann zu solchem Vertrauen, so ist es ein Beweis daß sie bereits durch ihn gerührt ist. Erheuchelt sie die Rührung, so ist sie eine erbärmliche Kokette! Aber ich hatte sie nicht erheuchelt, nur ersehnt. Was ich eigentlich

wünſchte war: unter dem Tropenhimmel ſeiner Liebe meine Erſtarrung zu verlieren. Seine Wärme that mir wol, ſein Schwung hob mich, ſeine Kraft labte mich — das Alles brauchte ich, fand ich bei ihm .... und wie auf mein Eigenthum legte ich meine harte kalte Hand darauf. Ich ſchauderte vor mir ſelbſt. Um nur Etwas zu ſagen, ſagte ich ganz ſtupid:

„Sie verleumden ſich indem Sie ſich ſchwach nennen, Fidelis! Ihr ganzes Leben iſt ja eine Kette aus Ringen von Erz.“

„Ein Gelübde kann man immer erfüllen — Gott allein weiß wie! — Aber die Kette ſelbſt doch zuweilen als eine Kette zu fühlen: das eben beweist daß man ſchwach iſt! Schwäche iſt Knechtſchaft .... und ich! ich! der nicht äußerlich gebunden ſein wollte, bin innerlich Knecht — ich! der äußere Sclaverei mehr als den Tod fürchtete, bin nicht im Stande zu ſagen: ich bin frei! Obgleich mir die weite Welt offen ſteht, obgleich ich vor Niemand außer vor meinem Gewiſſen Rechenſchaft meines Thuns abzulegen brauche, obgleich meine Bedürfniſſe noch geringer ſind als meine Gewohnheiten, und Entbehrung mich nicht drückt — trotz all dieſer Bedingungen der Freiheit bin ich nicht frei! — Sclav des Goldes, der Eitelkeit, der Sinn-

lichkeit, des Ehrgeizes zu ſein — hab' ich gemieden, denn das Alles lockte mich nicht, war unſchön, kleinlich oder roh. Sclav der Liebe mußte ich werden — der Idee der Liebe! denn ich liebe kein Weib, ſondern eine von den Schickſalsgeſtalten, welche hie und da ins Leben hinein geſtellt werden, damit ſich an und in ihnen, und für und um ſie ſeltene Geſchicke ausleben, Anderen zur Warnung oder zum Beiſpiel."

„O Fidelis! wenn Sie mich ſo erkennen, wie können Sie mich denn lieben?" fragt' ich ſchmerzlich.

„Ich weiß es nicht! ſagte er niedergeſchlagen. Es iſt etwas Gewaltiges in Ihnen. Dies raſtloſe Suchen, das durch kein Glück und keinen Genuß der Welt befriedigt — durch keine Polſter des Glanzes, des Reichthums und des Behagens ausgeruht — durch kein Lernen, Wiſſen und Thun beſchwichtigt — durch kein Schellengeklingel der Eitelkeit und Thorheit betäubt wird: das gehört keiner gemeinen Natur an. Sie haben eine ganz abgründliche Seele, ſo abgründlich daß Niemand deren Tiefe ermeſſen hat, denn kein Senkblei reicht ſo weit hinab. Was iſt denn da unten, Sibylle? ſoll es ein ewiges Geheimniß bleiben? lagert ſich dieſe Wolkenſchicht über einem Sonnenhimmel oder über der Leere? Sie ſind klug, gut, tugendhaft,

großmüthig, menſchenfreundlich — aber ohne Freude darüber, ohne Genuß daran. Sie ſind ohne Schwäche und ohne Leidenſchaft, Sie haſſen nicht, Sie können verzeihen“ .... — —

„Ja ja ja! rief ich in einem Paroxysmus von Schmerz: ſo bin ich! das kann ich! Aber ich kann Eines nicht .... ich kann nicht lieben! — ich handle nie aus vollem Drang und Trieb des innerſten Lebens. Meine Phantaſie malt mir das Gute und Schöne mit den bezauberndſten Farben vor; dann betrachte ich dieſe Gebilde mit der Reflexion, die Farben ſchwinden, aber die Ueberlegung ſagt mir, auch die Pflanze ohne Blüte verdiene Pflege. Dem gemäß handle ich klug, gut wenn Sie wollen; aber .... ich behandle das wie ein Rechenexempel, welches ein richtiges Facit ergeben muß. Schwung der Seele macht allein glücklich. Er führt jene Stürme herbei welche dieſe verhüllenden Wolkenſchichten, wie Sie ſie nennen, zerſtreuen. Mögen dabei Fehltritte und Schwachheiten vorkommen — ſie werden ſchon ihren Rächer finden — es kommen auch wunderſchöne, ſchmetterlingsartige Entwickelungen zum Vorſchein und hauptſächlich: man fühlt ſich unter Einfluß und Lenkung einer höheren Gewalt als unſre Klügelei iſt! — Es iſt vernichtend für einen ganzen Lebens-

weg auf die Klügelei angewieſen zu ſein! Die Menſchen nennen es Klugheit, Tugend, Vernunft; — ich Fidelis — nenne es von Gott vergeſſen ſein."

„Wer geliebt wird iſt nie ganz von Gott vergeſſen," ſagte er und kniete vor mir nieder.

„Das mag ſein! — aber ich verſtehe Ihre Liebe nicht;" entgegnete ich, wieder aus dieſem fragenden Forſchungstrieb, der mich wünſchen ließ ein Herz wie ein anatomiſches Präparat vor mir zu haben.

„Ich glaub' es!" entgegnete er entmuthigt.

— — — — —

So war denn nun ein fürchterlich qualvolles Verhältniß zwiſchen ihm und mir. Seine Erzählung hatte es in uns Beiden ſo recht zum Bewußtſein gebracht, daß ich ihn nicht liebe. Hätte ich ſonſt nicht überwunden von dieſer unbegreiflichen Liebe in ſeine Arme oder zu ſeinen Füßen hinſinken müſſen? hätte ich nicht den Lohn für die Treue und die anbetende Huldigung eines halben Lebens in die Extaſe einer Minute zuſammendrängen können? hätte ich nicht dieſem Herzen, das ich mit meiner ewigen Wiſſensqual durchgraben und aufgewühlt hatte, ein beſeligendes Ausruhen an dem meinen gönnen ſollen? — — Aber nichts von dem

Allen. Ich wußte nun daß und wie er mich liebe, und ich gestand mir ein, daß ich, so lange ich dies nur geahnt, mir eine größere Wirkung davon versprochen hatte — Beseligung, Verklärung, Offenbarungen die ich nicht empfand.

Fidelis verfiel in eine unsägliche Schwermuth. Tagelang kam er gar nicht zum Vorschein, oder wenn — so doch nur in den Stunden wo die ganze Hausgesellschaft um mich versammelt war. In der ersten Zeit nachdem ich ihm sein Geständniß entlockt und ihm dadurch Hofnung gegeben hatte, war es ihm Bedürfniß und Labsal gewesen den Goldstrom der Empfindung schrankenlos an mir vorüberfluten zu lassen; nun wurde er wieder sorgsam eingedämmt. Allein das kostet eine ganz andre Mühe als wenn der Damm nie weggerissen worden ist. Ich zitterte vor ihm; ich war unsinnig genug zu fürchten er könne mir in einem Ausbruch von Verzweiflung Vorwürfe machen daß ich ihn nicht damals abreisen ließ. Ich hätte mein Leben drum gegeben, wenn ich das Verhältniß wieder auf den Standpunkt hätte führen können wo es bei meiner Rückkehr von Hannover war, als ich mich unbestimmt hofnungsfreudig neben ihm fühlte. Ich fragte ihn einmal ob er jezt viel arbeite.

„Sehr viel," entgegnete er. Doch ich hörte an

seinem Ausdruck daß er nicht musikalische Arbeit im Sinn habe.

Indessen nach und nach schien er doch wieder zu einiger Sammlung zu kommen, und der geliebten Musik mit Andacht sich zu widmen. Sie war ja seine erste Liebe! — Es währte nicht lange so brachte er uns einige Gesänge aus dem Salomonischen Hohen Liede. Als ich sie hörte rief ich:

„Fidelis! ich sehe den Karfunkel und den Saphir auf Ihrem Goldreif!"

„Nicht wahr?" fragte er und sah mich an.

„Aber sie sind auch noch mit Perlen überrieselt," setzte ich hinzu.

„O, sagte er mit einem ganz unbeschreiblichen Ausdruck, Sie sind klug, Sibylle, so klug daß Sie das Gefühl nachfühlen ohne es wirklich zu fühlen. Das klingt etwas mystisch, nicht wahr? Ich bitte, halten Sie es der Nachwirkung des mystischen Salomonischen Liedes zu gut."

Er selbst hatte wie immer den biblischen Text zusammen gestellt, aber nicht lateinisch — sondern zum ersten Mal deutsch. Mir traten die Thränen in die Augen über diese deutschen Worte. Sein Herz spricht darin — sagte ich zu mir selbst — zum ersten Mal hat es der Liebe Worte gegeben und das konnte nur in der Muttersprache sein.

O ich begriff das Alles! ich verfolgte all dieſe Schattirungen mit Rührung, mit Freude; aber bei dem himmliſchen Schluß des Geſanges, der ſo ganz auf Fidelis paßte:

„Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht“ — ſagte ich: „Bei mir iſt's grade umgekehrt: ich wache, und mein Herz ſchläft.“

Der Frühling war gekommen in ſeiner ewigjungen Lieblichkeit, mit ſeiner ewigneuen Erlöſungskraft. Die winterliche Befangenheit ſchien ſich zu löſen und vor den weichen Lüften zu ſchmelzen, Fidelis ſah aus als habe er eine Auferſtehung gehalten; ich faßte wieder etwas Muth zum Leben; da kam er eines Morgens zu mir mit der Erklärung: er müſſe nun fort.

„Fort? jezt fort? aber weshalb denn jezt?“ ſtammelte ich ſtarr vor Erſtaunen.

„Gerade jezt! entgegnete er mit einer himmliſchen Liebe im Blick. Jezt iſt es wieder uns Beiden möglich ohne Verzweiflung an einander zu denken — folglich iſt die Trennung auszuhalten; meinerſeits ſag' ich nicht .... zu ertragen.“

„Meinerſeits .... nicht auszuhalten! rief ich bewildert. Fidelis, ich komme um wenn Sie mich verlaſſen.“

„Nicht doch! nicht doch! Sie ertragen Schmerz,

Verluſt, Täuſchungen, Erfahrungen mit ſeltner Kraft. Sie haben früh gelernt ſich zu faſſen und zu überwinden, und das Schickſal hat Sie eine tüchtige Schule in dieſer Richtung durchmachen laſſen; ich ſage mit Ueberzeugung: Sie werden es ertragen, meine geliebte Gräfin."

„Ja, Fidelis, ja, ich werd' es ertragen! rief ich außer mir; aber wie Niobe, indem ich verſteinere. O bleiben Sie bei mir! es iſt in Ihnen ein Gemiſch von Wärme und Kraft, von Energie und von Innigkeit, von Schwung und von Klarheit — welches um Sie eine eigenthümliche Atmoſphäre voll Glanz und Friſche verbreitet in der mir wol iſt. Im tiefeinſamen Wald, im Hochgebirg, auf dem Ocean — da weht auch ſo ein wunderbar erfriſchender Lebenshauch, ſo ein Aether der in unſrer engen ſchwülen kleinlichen Alltagswelt nicht wehen kann, und der ſich daher in die Seelen der Auserwählten flüchtete, welche die großartigen Anlagen der Natur wie durch Mirakel auch großartig entwickelt und deren Tiefe, Höhe und Weite mit einer göttlichen Eſſenz von Liebe gefüllt und durchdrungen haben. Alle Menſchen kommen mir vor wie Schatten .... aber Sie haben ein Sein. Sie können was Sie wollen — nicht heut und nicht morgen, ſondern immer! Sie halten feſt, Sie ver-

geſſen nicht, Sie tröſten ſich nicht mit dem Endlichen darüber daß die Unendlichkeit nicht mit Händen zu greifen iſt! Sie ſind unüberwindlich wie die gefeyten Helden der Romantik! O laſſen Sie mich leben von Ihrem Leben und bleiben Sie bei mir, Fidelis!“

„Aber ſiehſt Du denn nicht, Du unſeliges Weib, daß Du zehren willſt vom Mark meines Lebens?“ fragte er mit einem Ton der mich durchſchauerte.

„Ja, ich ſeh' es,“ ſagte ich vernichtet.

„Nun dann werden Sie auch ſehen, daß ich nicht bleiben kann, nahm er nach einer Pauſe das Wort. Ich liebe Sie — ich mögte aus Liebe den Athem meiner Seele und das Blut meines Herzens Ihnen geben — und Sie .... Sie mögten wie ein himmliſcher Vampyr dies Herzblut ſaugen, dieſen Seelenhauch trinken um .... ja warum? — um zu erproben ob ich Stich halte Ihren abſtracten Vorſtellungen von Unwandelbarkeit. Das iſt Unſinn, Sibylle! Unſinn es zu begehren, Unſinn darauf einzugehen. Ich würde ewig in die Verſuchung geführt werden den Blick Ihres ſchönen Auges, das Lächeln Ihres holden Mundes, jeden Händedruck, jedes Wort, jede Frage, jedes Zeichen von Theilnahme mit und nach mie-

nem Herzen zu deuten, und da ich Sie liebe, ſo wäre das ganz aber ganz unaushaltbar.“

„O bleib .... aus Erbarmen!“ rief ich und fiel halb beſinnungslos auf meine Knie und hob flehend die Arme zu ihm empor.

„Welch eine Folter! ſagte er dumpf. Sibylle, wenn ich bleibe, ſo bleib' ich aus unheilvoller Schwäche der Liebe .... nicht aus Erbarmen.“

„Er bleibt! o Gott, er bleibt!“ rief ich jubelvoll.

Er riß mich auf vom Boden und in ſeine Arme.

„Willſt Du denn durchaus daß ich zu Deinen Füßen ſterben ſoll?“ fragte er mit erſtickter Stimme.

„Nein nein! o nein!“ jauchzte ich, bog ſeinen Kopf zu mir herab und küßte ſeine Stirn.

— — O ich unſeliges Weib! armer Fidelis!

— — — — — — —

„Lebewol!“ ſagte ich mit vernichtender Kälte.

„Sibylle!“ ſchrie er mit einem Ton als würde ihm ein Dolch in die Bruſt geſtoßen. Er lag zu meinen Füßen; er wollte meine Hand nehmen; ich zog ſie zurück. Die Vergötterung, die Andacht waren dahin! geliebt hatte ich ihn nicht; — er war mir nichts mehr als ein ganz gewöhnlicher Mann. Auch an ihn glaubte ich nicht mehr! — „Erbarmen! nur jezt kein Lebewol! nur nicht in dieſem Augenblick!“ flehte er.

„Lebwol, Fidelis! ſagte ich mit unbeweglicher ſchauerlicher Kälte, die mein ganzes Weſen paralyſirte; — lebwol! und kannſt Du auch noch beten, Fidelis?“

Er ſtand langſam auf. Er trat von mir zurück mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck in welchem Zorn und Schmerz, Entſetzen und Liebe kämpften, und über welchen eine namenloſe Wehmuth wie ein ſchwerer Trauerflor gebreitet war. So ſagte er:

„Ob ich beten kann fragſt Du? ich weiß es nicht, Sibylle! ..... aber das weiß ich: Du — wirſt es nie und nimmer können! — Lebwol.“

Langſam ging er der Thür zu. Auch ich war aufgeſtanden, hatte meine Arme um eine Säule geſchlungen die einen Candelaber trug, und lehnte meine Stirn an den Marmor. Ich ſah nicht mich um, nicht ihn an! ich ſah nichts .... als jenen ſchwarzen Abgrund vor mir, in mir, in welchem Alles! Alles! untergewirbelt wird. Aber er blieb ſtehen. Er konnte nicht in Groll und Zorn von mir ſcheiden. Er wollte nicht daß ich den Dolch in ſeiner Bruſt ſehen ſollte. Er kehrte zurück, legte die Hand auf mein Haupt und ſagte mit ſeiner tiefen von Empfindung vibrirenden Stimme:

„Sibylle! nicht für mich, aber für Dich, Du

ewiggeliebtes Geſchöpf, werd' ich dennoch beten können. Lebwol."

Er drückte meine Hand an ſeine Stirn und Lippen, und ich fühlte an dem eiſernen und doch bebenden Griff der ſeinen in welcher Bewegung er war. Aber kein Wort, kein Blick, keine Regung verrieth ihm Theilnahme oder Troſt. Da ſagte er abermals mit jenem unſäglich ſchmerzhaften Ausdruck:

„Oh! Sibylle!" und verließ mein Zimmer. Er ging. Durch mein Cabinet, durch das Muſikzimmer, durch den Salon hört' ich ſeinen raſchen Schritt hallen — und verhallen. Dann hört' ich nichts mehr. Ich horchte .... horchte .... umſonſt! .... nichts mehr! — Da machte es ſich um mich herum wie eine ungeheure Leere zurecht. Ich glitt an der Säule nieder und ächzte:

Er kann beten, denn Er liebt! — aber ich nicht! Und der wilde Schmerz am Herzen, der mich bei großen Emotionen mit der Gewalt eines Starrkrampfs packte, bemeiſterte ſich auch jezt meiner.

Ich habe Fidelis nicht wieder geſehen.

— — — —

Jezt folgen zwei Jahr von denen ich eigentlich gar keine andre Erinnerung habe, als daß ich körperlich litt! Bei der geringſten Anſtrengung einen

ganz lähmenden Schmerz! Ich lag auf dem Ruhebett und — litt. Die Kinder, die Geschäfte — Alles ging wie es ging! ich konnte mich um nichts kümmern, denn mir fehlte die Kraft meine Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand zu richten. Mißachtet hatte ich immer das Thun und Treiben der Menschen; das war übel! — jezt verachtete ich mich; das ist am schlimmsten! Vielleicht war das die Eisscholle die mir auf dem Herzen drückte und in dessen Wunden immer scharf und frisch hineinschnitt. Ich kann nicht sagen, daß ich Fidelis verachtet hätte; aber ich bemitleidete ihn. Ich hatte den Sohn der Sterne zum Sohn des Staubes gemacht! ich konnt' es ihm nicht vergeben, daß er nicht stärker gewesen, daß er für und durch mich aus seiner Glorie herausgetreten war, zu der ich aufgeschaut hatte mein Lebenlang mit der einzigen wahren Andacht meiner Seele. Und andrerseits konnt' ich ihm nicht vergeben daß ich ihn verloren hatte, daß sein belebender, geist- und seelenvoller Umgang, daß die Nähe eines zuverlässigen, rücksichtslos ergebenen Freundes mir fehlte — daß ich ihn in meinem an Entbehrungen überreichen Leben auch noch entbehren mußte. Ich hatte nun gar nichts mehr; denn ich besaß nicht einmal das, was alle Menschen in ihr späteres Leben mitnehmen:

Erinnerungen. Sie waren todt oder welk, und mir fehlte die Gabe ſie lebendig zu machen und meine arme Gegenwart mit ihnen zu ſchmücken.

War es eine Wiederkehr phyſiſcher, oder ein Zuſammenraffen geiſtiger Kraft — genug, plötzlich überfiel mich die Angſt ich könne in den nervoſen Marasmus meiner armen Mutter verſinken und mein Kind derſelben innern Entwickelung oder Verwahrloſung — wie ſoll ich ſie nennen! — Preis geben, die ich bei mir ſelbſt für ſo ſchädlich erkannt hatte. Die Aerzte riethen mir überdas Veränderung der Luft und Umgebung, und ich fühlte mich durch dieſe acht Jahr eines ununterbrochenen Aufenthaltes in Engelau ſo ausgeſogen, ſo zuſammengeſchrumpft, daß mir wie einem Kranken im abgeſperrten Zimmer die Lebensluft ausging. Geſpenſter, Geſpenſter wohin ich blickte! Geſpenſter meiner Menſchen, meiner Hofnungen, meiner Thaten, meiner Gefühle! Geſpenſter von Epochen, Tagen, Stunden, an dieſe Räume, an dieſe Localitäten gebannt, äußerlich mich umzingelnd, die innere Oede nicht füllend. Ich wollte fort um etwas Andres zu ſehen als dieſe Geſpenſter und um den Kindern etwas Andres zu zeigen als die melancholiſche kränkliche Mutter. Ich wollte fort um meine Geſchäfte welche ſich in dieſen zwei

Jahren durch Otberts wahnſinnige Verſchwendung und meine Unüchtigkeit bedenklich verſchlechtert hatten, zu ordnen. Ich ſelbſt konnte es nicht. Ich übertrug alſo die Verwaltung meines Vermögens einer Vormundſchaft von redlichen und verſtändigen Männern, welche das Recht meiner Tochter hauptſächlich gegen Otberts Foderungen vertheidigen ſollten. Uebrigens theilte ich mein Einkommen nach wie vor mit ihm, und ſo trat ich meine Reiſe zu meinem Onkel dem Biſchof an. — Sie that mir wol, die Bewegung, der Wechſel, die freudige Neugier der Kinder zerſtreuten mich; der herzliche Empfang des geliebten und verehrten Greiſes erquickte mich. So gab es doch wirklich noch einen Menſchen auf der Welt, der an mir Theil nahm, der ſich für mein Wolergehen intereſſirte! — Aber er war bereits fünfundſiebzig Jahr alt, und körperlich ſehr ſchwach. Er konnte gar nicht ſein Zimmer, kaum ſeinen Lehnſtuhl verlaſſen: die Füße trugen ihn nicht mehr. Und doch keine Spur von Abgeſtorbenheit! ſein Herz war friſch. Er hatte es immer für Andre, nie für ſich in Athem gehalten, daher fehlte ihm auch jezt die Thätigkeit und Regſamkeit nicht, welche bei Denjenigen im Alter ſo leicht verſiegt, welche ihr Herz mit ſelbſtiſchen Beſtrebungen überfüllt haben. Es wird ertränkt

im Durſt der Ichſucht. Den kannte er nicht. Er ſchien Alles zu beſitzen — für Andere. Was Jeder begehrte fand er bei ihm: Rath oder That, Gold oder Liebe.

Mir war in Würzburg als wehe ein linder Thauwind über die Eisgefilde meiner Seele. Zum erſten Mal ſeit meiner Trennung von Fidelis trat mir ſein Bild ohne herbe Bitterkeit nur mit unſäglicher Wehmuth entgegen. Ich ging in den Dom zu jenem Platz am Pfeiler wo ich einſt ihn beten ſah. Ich fand ihn gleich. Er kam mir geweiht, geſchmückt, erleuchtet vor, als ſei ein Engel über ihn fortgeſchritten. Ich bin's nicht werth ihn zu betreten, ſprach ich zu mir ſelbſt. Aber daneben ſank ich zu Boden. Ich kann nicht ſagen, daß ich kniete, daß ich betete; nein! ich lag nur da und ächzte ſtummen Jammer aus. Hier ahnte ihn zum erſten Mal das kindiſche Mädchenherz; aber unbewußt ging es an ihm vorüber und zu einem andern Mann. Hier fand das Weib ihn nach Jahren wieder, befähigt ihn zu erkennen und zu würdigen; aber es war verblendet, erkannte und würdigte ihn nicht, und ging abermals an ihm vorüber und zu einem andern Mann. Jezt war ich zum dritten Mal auf dieſer Stätte, doch ohne ihn. Auch er, ſogar er! war dem Fluch des Da-

seins erlegen: der Schwäche. Dennoch blieb er das Altarbild in meinem Leben, aber — es war verschleiert.

An die Kirche zu der er gehörte, welche die Ihren liebt und nicht belehrt — wie Fidelis sagte — dachte ich viel. Eine geistige Gemeinschaft mit ihm, vermittelt durch Gebet, geheiligt durch Andacht, wäre mir süß gewesen. Ohnehin hatte ich Veranlassung mich mit ihr zu beschäftigen, denn ich vergaß nicht Arabellas letzten Wunsch Astralis in der Katholischen Religion zu erziehen; ich wollte sie in eine gute Erziehungsanstalt geben. Die der Damen vom Sacré Coeur zu Freiburg in der Schweiz wurde mir sehr gerühmt; das paßte zu meinem Vorhaben mich auf einige Jahre in der Schweiz niederzulassen, und Benvenuta in Genf oder Lausanne zu erziehen. Einstweilen aber bekamen Beide in Würzburg passenden Unterricht, denn ich konnte mich nicht entschließen meinen guten Onkel jezt zu verlassen, da die Aerzte mir sagten: das friedliche Erlöschen seiner Lebenskraft stehe täglich in Aussicht.

Nicht nur Sommer und Herbst, auch den ganzen Winter blieb ich bei ihm, und nicht blos aus Anhänglichkeit, sondern auch aus Interesse andrer Art: ich dachte an meinen Uebertritt zur Katholi-

ſchen Kirche, oder vielmehr: ich nahm dieſen Gedanken wieder auf. Ich hatte lange Geſpräche mit meinem Onkel über religiöſe Fragen und Lehren; ich las mit Aufmerkſamkeit Alles was dieſen Punkt betraf, Controverſen für und gegen; die alten Kirchenväter und die neuen Rationaliſten der proteſtantiſchen Theologie; Lamennais und Schleiermacher, Fénélon und Strauß. Ebenſo unſinnig wie ich im Studium der alten Sprachen und der Mathematik — Weisheit zu finden gewähnt hatte, wähnte ich jezt in der Theologie — Religion zu finden. Ich folgte ziemlich geſchickt den Subtilitäten der Dialektik, welche wie auf dem geſpannten Seil der Tänzer ſeine Schritte, vorſichtig und pünktlich ihre Beweiſe ſetzt. Kam nun aber der Augenblick wo der letzte Beweis dem fraglichen Punkt die Krone aufſetzen oder ihn zu Boden ſchmettern ſollte, ſo faßte ich ihn gelaſſen ins Auge und ſprach zu mir ſelbſt: Alſo die ſogenannte Wahrheit dieſes Lehrſatzes iſt bewieſen; nun gut! was man mir bewieſen hat glaub' ich aber nicht, und mir thut Glaube noth! — — Das war höchſt richtig; nur bedachte ich nicht daß man aus Büchern freilich Ueberzeugungen, aber nimmermehr Glauben ſchöpfen kann. Glaube iſt das Element in welchem eine liebende, ſchwungvolle, kräftige

Seele zugleich ihre Wiege, ihre Ruhe und ihre Nahrung findet. Da unſre Zeit einen unermeßlichen Mangel an Liebe, Schwung und Kraft hat, und da ich eine ächte und rechte Tochter unſrer Zeit bin, ſo war meiner Seele nichts ſo fern als grade der Glaube. Ich las und las unermüdlich weiter.

Gott, wie disputirte ich zuweilen mit meinem guten Onkel über die Myſterien und Wunder der Kirche. O wie oft ſagte er gelaſſen:

„Kind! Du weißt nicht woher der Wind weht — nicht wie die Sterne der Milchſtraße gehen — nicht woher der dürre Zweig die Roſe treibt — nicht was das Leben iſt — nicht wohin der Tod Dich bringt. Wenn Du das Alles wirſt ergründet haben, dann ſage: es giebt keine Myſterien! dann will auch ich zweifeln! bis dahin glaub' ich an ſie. Was bedeutet denn das: Myſterien und Wunder verneinen? ſehr wenig, mein liebes Kind! nur etwa dies: den Sternenhimmel leugnen, weil man die Nächte hindurch ſchläft; oder die Sonne leugnen, weil man in einer Nebelatmoſphäre lebt. Die Verneinung, Kind, hat es immer nur mit Schatten, nicht mit den Weſen zu thun. In der Bejahung liegt ein Sein, eine Eſſenz, ein Leben; ſie verfährt ſchöpferiſch, wie die Wahrheit, wie die

Allmacht, wie die Liebe. Die Negation ist impotent, und ich meine daß nur dürftige Naturen, nur unvollkommne Charactere bei denen die kritisch forschende Richtung das Herzblut in Gehirn verwandelt hat, sich ihr hingeben können. Hast Du diese Richtung so wende Dich der Wissenschaft zu: da kannst Du ergründen und erkennen, und das kann Dir vielleicht eine gesunde, heilsame Nahrung sein. Die Religion bietet freilich ein ganz andres, höheres Labsal, allein nur glauben und lieben gilt in ihr, und dies beruht auf Intuition nicht auf Forschung.

„Welch eine Ungerechtigkeit des gerechten Gottes, rief ich heftig, mit dieser Intuition nur einige Auserwählte begnadet zu haben."

„Meinst Du? sagte er mild. Nun, laß Dir doch einmal von dem geschwätzigen Alten eine Parabel erzählen. Ein Gärtner sprach zu seinem ältesten Sohn: „In diesen Blumentopf habe ich „den Kern einer köstlichen Frucht niedergelegt. Laß „ihn keimen, treiben, wachsen im Stillen und in „der dunkeln Erde; gieb ihm Wasser, gieb ihm „auch Sonne und Schatten je nachdem er es be„darf; laß Dir Zeit, und es wird daraus der „schönste Baum der Welt werden Der Sohn that „nach des Vaters Gebot, ließ sich keine Mühe,

„keine Zeit, keine Geduld verdrießen, und ſiehe!
„allendlich kam der Keim glänzend grün über der
„ſchwarzen Erde zum Vorſchein, wuchs, trieb
„Blätter, ward ein Stämmchen, ein Stamm, ein
„Baum, immer ganz langſam und allmälig —
„und zuletzt .... der ſchönſte Baum der Welt,
„der Orangenbaum! Wie freute ſich der Sohn
„über dieſe Herrlichkeit! Laub, Blüten, Früchte —
„Alles war unvergleichlich! Schatten, Duft und Er-
„quickung ſtrömten in Fülle auf ihn nieder, und alle
„Tage ſeines Lebens dankte er dem Vater für dies
„ſegensreiche Geſchenk und bat ihn es vererben zu
„dürfen auf Kind und Kindeskind; und der gute
„Vater Gärtner entgegnete freundlich: Dazu habe
„ich Dir eben den Baum geſchenkt. — Für ſeinen
„jüngern Sohn hatte er desgleichen einen Kern in
„die Erde geſteckt; er gab ihm dieſelben Lehren
„und Rathſchläge und dieſelben Verheißungen, aber
„dieſer Sohn befolgte ſie nicht! Wie? ſprach er
„zu ſich ſelbſt, der ganze herrliche Baum ſoll in
„dem Kern ſtecken? wie iſt das möglich? wie kann
„das zugehen? ich muß ſehen wie das zugeht! —
„Um das Werden zu belauſchen kratzte er ſorgſam
„die Erde ab und beobachtete den Kern. Natürlich
„ſah er nichts. Das langweilte den Knaben. Man
„muß ihm helfen! ſprach er, begoß ihn übermäßig,

„ſtellte den Blumentopf in die Sonne, dann auf „den Heerd, grub auch die Erde um — kurz, er „that alles Mögliche unnütze und nur nicht das „Eine: er gönnte dem Kern nicht in der Stille „und Dunkelheit zu keimen und Wurzeln zu ſchla„gen. Was iſt denn das? ſprach unwillig der „Knabe; ſo viel Mühe habe ich mir gegeben und „es kommt und kommt nichts zum Vorſchein! das „muß kein ächter Kern ſein! Er kratzte ihn her„aus, betrachtete ihn rundum, ſtach mit einem „ſpitzen Meſſerchen hinein, ſchälte die Oberhaut „ab, und ſteckte ihn zuletzt unwillig wieder in die „Erde. Aber all dieſe Experimente hatten den Kern „getödtet. Er war ſaftlos und kraftlos zuſammen„geſchrumpft. Der Knabe aber ſtand neben dem „Blumentopf in deſſen fetter guter Erde die Regen„würmer treflich gediehen, und klagte und zürnte „daß ſein Vater, der gute Gärtner, ihm einen „tauben Kern gegeben habe, was doch eine him„melſchreiende Ungerechtigkeit ſei.“

„Ah! ſchrie ich, mein Vater, das iſt allzu gräß„lich, denn es iſt ganz wahr: in der guten Erde meiner Natur gedeihen Würmer! der Kern, aus dem der ſchönſte Baum der Welt hervorgehen ſollte, iſt verſchrumpft. Kann er nie mehr grünen?“

Ich warf mich vor ihm nieder und legte den

Kopf auf ſeine Knie, während er ſanft meine Stirn berührte und eben ſo ſanft ſagte:

„Hofnung läßt nicht zu Schanden werden! Bete, meine Tochter! Es iſt viel Gutes in Dir; ein großer Durſt nach Wahrheit und ein mächtiges Ringen; nur iſt es zu himmelſtürmeriſch, zu ſehr äußere Mittel verwendend. Denk' an den Kern des Orangenbaums, gönne ihm Stille, Schatten und Sammlung. Durch ſie mußt Du den Mangel einer innerlich religiöſen Erziehung zu erſetzen ſuchen; ſie hat Deiner Kindheit und Jugend gefehlt. Die Lücke die dadurch in der Seele entſteht, kann in ſpätern Jahren nur durch gewaltige und meiſtens zerreißende Umwälzungen gefüllt werden."

Ich ſah das ein; aber auch, daß dieſe Einſicht mich um nichts förderte. Ich ſollte beten, ich ſollte in frommer Stille harren; — — ja, hätte ich das gekonnt, ſo wäre mir freilich geholfen geweſen. Ich ſagte meinem Onkel was ich früher zu Fidelis geſagt hatte:

„Meine Seele iſt auf die Frage geſtellt. Der fragende Ton iſt der unſrer Zeit. Es wird Alles zur Frage gemacht: Gott in ſeinem Himmel, die Macht auf ihren Thronen, die menſchlichen Zuſtände in ihren Höhen und Tiefen — Glaube, Geſchichte und Tradition. Aber ſo verwegen man

fragen, ſo geſchickt und ſpitzfindig man antworten möge, welche ſubtile Erklärung oder ſtupide Regirung von Kanzel und Katheder erſchallen mögen, wie man ſich aufblaſe in dem Bewußtſein durch den Geiſt al pari mit Gott zu ſtehen und durch die Vernunft das Schöpfungswort der Welt, die Grundurſach der Dinge erfaßt zu haben — dennoch, mein Vater, dennoch geht eine Geiſterſtimme über den majeſtätiſchen Wuſt unſrer Weltweisheit dahin und fragt ebenſo heimlich als vernehmlich: Warum? Weshalb? Wohin? — Aber die Zwillingsſtimme welche ihr ſonſt antwortete: Glaube, hoffe, liebe! iſt übertäubt und verſtummt durch die Lehren der Weltweisheit, welche doch für jene Fragen keine genügende Antwort haben. Und ſo hallt wie ein Klageruf voll unendlichem Weh jene Geiſterſtimme fort und fort, und unſre Hymnen an das Licht und an die Freiheit gellen unter ihr dahin. O mein Vater! die Erde war immer dunkel; — aber da wo an unſerm Geſichtskreis der Himmel ſie zu berühren ſcheint, ſchwebte ſonſt ein Genius im ſilbernen Gewande, mit goldnen Flügeln, mit einer Sonnenglorie ums Haupt, und bei ſeinen leiſen Schwingungen quoll ſolch ein Strom von Glanz herab, daß die Erde davon verklärt wurde. Der Glaube war's. Nun heißt's ein

Popanz ſei es geweſen und Eure Prieſter hätten ihn aufgeſtellt. Das iſt nicht wahr! was ſie Popanz nennen iſt nur ein Spiegelbild der höchſten und allmächtigſten Sehnſucht in jeder Menſchenbruſt, und haben Eure Prieſter verſtanden dieſen Wiederſchein in eine himmliſche Form zu geſtalten: ſo waren ſie es werth Führer und Lehrer langer Generationen zu ſein."

„Wenn Du jezt dies Vertrauen zu unſrer heiligen Kirche haſt, warum trittſt Du nicht in ihre Gemeinſchaft? — Welche Befriedigung kannſt Du in der Deinen finden?"

„O nicht die geringſte, mein Vater! der Proteſtantismus iſt in meinen Augen keine Kirche, ſondern das reflectirende, opponirende, kritiſirende Element, welches ſcharfe Wache neben der Katholiſchen Kirche hält. Deren immanente religiöſe Lebenskraft fehlt ihm gänzlich. Er lebt von der ewig regen und thätigen Verſtandesrichtung im Menſchen, und wird in dieſer immer fortbeſtehen. Eine Kirche auf ein unantaſtbares durch faſt zwei Jahrtauſende unbewegtes Dogma gegründet, bildet er nicht! höchſtens Kapellen ſtiften ſeine zahlloſen Secten! die Einheit fehlt ihm, dies Symbol der Göttlichkeit! das Gehirn des Menſchen iſt ſeine Baſis; die der Katholiſchen Kirche iſt das Herz. Aber ich,

mein Vater, im Proteſtantismus geboren, in einer proteſtirenden Zeit zum Bewußtſein gekommen, ich habe eben nur die Fähigkeiten zu denen er den Impuls giebt: ich begreife Eure Kirche, ich knie vor ihr — allein .... ich glaube nicht an ſie."

Damit war Alles geſagt und mein Uebertritt unmöglich. Das ſah mein Onkel auch klar ein. Er beklagte mich aufrichtig, doch ohne die geringſte Beimiſchung von Verachtung oder Selbſtüberhebung. Er hielt ſich mir gegenüber als Katholik keineswegs für beſſer; nur für glücklicher. Und ſo betrachtete ich ihn auch, aber ſo veredelt durch inneres Glück, als ich verfinſtert war durch innere Deſolationen und Zwieſpältigkeiten. Meine theologiſchen Studien ſetzte ich fort ſo lange ich in Würzburg war. Es fehlte nicht viel ſo hätte ich mich auf die orientaliſchen Sprachen geworfen, auf hebräiſch namentlich um das Alte Teſtament in ſeiner wahren Sprache zu leſen, denn ich kannte genug fremde Sprachen und ihre Ueberſetzungen um zu wiſſen, daß dieſe ſich zu jener verhalten, wie eine Lithographie zu einem Oelgemälde.

Aber der Tod meines theuern Onkels gab meinem äußern Leben eine andre Richtung. In den erſten ſchönen Frühlingstagen entſchlummerte er am geöfneten Fenſter ſitzend, durch welches Maiengrün,

Blütenduft, Vogelſang und der Gold- und Roſenglanz des Abendhimmels ihn überſtrömten. Die Kinder wollten ſich eben zurückziehen und küßten ihm die Hand zur Guten Nacht. Wie immer ſegnete er ſie zärtlich, lehnte ſich zurück, ſchloß lächelnd die Augen — und war nicht mehr. Sein Antlitz ſchwamm in der Verklärung zu der ſeine Seele aufſtieg. Ich erkannte ſogleich daß er todt war. So himmliſch ſieht das Leben nicht aus.

„Er iſt bei Gott! — Auf Eure Knie, Kinder!“ ſagte ich, kniete mit ihnen nieder, und ein Strom von ſchwarzer Traurigkeit, nicht um den Tod, ſondern um das Leben, wälzte ſich ſchwer durch meine Seele. — — —

Am Vorabend meiner Abreiſe nach der Schweiz ging ich in den Dom zu der bewußten Stelle, und auf ihr vergaß ich für ein Paar Augenblicke die ſchauerliche Vereinſamung meines Daſeins. Mich überfiel eine Sehnſucht ohne Gleichen nach Fidelis — nicht ihn zu ſehen, ach! nur von ihm zu wiſſen. In ſolchen Momenten war mir zu Sinn als entdecke ich in mir ein ungeahntes Geſtirn, in welchem ich die Bedeutung fand: Du haſt Fidelis nicht geliebt, aber Du hätteſt ihn lieben können unter einem ſchöneren Schickſalshimmel! — Und

die bloße Ahnung von lieben können, war mir schon eine halbe Beseligung.

Bei meiner Heimkehr lag ein Brief von seiner wolbekannten Hand auf meinem Tisch, der nach Engelau adressirt und von dort hieher geschickt war. Nach drei vollen Jahren das erste Lebenszeichen von ihm! — also lebte er doch wenigstens noch! Die erste Empfindung war freudig; die nächste — namenlose Angst. Was konnte, was würde er mir sagen. Es zog sich eine furchtbare Schwüle um mich zusammen; ich ahnte einen niederschmetternden Wetterstral. War's Furcht, war's Demuth? genug, mein Instinct warf mich zu Boden und auf meinen Knien erbrach ich den verhängnißvollen Brief.

„Sibylle! Alles leiden, aber frei sein — war „der Traum und der Wunsch meiner Jugend. Ich „litt und war nicht frei. Die eine, die fürchter„liche, die verzehrende Leidenschaft meines Lebens „machte all meine Freiheit zunicht, und hat weder „meinem Genius, noch meinem Herzen, noch mei„nem Character ihre volle Entwickelung gegönnt, „wenn sie ihnen auch zuweilen Flügel gegeben hat. „Es ist umsonst die Vergangenheit zu durchwühlen „und zu sagen: Dies hättest du als Jüngling — „jenes als Mann thun oder nicht thun sollen. Es „ist gethan. Erkenntniß reift durch die That als

„bittre Frucht heran. Ich kann innerlich nicht frei
„ſein, ſo mag ich es auch äußerlich nicht ſein —
„denn ein Magnet, der ſtärker iſt als Vernunft
„und Wille zieht mich in der Freiheit allewig an
„— — und zu Ihnen. Ich widerſtehe ein Jahr,
„ein Paar Jahr .... länger nicht. Wozu das
„aber? Sie lieben mich nicht; Sie werden höch-
„ſtens einmal wünſchen mich wiederzuſehen um mir
„ein Wort des Troſtes zu ſagen — oder der Ver-
„gebung, oder des Mitleids — lauter Dinge vor
„denen ich zurückſchaudere, weil ſie mich ſo fürch-
„terlich an meine Schwäche mahnen. Mich in der
„Welt herum zu ſchleppen mit dieſem Dorn in der
„Seele wie bisher, vermag ich länger nicht. Das
„Gebet meiner armen Mutter wird im vollſten Um-
„fang Erhörung finden: ich bin auf dem Punkt
„das Ordenskleid der Benedictiner zu Kloſter Li-
„lienfeld zu nehmen. Meine Mutter lebt noch im-
„mer — nur um zu beten. Mein Entſchluß hat
„ſie beſeligt und ich denke ſie wird nun bald ihre
„irdiſche Laufbahn vollendet haben. Leben Sie wol,
„Sibylle! ſollten Sie meiner gedenken, ſo ſei es in
„Milde. Hätte ich mich meinen Jugendträumen
„zufolge, die in tiefer Uebereinſtimmung mit mei-
„nen natürlichen Gaben waren, einzig der Kunſt
„gewidmet, ſo mögte Großes aus mir geworden

„ſein ſtatt des jetzigen Stückwerks. Der Menſch „entwickelt ſich durch und um die Idee, die ſeiner „Individualität zum Grunde liegt; bleibt er der„ſelben treu, ſo hat er Freiheit, Macht, Muth, „Energie, Alles was dazu dienen kann ſie hervor„zutreiben und auszubilden. Sie begehrt, braucht „und verzehrt das Alles, und entfaltet ſich dann „zur höchſten Kraft und Schönheit in ihm, weil „ſie ſich von den reinſten und beſten Elementen „ſeines Weſens nährt. Wird er aber ſeiner Idee „untreu: ſo wird er ſchwach, abhängig von Zu„fälligkeiten, zwieſpältig mit ſich ſelbſt; — und „das iſt mir geſchehen. Aus Bruchſtücken kann „nichts Ganzes mehr werden! ſie müſſen bei Seite „gebracht werden — und das thue ich mit mir „ſelbſt. Verzeihen Sie mir dieſe lange Auseinander„ſetzung, ich hielt ſie für nöthig damit Ihre raſt„loſen Gedanken über mich zur Ruhe kommen könn„ten. Sibylle .... Gott ſegne Sie.“

Ich ſtand auf nachdem ich dieſen Brief geleſen und ſagte gelaſſen und ganz laut: Ja ja! der Menſch wird fertig mit ſeinen Qualen und ſeinen Wonnen! und was nach dem Zerſetzungsproceß ſeines Weſens durch die Leidenſchaft noch übrig bleibt, das wird in Sicherheit gebracht — bald bei der Gottſeligkeit, bald bei der praktiſchen Thä-

tigkeit; im Kloſter oder in der Welt! Es findet immer ſein Plätzchen — und nur ich! nur ich ... finde keines.

Es ſchien mir eine Art von Unrecht gegen mich, daß Fidelis kampfesmüde gegen die Sehnſuchtsqual, ſich hinter jene Mauern zurückzog, die ihn in ſtillem Bann hielten. Mit ächtproteſtantiſchem Hochmuth ſah ich eine Feigheit darin ſich zu einer äußerlichen Scheidewand zu flüchten. Konnt' er ſich nicht verlaſſen auf Gott und auf die eigne Kraft? Haha! auf die eigene Kraft! rief ich mit bitterm Lachen nach einer Pauſe. Armer Fidelis! vielleicht hat er ſich aus Demuth und Weisheit in ſein Ordenskleid gehüllt! — —

Unter den zahlreichen ſchlafloſen Nächten meines Lebens war dies eine der finſterſten. Am andern Morgen fuhr ich mit den Kindern den Main entlang nach Frankfurt und dann weiter über Baſel und Bern nach Freiburg, wohin ich für die Superiorin der Damen vom Sacré Coeur Empfehlungsbriefe hatte. Aſtralis war jezt grade neun Jahr alt. Es wurde mir ſehr ſchwer mich von dem lieblichen Kinde zu trennen, aber Arabellas Wunſch beſtimmte mich: ſie ſollte in ihrer Kirche erzogen werden, d. h. ſie ſollte ſich nicht dermaleinſt in der Welt zur Katholiſchen Kirche halten und

bekennen, sondern vielmehr schon jezt in der Kindheit jene religiöse Erziehung empfangen, welche den Menschen befähigt eine organische Pflanze auf dem Erdboden seiner Kirche zu werden. Nachdem ich Astralis jener Erziehungsanstalt übergeben, und um ihre neuen Verhältnisse kennen zu lernen einige Wochen in Freiburg zugebracht hatte, ging ich mit Benvenuta an den Leman um mir dort irgendwo ein Plätzchen zu suchen wo ich Hütten bauen könnte.

Das war aber unsäglich schwer wegen der verschiedenen Rücksichten welche zu beobachten waren. Pestalozzis großer Name hat der Schweiz eine pädagogische Berühmtheit verliehen, und bedeutende Institute zu Genf, Lausanne und Yverdun rechtfertigen sie. Ich wünschte mich in einer kleinen Villa bei Genf oder Lausanne niederzulassen und rechnete darauf alle Lehrer zu finden, welche Benvenuta nöthig hatte. Ich hatte mich in Bern, im Oberland und in den Ur-Kantons sechs Wochen — dann wieder in Freiburg aufgehalten; so kamen wir Anfang August aus der schönen frischen Berg- und Wiesenluft in die erstickende Hitze von Genf. Kein Landhaus, nicht einmal das einfachste Gartenhaus war für uns zu finden — Alles von Einheimischen und Fremden überfüllt. Wir wohnten im Hôtel des Bergues das eine wunderschöne

Aussicht auf den See hat; aber Benvenuta, ungewohnt des städtischen Treibens, des Gasthofs, der beschränkten Räumlichkeit, vielleicht hauptsächlich ihrer eigenen Einsamkeit in der Fremde, bat mich schüchtern aber mit heißen Thränen die Stadt zu verlassen, und am nördlichen Ufer des Sees nach einem Landhause zu suchen. Dort fand ich nun wol einige die mir sehr zugesagt hätten, aber zu fern von Lausanne und Genf um mir Lehrer verschaffen zu können. Am nördlichen Ufer war es übrigens noch heißer! von dem Rebgelände des Jorat prallten die Sonnenstralen auf das Ufer herab und reverberirten mit scharfer Blendung aus dem See. Der Aufenthalt in den kleinen Städten — so lieblich ihre Lage — und in deren Gasthöfen — so groß ihre Bequemlichkeit war — wurde mir und meiner Tochter ganz unerträglich. Mein Herzkrampf regte sich wieder — und halbtodt vor Ermattung und Anstrengung fiel ich förmlich in der kleinen kühlen Villa paisible, eine Stunde von Vevay nieder, welche durch ein glückliches Ungefähr zu miethen war. Vor der Hand mußte ich durchaus Ruhe und Erfrischung haben. Ich richtete mich ein und fühlte mich während der ersten drei Tage ganz behaglich — aber da erkannte ich, daß diese einsame Existenz wol für mich, doch nicht

für meine Tochter zu ertragen sei. Zum ersten Mal war sie ganz allein mit mir. Mezzoni war von Würzburg nach Italien, die Schütz nach Holstein zurückgegangen; Astralis in Freiburg geblieben! mit tiefer Anhänglichkeit umfaßte Benvenuta Lehrer und Gespielin — und urplötzlich fand sie sich von ihnen Allen getrennt und einsam bei ihrer melancholischen Mutter! — Sie gab sich unendlich viel Mühe ihre Traurigkeit zu bemeistern, und ich gab mir noch größere Mühe sie zu zerstreuen; ich übte sie nach der Natur zu zeichnen, übertrug ihr kleine häusliche Geschäfte und die Aufsicht über den Garten; überwand mich sogar genug um Musik mit ihr zu treiben — Musik die ich gänzlich verlassen hatte seitdem Fidelis abgereist war! — allein ich konnte weder ihren Tag noch ihr Herz genügend füllen. Sie war in dem Alter wo das Gefühl leicht eine krankhafte Färbung annimmt weil die Nerven in gereizter Spannung sind; — sie wurde im November vierzehn Jahr. Sie durchweinte halbe Nächte und härmte sich dermaßen ab, daß ich sie oftmals mit Thränen bat mir zu sagen was ihr fehle und was sie wünsche — es solle Alles geschehen. Da wünschte sie denn bald nach Engelau heimzukehren, bald ein Paar Lachtauben, bald einen Besuch von Astralis, bald eine Fahrt

nach Chamouny; häufig auch gar nichts. Armes Kind! sie wußte eben nicht was sie wünschen sollte. Ich hatte sie von je her mit Sorglichkeit und Liebkosungen überstürzt. Ich wollte durchaus sie sollte glücklich sein und nicht meine freudenlose ernsthafte Kindheit haben. Allein ich verweichlichte sie anstatt sie glücklich zu machen. Dazu kam noch ein großer Uebelstand: ich hatte eine namenlose Scheu sie in meine Seele blicken zu lassen, die von so manchem Erdbeben verwüstet war. Kinder jedoch sehen klar und scharf! und so strengte ich mich übermäßig an im Gespräch mit ihr stets auf meiner Hut zu sein um keine Bemerkung zu machen, die ihre junge reizbare Seele in Unruh hätte versetzen können. Das veranlaßte mich häufig meine Ueberzeugung nicht umumwunden auszusprechen, und dadurch verfiel ich oft in Widersprüche. Denn da ich meine wahre Meinung nicht gesagt hatte, so konnt' ich mich nicht immer besinnen ob ich sie halb oder dreiviertel — mit himmelblauer oder rosenfarbener Färbung ausgesprochen. Das befremdete und verstimmte das Kind — und mit Recht! aber ich konnt' es nicht ändern, weil ich mich selbst nicht ändern konnte.

Hätte Benvenuta die geringste Vorliebe für die katholische Kirche an den Tag gelegt: so würde

ich sie mit Astralis zusammen dem Institut zum Sacré Coeur anvertraut haben. Ich fragte sie darüber und mit kindlicher Pietät entgegnete sie: sie wünsche bei der Kirche ihrer Eltern und ihrer Heimat zu bleiben. Was diesen Punkt betraf durfte ich, meiner Ueberzeugung zufolge, mir keine Einmischung erlauben. Bei Fidelis hatte ich so recht gesehen wie ein heftiges Eingreifen der Eltern, sogar in der allerbesten Absicht, die Kinder in beängstigende Unruh und oft für ihr ganzes Leben in eine unheilvolle Richtung schleudert. Aber ich erkannte daß Benvenuta an meiner Seite, unter diesen Umständen, Eindrücke empfangen müsse, die ihr ebensowenig segensvoll sein könnten als für mich die lange Krankheit meiner Mutter gewesen war, und ich entschloß mich sie in eine Erziehungsanstalt in Ouchy bei Lausanne zu geben. Diese war nicht groß, nahm nie mehr als zwölf junge Mädchen auf, war auf einen höchst einfachen, häuslichen Fuß eingerichtet, lag inmitten eines herrlichen Gartens am See, und erfüllte durch sorgsame Aufsicht und vortreffliche Lehrer meine Ansprüche. Benvenuta fand dort fröhliche Gefährtinnen; nicht nur Beschäftigung, sondern, durch Wetteifer belebt, auch Interesse für dieselbe; und endlich in der Einfachheit des Zuschnitts des Lebens eine höchst noth-

wendige Schranke gegen übermäßige Verwöhnung, in die ſie als einziges Kind und als Erbtochter eines reichen Hauſes verfallen war.

Es koſtete mich einen harten Kampf dieſen Entſchluß feſtzuhalten. Mir graute vor der grenzenloſen Einſamkeit die mich nach Benvenutas Abreiſe umgeben würde. Ich ſagte mir, ich könne ja in der Villa paisible ſo gut wie in Engelau Gouvernante, Hofmeiſter, Lehrer für ſie halten — dieſe Lieferanten des Bildungsproviants. Aber die Geſpielen, die jugendlichen Gefährten bei Unterricht und Erholung konnte ich ihr nicht ſchaffen, und das beſtimmte mich vorzugsweiſe. Zum neuen Jahr brachte ich ſie nach Ouchy, und hatte die Freude, daß ſie ſich leicht in ihren fremden Umgebungen zurechtfand. Die Villa paisible war für das junge Weſen zu abgeſchieden geweſen! Ich aber kehrte beruhigt dahin zurück und ſah mich mit einem halb beklemmenden und halb wolthuenden Gefühl in gänzlicher Einſamkeit. — — — — — —

Ich hatte wieder einen Gegenſtand gefunden, von dem ich Beſchäftigung und Nahrung für meinen ewigarbeitenden Geiſt hofte. Im Canton Waadt herrſcht die Calviniſche Kirche, die ſich an manchen Orten zu äußerſt ſtreng religiöſen Secten, deren Anhänger dort Methodiſten und Momiers genannt

werden, zugespitzt hat. Sie ziehen sich ganz von der Welt zurück, verschmähen nicht nur die geselligen Zerstreuungen dermaßen, daß Bälle und Schauspiele ihnen sündhaft erscheinen, sondern meiden auch geistige Unterhaltung, Musik, Lectüre, sobald sie nicht religiösen Inhalts sind und sich um Christus, um Gnade, Rechtfertigung, Erlösung und Genugthuung bewegen. Sie lesen nur derartige Andachtsbücher und hauptsächlich die Bibel, kommen nur mit Gleichgesinnten zusammen, und unterhalten sich in ihren Vereinigungen nur durch geistliche Gespräche, Bibelerklärung, Lesen von frommen und ascetischen Schriften — zuweilen mit einem geistlichen Gesang. Uebrigens sind es stille Leute, nicht besser und nicht schlechter als Andre, und etwas langweiliger und dafür weniger frivol. Am ganzen Leman, in Genf, Lausanne, Vevay, Montreux sind sie sehr zahlreich in allen Ständen und Classen, und ich war in der höchsten Spannung Menschen kennen zu lernen, die ihr Leben um einen einzigen Gedanken, das Sterben Christi, aufgebaut hatten. Es wurde mir auch möglich durch einen Arzt aus Montreux, den ich durch eine Krankheit meines Kammerdieners kennen lernte, mit ihnen bekannt zu werden, denn dieser Mann und seine ganze Familie war ganz methodistisch. Ich fand bei

ihnen die Lehrsätze mit einer Schärfe und Strenge ausgeprägt und festgehalten wie nur immer in der Katholischen Kirche — aber nach meiner Ansicht ohne die Consequenz der letzteren.

„Was hält denn Eure Dogmen aufrecht, was giebt ihnen Basis und Krone, da Euch die Autorität der Kirche und die Gemeinschaft des Glaubens fehlt?“ fragte ich zuweilen; und erhielt immer die Antwort:

„Das Wort Gottes, die heilige Schrift, ist unsre Autorität. Was sie sagt und gebietet, nehmen wir an, was sie nicht sagt — verwerfen wir.“

„Aber kein Mensch wird geboren mit der Kenntniß der heiligen Schrift; sie muß ihm gedeutet und erklärt werden. Wer erklärt sie Euch?“

„Die lautre Milch des Wortes gewährt auch dem unmündigsten Geist eine leicht verdauliche Nahrung. Wir haben die Verheißung des Herrn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter Euch.“ Wir getrösten uns derselben und wissen, daß beschirmt vom heiligen Geist die Wahrheit wächst und gedeiht.“

„Eure eigene Autorität ist also Eure letzte Instanz?“

„Unsre Lehre ist es in Uebereinstimmung mit der

heiligen Schrift, wie ſie uns von unſern Lehrern und Geiſtlichen überliefert wird.“

„Alſo haben Eure Lehrer doch für Euch die Autorität der Unfehlbarkeit! aber letztere iſt gegen das Princip der Reformation, welche die Unfehlbarkeit antaſtete und verwarf.“

„Und eben deshalb beſitzt ein Jeglicher in der heiligen Schrift die Leuchte, welche ſeinen Fuß auf den Weg des Friedens führt.“

„Alſo dennoch wie ich ſagte in letzter Inſtanz Eure eigene Autorität, wie ſie ſich aus den Bedürfniſſen und der Auffaſſung des Individuums herausbildet! rief ich. Mein Gott! iſt die ein Anker für die unruhige ſchwankende Menſchenſeele?“

„Wir ſind feſt im Glauben und ruhen in Gott.“

„Wol Euch! ſagte ich; es iſt eine glückliche Gabe ſich über alle Widerſprüche hinweg in den Schooß des Glaubens flüchten zu dürfen.“

„Sie wird auf dem Weg des Kreuzes gefunden — in der Schule des Leidens, nennt es die Welt! Drum ſegnen wir die Trübſale und damit ſie jeden Stachel für uns verlieren, gedenken wir des herben Leidens und Sterbens des Heilands unaufhörlich. Durch den Gedanken daß er ſie mit uns getheilt hat, wandelt ſie ſich in Wonne. Halleluja! meine Seele lobe den Herrn!“

Die Person mit der ich dies Gespräch und zahllose ähnliche hatte, war die Schwester des Arztes, eine Frau in meinem Alter, Wittwe und Mutter von sieben Kindern. Ihr Mann, ein wolhabender Kaufmann in Genf, hatte sich ums Leben gebracht in einem jener spleenitischen Anfälle, welche nicht selten durch religiöse Schwärmerei veranlaßt werden. Die Gegner der Methodisten behaupteten, er, ein Mensch voll Lebenslust und Kraft, geistvoll, mittheilend, regsam, habe nicht gewußt wohin mit all den Gaben, die nicht zum Vorschein kommen und nicht in ihrer homogenen Richtung verbraucht werden durften. Er verkümmerte bei den Predigten und Bibelerklärungen seiner Frau. Die graue Atmosphäre frömmelnder Andacht beklemmte zuerst und lähmte zuletzt seine Fähigkeiten; und als sein Geist ganz paralysirt war — gab er sich den Tod. Anders sprach seine Wittwe und deren Familie:

„Ihn drückten die Sünden und Uebertretungen seiner Jugend, denn ihm fehlte der Glaube an die Versöhnung und Genugthuung durch das theure Blut des Heilands. Wer schwach im Glauben ist welkt dahin wie eine Blume des Feldes.“

Diese gelassene Ergebung bei einem solchen Donnerschlag des Schicksals, der zugleich den äußern

Wolstand zertrümmerte, imponirte meiner Vernunft ohne mein Herz zu erquicken. Ich sah keine Thräne, hörte keine Klage, fühlte keinen Pulsschlag; halb erstarrt, halb gleichgültig ward ich neben diesen vom Stoicismus ihres Glaubens umpanzerten Seelen. Weicher, lieblicher, tröstender schien mir der Quietismus der Katholischen Kirche; es wehte in ihm ein wärmerer Hauch: die Liebe zum Heiland. Thomas a Kempis, die Guyon, Fénélon, haben zuweilen Worte wie Balsam so lind und labend, Worte in denen sie gleichsam durch Thränen lächeln und der Melancholie einen Anflug von rührender Grazie geben. Das Wort Fénélons auf die Frage: „Was würdest du thun wenn du nichts von Gott wüßtest?“ — J'aimerais! — ist die bezeichnende Quintessenz dieser Richtung. Der protestantische Pietismus mit seinen Bibelstudien, Traktaten-Lectüre und reflectirenden Betrachtungen über Tod und Genugthuung des Heilands, hatte für mich einen dürren und herben Beischmack, als hätten sich seine Anhänger zur Frömmigkeit resignirt, anstatt daß dieselbe aus ihren Seelen quellen müßte. Es war keine Frische, kein Duft, keine Anmuth um sie; zuweilen etwas Respectables, in einzelnen Fällen etwas Imponirendes, häufig eine abstoßende Trokkenheit und Kälte welche mit ihren salbungsvollen

Worten verglichen, letzteren den Anſtrich von Heuchelei gaben.

Wie oft, wenn ich meinem verſtorbenen Onkel zuhörte, hatte ich mit heißer Sehnſucht geſagt: O welche Erquickung mit dieſem liebenden Schwung glauben zu können. — Aber den zuverſichtlichen Glauben meiner neuen Freunde zu theilen hatte ich nie! nie gewünſcht! Ich fühlte mein Herz würde durch ihn noch mehr brach gelegt werden, als es in meinem gegenwärtigen Zuſtand der Fall war. Unſre Freundſchaft war auch nicht von Dauer; ſie warfen mir philoſophiſche und freigeiſteriſche Anſichten vor, wogegen ich mich nicht vertheidigen konnte; — und ich ihnen Intoleranz und Inconſequenz, bei denen ſie im Recht zu ſein behaupteten. Ich ſagte ihnen:

„Im Katholicismus ſetzt die Kirche — die gemeinſame Einheit im Glauben — eine unantaſtbare Schranke, vor welcher der Menſchengeiſt ſich beugen, oder ſich daran brechen, oder ſie überfliegen und dann von der Gemeinſchaft abfallen muß. Im Proteſtantismus haben Individuen Schranken geſetzt nachdem ſie ſelbſt deren niedergeriſſen hatten. Ich ſage nicht daß der geiſtige Horizont nicht beträchtlich dadurch erweitert ſei; ich ſage nur daß die Proteſtanten ſich nicht wundern dürfen, wenn

im Namen dieſer Geiſteserweiterung und Geiſtesbefreiung Schranken weggeriſſen werden, welche ſie um ihren Glauben aufgebaut haben. Der Schatz der chriſtlichen Lehren iſt ein lauterer Quell. Die Katholiſche Kirche hat ihn mit einem feierlichen, grandioſen Tempel überwölbt und ihre Prieſter zu deſſen Hütern beſtellt. Die ſchöpfen das Waſſer, ſpenden und vertheilen es nach gewiſſem Maß und Geſetz an die Dürſtenden, und wachen über deſſen Gebrauch. — Der Proteſtantismus fand den lautern Quell in der Bibel enthalten, er verwarf die Tradition und gab den Zutritt zu demſelben Jedermann frei. Der Prieſterſtand ward fortan unnütz, denn Jeder durfte ſchöpfen und Jeder nach ſeinem eignen Bedarf — viel der Eine, der Andre wenig, Dieſer mit einem ſchönen Kryſtallbecher, Der mit einem unſaubern Eimer, Jener mit einer reinen — und noch Einer mit einer ſchmutzigen Hand. Wer von ihnen darf jezt behaupten er ſchöpfe das richtige Maß und mit dem richtigen Gefäß? Keiner oder Jeder. Die Katholiſche Kirche iſt conſequent: ein Prieſterſtand, Autorität und Glaubenseinheit. Den Proteſtantismus vermag ich nicht Kirche zu nennen, denn er iſt ohne Prieſterſtand, ohne Autorität, ohne Glaubenseinheit. Dennoch gilt er für eine Kirche und herrſcht als ſolche, aber nur durch

Widersprüche und Inconsequenzen. Um sie zu vertheidigen wirft er sich auf Gelehrsamkeit; um sie zu betäuben auf Fanatismus; um sie aufzuheben auf Rationalismus; und fällt dadurch immer mehr auseinander, wie seine zahllosen Secten das beweisen, die sich in Ermangelung einer Kirche jede ihr eigenes Betstübchen zurecht machen."

„Wol uns wenn unsre Seelen in ihren demüthigen schlichten Betstübchen die Ruhe und Zuversicht im Herrn finden, welche Denen stets fehlen werden die in prachtvollen Domen papistischen Greuel treiben, und Jenen die in der Welt dem rationalistischen Baal huldigen."

„Ja! wol Euch wenn Ihr neben der Ruhe im Herrn auch Demuth für Eure Seelen fändet! aber Ihr seid von geistlicher Hoffahrt besessen, die bei dem separatistischen Wesen fast unvermeidlich ist, denn die Abtrennung von der Gemeinsamkeit ruft stets ein Sichbesserdünken hervor. Ihr nennt das begnadigt sein, auserwählt sein; aber das ist doch weiter nichts als eine Art von Selbst-Heiligsprechung."

Man wollte mir das Gegentheil beweisen; vielleicht bewies man es mir auch — ich hab' es vergessen! Dies Alles war nicht das was ich brauchte. Das unbekannte Gut, welches ich in jeder dem

Menſchen gegönnten Richtung geſucht hatte, in der Welt, in den Gefühlen, in der praktiſchen Thätigkeit, in der geiſtigen Ausbildung, und immer umſonſt! — ich ſuchte es jezt im religiöſen Glauben — und ebenſo vergeblich; und es war doch das einzige was ich brauchen konnte.

„Ihnen iſt bei uns nicht zu helfen! ſprach meine Freundin. Ihre Phantaſie wird durch den Katholiſchen Pomp gefangen, und Ihr Verſtand huldigt dem Rationalismus. Dieſe zwei Elemente erſticken den wahren Glauben.“

Es halfen keine Discuſſionen mehr! ich konnte ihr nicht anſchaulich machen, daß nicht der Katholiſche Pomp ſondern die Katholiſche Einheit mich anzog; nicht, daß ich den Rationalismus als ein Attribut ſteriler, dürftiger Naturen betrachtete, welche ſich im Ueberſinnlichen dermaßen unheimiſch fühlen, daß ſie es ſinnlich ſich erklären müſſen; und endlich nicht, daß es mir unmöglich ſei mich einer religiöſen Gemeinſchaft hinzugeben, ſo lange ich entweder äußerlich mit ihrer Form — oder innerlich mit ihrem Princip und mit meiner Anſchauungsweiſe in Conflict gerathen könne.

So war mir der einſame Winter in der Villa paisible vergangen; faſt täglich ging ich nach Montreux, und jeden Sonntag fuhr ich zu Benvenuta

nach Ouchy. Lectüre und Spaziergänge füllten meine übrigen Stunden. Im Junius mußte ich sie aber den Besitzern räumen. Ich besuchte Astralis in Freiburg, und hatte die herzliche Freude sie ebenso zufrieden, und geistig und körperlich in gesunden Elementen gedeihend zu finden, als Benvenuta. Beide waren kräftiger, munterer, frischer als bei mir. Otberts Behauptung fiel mir ein: jeder Mensch habe einen eigenen Lebensäther um seine Persönlichkeit, und dieser wirke entweder belebend oder vernichtend auf andre Persönlichkeiten. Der meine schien in der That verzehrender oder austrocknender Art zu sein. Es konnte Niemand so recht behaglich neben mir bestehen noch gedeihen.

Ich ging nach dem Berner Oberland um mir dort ein stilles Plätzchen zu suchen. Das ist schwer genug. Allüberall wimmelt es von Reisenden. Grindelwald schien mir am meisten von dieser Stille zu bieten. Der weite Kessel am Fuß des Wetterhorns von dem die Lavinen donnernd herabstürzen — die grünen Matten der Abhänge auf denen zahlreiche Heerden weiden — der nackte Fels der höheren Bergwände und der ewige Schnee ihrer Häupter — unten die blumigen duftenden Wiesen mit einzelnen Bauerhäusern, Sennhütten und Gehöften, mit Gärten und Obstbäumen übersäet — machen

das Thal von Grindelwald vielleicht nicht so malerisch und reich als das von Interlachen, Lauterbrunn und Meyringen; aber sie geben ihm den Character eines einfachen Hirtenlandes, der mich wolthuend ansprach. An Reisenden fehlt es freilich auch dort nicht! die beiden Gletscher, welche ihre Eisblöcke von den Bergen herab und auf den lachenden Teppich der Wiesen schieben, sind Merkwürdigkeiten welche die Touristen locken, ohne sie jedoch zu längerem Aufenthalt zu veranlassen.

Am unteren Gletscher, der über dem Quell der Lütschine einen saphirfarbenen Betthimmel von Eis wölbt, lag ein Bauerhaus zwischen einem Nußbaum und einer Linde. Wer kennt sie nicht diese malerischen Hütten des Berner Oberlandes, ganz von Holz, mit flachem, breitem, weitschirmendem Dach, mit zierlich geschnitztem Altan rund ums obere Geschoß laufend, mit frommen Sprüchen am Gesims des unteren; ein Brunnen daneben und zwei Schuppen: der größere für die Kuh und die Ziegen, für die Bienen der kleinere. Aus schönen Bildern oder aus der schöneren Wirklichkeit kennt Jeder sie und jenes Haus glich ihnen vollkommen. Nur war es ganz frisch und neu, und nie bewohnt gewesen; denn eine Engländerin hatte es bauen und einrichten lassen zu ihrer Villeggiatura;

aber ſie war im Frühling geſtorben ohne es je geſehen zu haben, und ihre Erben wünſchten dringend es zu verkaufen. Ich widerſtand dieſer Lockung nicht: für einen mäßigen Preis brachte ich das trauliche Hüttchen an mich, und mit unbeſchreiblichem Wolbehagen nahm ich auf der Stelle davon Beſitz. Es war ſo recht in meinem Sinn und nach meinem Geſchmack in Harmonie mit Umgebung und Beſtimmung eingerichtet: das untere Stockwerk für Dienſtboten und wirthſchaftliche Räume; das obere für einen einſamen Menſchen — vielleicht für zwei, wenn ſie genügſam waren und ſich liebten — und Alles mit der größten Einfachheit und Sauberkeit, die Wände nach Schweizerſitte getäfelt mit braunem polirten Nußbaumholz; von demſelben Holz Tiſche und Schränke; Vorhänge und Meublebezüge von hellem buntgeblümten Zitz — ein wahres Ideal von Einfachheit! Schlaf- Wohn- und Eßzimmer nahm ich ſogleich für mich in Beſitz. Das vierte Zimmer beſtimmte ich für Benvenuta, wenn ſie in den Schulferien mich beſuchen würde.

Wie immer ging es mir Anfangs wol, denn ich genoß mit vollen Zügen den Zauber der Hochgebirgsnatur — aber nicht wie auf der Reiſe, ſondern in einer ſelbſtgewählten Heimat. Das war

mir neu! eine Eigenthumsſtätte hatte ich in fremden Landen nie gehabt. Es würde mir vorgekommen ſein als nähme ich Beſitz von einer neuen Welt im Kleinen, wenn ich die Frage hätte beſchwichtigen können, welche ſich vorwitzig aus meiner Selbſtkenntniß mir entgegendrängte: Wie lange wird der Reiz währen? wann wird er abgeſtumpft ſein? Das ſtörte meinen Genuß. Uebrigens gab ich mich lediglich meinen Gedanken und den Einflüſſen und Eindrücken der Natur hin. Ich hätte ſo viel geleſen und ſo wenig Befriedigung davon gehabt, daß Bücher mich angähnten; ich verdankte das meiner eingewurzelten Thorheit: ſtatt in ihnen die relative Wahrheit zu ſuchen und mir aus derſelben einen Nahrungsſchatz für eigene Meditationen zu ſammeln, hatte ich nach der abſoluten in ihnen geforſcht und ſie muthlos fallen laſſen, als ich dieſelbe nicht fand, nicht finden konnte. Immer wußte ich hinterher ſehr genau was ich hätte thun, was meiden ſollen, und meine ganze Erkenntniß beſtand darin, daß ich mit immer klarerem Blick die Summe meiner Irrthümer überſchaute, ohne ein einziges verſöhnendes Reſultat erſpähen zu können. Durſtend wie Keiner hatte ich mich in das Leben geworfen um mich an deſſen Bächen und Quellen, Meeren und Strömen ſatt zu trinken.

Durſtend wie Keiner ſah ich es um mich herum rinnen und verrinnen .... wie Waſſer, das man mit der hohlen Hand ſchöpft und das zwiſchen den Fingern hindurchfließt, bevor es die lechzenden Lippen erfriſcht hat. Aber wo gab es denn noch zu ſchöpfen? zu welchem Brunnen konnte ich noch pilgern? — Die Einſamkeit, die Natur, die Dürftigkeit der Verhältniſſe die mich umgaben und mich zu wolwollender Theilnahme auffoderten — ſollten ſie meiner Seele ihr Genügen bereiten? — — — Die Einſamkeit iſt gut und nothwendig für mächtige Naturen die zum Bewußtſein über ſich ſelbſt, über ihr Ziel und ihre Mittel kommen wollen und einer erhabenen Beſtimmung entgegen gehen. Sie iſt der Concentrirung aller Gedanken auf einen Gegenſtand günſtig, und iſt dieſer ein großer, ein würdiger, ſo kann ſie die ganze Seele unauslöſchlich für ihn in Flammen ſetzen, die dann ausbrechen, wenn ſie genug Nahrung geſammelt haben und der ſtaunenden Welt ein neues Licht zum Himmel hinauf oder über die Erde hinweg anzünden. Aber für uns dürftige Menſchen, die wir unſer Ich zum Hauptgegenſtand unſrer Betrachtung machen, taugt die Einſamkeit nicht, eben weil ſie die Gedanken ſo concentrirt; ſie macht uns ſehr leicht egoiſtiſch, einſeitig und fanatiſch. Größe und Ge-

nie ſind Könige in der Einſamkeit, denn ſie iſt ihr ihnen angebornes Reich: ſie ſind immer einſam. Aber die Maſſe der Menſchen zählt nur als Gattung etwas, weil ihre Individuen der intenſiven Kraft entbehren, welche ein eigenthümliches Leben erzeugt. Sie müſſen in Schaaren leben; für ſie iſt die Einſamkeit ein Kerker oder ein Grab.

Ich fiel ſehr bald in derſelben der ſchwärzeſten Melancholie anheim. Dies ungeſtörte Leben in der Natur, ohne ein beſeelendes Gefühl, ohne eine beherrſchende Idee, ohne jene glückliche phyſiſche Organiſation die von ihren Elementen mit Wonne zehrt — überwältigte mich mit namenloſer Traurigkeit; denn ich fühlte mich außer Zuſammenhang mit ihr: ſie brauchte mich nicht — wie konnte ich mich an ſie ſchmiegen? Kein einziges der Bande womit ſie den Menſchen umſchlingt und ihn heimiſch und nützlich macht auf der Erde und ihm in dieſem Bewußtſein ſüßen Genuß gewährt — kein einziges hielt mir Farbe! Nicht von den Todten zu reden, deren Erinnerung mir längſt wie Schatten in der grauen Dämmerung entſchwebt war; — nur von den Lebenden: von dem Gatten, von der Tochter, von dem Freund — was war ich ihnen und was waren ſie mir? Mit keinem Einzigen von ihnen hatte ich verſtanden mich in

das rechte Gleichgewicht zu ſetzen. Dem Einen war ich nur gleichgültig, dem Andern nur ſchmerzlich, und meinem Kinde entbehrlich. Sie hatten Alle ſich von mir trennen können, und wir Alle lebten fort — in Freuden die Einen, in Qualen die Andern; aber wir lebten. Auch wir Gequälten lebten äußerlich ruhig genug! Wir ſtanden alle Morgen auf, verſäumten am Tage nie für unſeren Lebensunterhalt zu ſorgen, und gingen jeden Abend ſchlafen. Mit der Pünktlichkeit einer Uhr rollte ſich die animaliſche Exiſtenz mit ihren Functionen ab: ſie allein hatte Beſtand. Aber die Liebe, die Kraft, die Andacht, die Treue, der Glaube — dieſe Genien welche dem Menſchen die Lehmhütte ſeines materiellen Daſeins zu einem Tempel ausſchmücken und lichten, in welchem er ſich ſelbſt geadelt und einer höheren Beſtimmung würdig erſcheint: ſie hatten ſich in mein Leben nicht wie ewige Geſtirne, ſondern wie zerplatzende Seifenblaſen herabgelaſſen, und ich fühlte mich in das Nichts zerfließen, weil ſie ins Nichts zerflattert waren. Ich verging an der allgemeinen Vergänglichkeit.

Und das Ende von dem Allen — war der Tod! und er konnte kommen heut, morgen — und ich mußte fort, und hatte nicht gelebt! fort mit meiner

weiten leeren Seele, die ſich in dieſer Welt des Unbeſtandes von nichts hatte feſſeln laſſen, und die nun vielleicht durch Aeonen ihren unerquicklichen Lauf fortſetzen mußte um das zu finden was ſie erſehnte. Aber iſt denn überhaupt für eine leere Seele, ohne Glaube und ohne Liebe, die Unſterblichkeit beſtimmt? hat ſie ſich durch ihre Leere nicht als unwürdig derſelben erwieſen?

O wie beneidete ich Diejenigen, welche den Tod lieben als ihren Erlöſer und Befreier von dem Folterbette des Daſeins! .... und wie viel mehr jene Anderen, jene Begnadeten, welche das Leben lieben, weil ſie ſich ihm trotz verzehrender Wonnen und Schmerzen gewachſen fühlen! Ich konnte keins von Beiden! — — — — — — —

Gott, welche Nächte durchwachte ich in dem Thal von Grindelwald! Das waren nicht die üppigen von Sorrent, nicht die phantaſtiſchen von Venedig, die meiner Jugend angehörten und durch deren Hoffnungen, Träume und Erwartungen gelichtet waren. O nein! ich war nicht mehr jung, ich hatte zu früh, zu viel, zu verzehrend, zu gewaltſam gelebt, um nicht vor der Zeit alt zu ſein! Jezt war eine Nacht wirklich für mich Nacht, dunkel, kalt und kerkerhaft. Nicht ihre ſüßen Geheimniſſe erzählten mir die Sterne, ſondern meine eige-

nen traurigen Gedanken, Fragen und Geſchichten knüpften ſich an ſie. Nicht in großen Harmonien umrauſchten mich die Naturſtimmen, die Nachts ſo vernehmlich vom Gebirg herabkommen, auf den Wipfeln der Bäume und auf den Wellen des Fluſſes ſäuſeln, und in die Ferne hinein hallen; — denn ſie klangen mir wie eine lange, unendlich lange, ewig wiederholte Frage .... ohne Antwort! und das macht müde. Aber dennoch war mir die Nacht lieber als der Tag mit ſeinem angſtvollen Menſchengewimmel, das nach nichts Anderem als nach Zerſtreuung und Vergeſſenheit ringt! der Arme: nach der Leibesnothdurft eines Biſſen Brotes, der Reiche nach Befriedigung imaginärer Bedürftigkeit. Darum verſchlief ich die Tage, und die Nächte — verträumt' ich.

Im Herbſt beſuchte mich Benvenuta, und vierzehn Tage lang unterhielt ſie ſich vortreflich bei mir. Sie hatte mir ſo viel zu erzählen, daß ſie meiſtentheils die Koſten der Unterhaltung trug. Ueberdas gefiel ihr das ganz ländliche Leben das ſie an ihr geliebtes Engelau erinnerte. Ich machte große Spaziergänge mit ihr, beſuchte mit ihr die Hütten der Landleute, meiner Nachbarn, mit denen ich auf einem viel freundlicheren Fuß lebte als mit den Nachbarn von Engelau — nicht nur

weil ich im Stande war ihnen zuweilen Hülfe und Beistand zu leisten, sondern hauptsächlich weil ich sie besuchen durfte ohne weiße Handschuh anzuziehen. Indessen nach vierzehn Tagen waren wir wiederum Beide von der Anstrengung erschöpft uns gegenseitig dieselbe zu verhehlen, und ich brachte sie nach Ouchy zurück. Besorgt fragte sie mich ob ich wirklich dem Winter in meiner einsamen Cottage zwischen Schnee und Gletschern trotzen wolle. Ich war dazu entschlossen; meine Gesundheit hatte sich in der frischen Bergluft, bei der höchst einfachen Kost und Lebensart sehr gebessert; dazu waren mir meine vier Wände behaglich, die ganze häusliche Einrichtung bequem; weshalb sollte ich diese Vortheile aufgeben für die ich in Lausanne oder Genf kein Aequivalent fand, da Geselligkeit und Umgang mich langweilten und abstießen?

„Und wirst Du Dich nicht zu sehr langweilen, so ganz .... ganz allein? meine arme liebe Mama!“ fragte Benvenuta, mich zärtlich umschlingend und mit den guten Augen ihres Vaters mich ansehend.

„Nein geliebtes Kind! entgegnete ich wehmüthig und durch die Wehmuth die Vorsicht vergessend: — wenn ich ganz allein bin langweile ich mich noch am wenigsten.“

„Ach! da bin ich Dir wol auch langweilig!“ rief sie betroffen.

„Du bist mein Kind: das zählt nicht als Gesellschaft!“ erwiderte ich lachend.

Aber solche kleine bedenkliche Aeußerungen fielen auf beiden Seiten doch bisweilen, und darum war es gut wenn wir nicht lange beisammen blieben.

Im October fiel schon Schnee und ich machte mich zu meinem Winterschlaf zurecht. — Die große Schaar der Reisenden hatte sich längst im Oberland verlaufen; nur einige Nachzügler kamen noch zuweilen nach Grindelwald, wenn ein schöner Tag und ein tiefblauer Himmel das Gebirg und die Gletscher in ihrer Pracht zeigten.

Es war um die Mitte eines solchen Tages. Ich war lange umhergestreift und hatte hier und da nach meiner Gewohnheit in einigen Hütten eingesprochen um zu sehen ob und wie sich das arme Volk zum Winter einrichten könne, wo so mancher Verdienst und Vortheil wegfällt, den der Sommer mit sich bringt. Ich kehrte heim. In einiger Entfernung hinter mir gingen zwei Männer, ein Reisender und sein Führer. Durch die klare stille Luft drangen ihre Worte zu mir als der erste fragte:

„Wer ist die Dame die vor uns geht?“

„'s ischt die guti Fru vom Grindelwald,“ ent-

gegnete der Führer, dessen Stimme ich kannte, denn ich hatte mich seiner Schwestern angenommen, die hier lebten — zwei brave blutarme Weiber.

Da ich nicht zweifelte daß nun der gute Aloys eine lange mich betreffende lobende Geschichte erzählen würde — und da ich es nie habe ertragen können mein Lob zu hören: so blieb ich am Wege stehen und sagte:

„Grüß Gott, Aloys! Ihr habt einen stärkern Schritt als ich: da geht nur erst vorüber ehe Ihr weiter von mir sprecht."

Aloys zog seine Kappe und entgegnete unverzagt:

„Nichts für ungut, Fru! der Herrgott thut's auch hören wenn man ihn lobpreist."

„Wohin geht's, Aloys?" fragte ich abbrechend.

„Ins Gasthaus zuerst, denn wir kommen von Meyringen, und dann zu den Gletschern! morgen früh nach Lauterbrunn über die Wengernalp, und Abends nach Interlachen; — von da gen Bern."

„Glückliche Reise!" sprach ich und winkte dem Reisenden an mir vorüber und weiter zu gehen, was er mit einem etwas verwunderten Gruß auch that. Aloys folgte ihm.

Einige Stunden später machte sich ein großer Auflauf beim unteren Gletscher und es verbreitete sich die Nachricht ein Paar Engländer wären in

einen Spalt hinabgestürzt. Allmälig berichtigte sie sich dahin, daß ein Fremder einen höchst gefährlichen Sturz gethan und schwer verwundet aber noch am Leben sei. Nach einiger Zeit brachte man den Reisenden von heute früh besinnungslos getragen, und Aloys stürzte voran und zu mir mit der Bitte ihn bei mir aufzunehmen. Ich hätte es ohnehin gethan. Mein Gastzimmer war schon bei der ersten Kunde in Bereitschaft gesetzt. Als die Leute ihn bei mir untergebracht sahen, entfernten sie sich mit der tiefen Zuversicht: nun würde er schon wieder gesund werden und es könne ihm keine Pflege fehlen. Mich rührte dies Vertrauen, weil es mir ihre wolwollende Gesinnung bewies; aber zerbrochene Glieder und ein zerschmetterter Kopf begehrten ärztliche Behandlung. Ich schickte reitende Boten nach Unterseen, nach Thun und Bern. Bis aus Bern ein berühmter Wundarzt kam, vergingen über vierundzwanzig Stunden. Die beiden Andern waren früher da, und es erwies sich zu meinem nicht geringen Entsetzen, daß das rechte Bein und der rechte Arm an der Schulter gebrochen sei. Die Verwundung am Kopf war ebenfalls höchst gefährlich. Es war ein junger, schöner, gesunder Mensch, der vielleicht sterben — vielleicht Zeitlebens ein Krüppel bleiben konnte.

Mich erbarmten die Seinen . . . . seine Mutter, die ihn in frischer Jugendblüte entlassen hatte und Gott weiß wie und wann wiederfinden mogte. Ich gab mir das Wort ihn wie einen Sohn zu pflegen.

Wie er hieß, wer und woher er war — davon hatte Niemand die leiseste Ahnung. Von Luzern war er mit Aloys über den Brünig ins Berner Oberland gekommen und seinen Koffer hatte er von dort nach Genf geschickt. In seinem kleinen Mantelsack befanden sich so wenig Sachen und Geld als man zu einer Fußreise braucht — übrigens weder Briefe, noch Paß, noch legitimirende Papiere. Aloys meinte er habe ein kleines Portefeuille in der Brusttasche seiner Blouse getragen und dasselbe vermuthlich bei seinem Sturz verloren. Mich beunruhigte dies nur in dem traurigen Fall seines Todes. Blieb er am Leben, so würde er sich mit der Zeit schon legitimiren.

Er blieb am Leben; aber es war qualvoll, der Leib gemartert, der Kopf fast immer besinnungslos; und traten lichte Augenblicke ein, so waren sie von so unerhörter Schwäche begleitet, daß Gedanken und Gedächtniß sich nicht sammeln konnten. Außer meiner Mutter hatte ich nie einen Menschen so heftig, so lange, so in jedem Nerv vom

Scheitel bis zur Sohle leiden ſehen. Aber er hielt es aus! der Körper iſt eine wunderbar kräftige Pflanze ſo lange ſie in der Jugend wurzelt. Wir hatten Alle ſchwere Zeiten! er — durch Leiden; wir — durch leiden ſehen und nicht helfen können. Unter wir verſtehe ich Aloys, den ich zu ſeinem ſpeciellen Dienſt bei mir behielt, mich und meine Dienſtboten. Ich befand mich vielleicht von ihnen Allen am wolſten: ich vergaß mich ſelbſt, und meine Tage waren mit etwas Andrem gefüllt als mit meinem erbärmlichen Ich. Ich konnte noch nützlich ſein, noch einem Menſchen zu demjenigen helfen, was eine ſo köſtliche Gabe ſein kann, wenn man ſie zu benutzen verſteht: zum Leben! konnte für Eltern ein Kind retten, vielleicht ein Einziges, vielleicht den letzten Troſt einer elenden Mutter.

So vergingen Wochen und Monate. Um Weihnachten trat endlich wahrhafte Beſſerung ein; die Lethargie wich, die Beſinnung kehrte zurück, Fieber und Phantaſieen hörten auf. In den qualvollen Schienen eingezwängt konnte er nur ſeinen linken Arm brauchen und bedurfte daher einer Menge kleiner Dienſtleiſtungen. Sein erſtes Wort an mich das er mit Bewußtſein und mit dem Ton innigſter Dankbarkeit ausſprach, war:

„O! die gute Frau vom Grindelwald!“

Der fieberhafte Schleier war also endlich von seinen Blicken genommen. Jenes Wort des Aloys war nicht das letzte welches er gehört — aber das letzte welches Eindruck auf ihn gemacht hatte; seine Erinnerung war bei demselben stehen geblieben und kam mit ihm zur Besinnung.

„Gott sei Dank! Sie erkennen mich!“ sagte ich froh. — Mit erleichtertem Herzen konnte ich nun daran denken zum Neujahrsfest, das in der Schweiz den Platz unsers Weihnachtsfestes einnimmt, die Kinder zu besuchen. Am Tage vor meiner Abreise kündigte ich dieselbe meinem Kranken an, und fragte ihn ob in Genf oder Bern keine Briefe ihn erwarteten, die ich ihm mitbringen oder zusenden könne. Auf dem Postamt in Genf müßten deren wol einige sein — meinte er.

„Dann muß ich um Ihren Namen bitten, sagte ich lächelnd, damit ich die richtigen fodern kann.“

„Nicht einmal meinen Namen wissen Sie! .... und wo ist denn mein Paß geblieben?“

„Da ich kein Thorwächter bin der nach Paß und Namen zu fragen hat, so habe ich mich bisher um Beides nicht gekümmert. Was ersteren betrift, so glaubt der Aloys Ihr kleines Portefeuille sei bei Ihrem Sturz verloren gegangen.“

„Darin war mein Paß und ein Creditbrief an einen Banquier in Genf,“ sagte er besorgt.

„Tröſten Sie ſich! entgegnete ich lächelnd. Ein Paß iſt Ihnen vor der Hand ganz überflüſſig da Sie Grindelwald nicht verlaſſen können; — und ich gebe Ihnen mehr Credit als Ihr Banquier in Genf! — Aber den Namen muß ich wegen der Briefe wiſſen.“

„Ich heiße Graf Wilderich Wildeshauſen, ſagte er, und auf einem Schloß dieſes Namens in Oſtfriesland lebt meine Mutter, der ich gern Nachricht von meinem Unfall zukommen ließe.“

„Ich will ihr ſchreiben und ihr die Wahrheit nicht verhehlen, aber auch die Gewißheit Ihrer Geneſung ihr geben!“ unterbrach ich ihn lebhaft.

Er nahm meine Hand, küßte ſie und fragte:

„Sie verlaſſen mich nicht? Sie kommen wieder?“

„Gewiß, in vierzehn Tagen komme ich wieder, und Sie werden während meiner Abweſenheit keine Pflege entbehren.“

„Aber Ihre Gegenwart!“

„Allerdings! denn eine Doppelgängerin bin ich nicht.“

Er lächelte. Es war mir eine ſtille Freude ein Lächeln auf dieſem Antlitz zu ſehen, das ſo lange von Schmerz und Krankheit zerſtört war; mit dem

Lächeln ging das Menſchliche wie eine Sonne über ihm auf; Leidensausdruck hat auch das Thiergeſicht.

Tags darauf reiste ich ab, über Bern und Freiburg nach Ouchy. Ich hatte ſchon viel von meinem unbekannten Kranken an Benvenuta geſchrieben, die ſich wie alle junge Mädchen außerordentlich für das Geheimnißvolle intereſſirte. Jezt mußte ich ihr noch viel mehr von ihm erzählen; aber als ſie erfuhr daß er ein ganz gewöhnliches Menſchenkind — kein entthronter Fürſt, kein Flüchtling, kein Verbannter, kein großer Künſtler, Maler oder Dichter ſei: nahm dieſe Theilnahme wenigſtens um die Hälfte ab, denn es blieb nur noch die für ſein Unglück, und die für ſeine Perſönlichkeit fiel weg.

Ich ſchickte meinen Diener nach Genf, der ſich Wilderichs Briefe und Effecten einhändigen ließ; und ich ſelbſt ſchrieb an die Gräfin von Wildeshauſen. Ich bekam jeden dritten Tag ein Bülletin ſeines Befindens von meiner Kammerfrau, die ſeit zwanzig Jahren in meinem Dienſt und eine ſo zuverläſſige Perſon war, wie man es unter dieſen Umſtänden nur wünſchen konnte; deshalb hatte ich ſie zurückgelaſſen. Die Nachrichten lauteten befriedigend, und als ich wieder nach Grindelwald kam

fand ich Wilderich merklich beſſer und ſehr erfreut über meine Heimkehr. Die Briefe die ich ihm mitbrachte erhöhten ſeine Freude, obgleich die letzten große Beſorgniß ausdrückten veranlaßt durch ſein langes Schweigen.

Ein Schreiben ſeiner Mutter an mich, das bald darauf anlangte, ſprach mir den Dank eines ſorgengedrückten, tiefbekümmerten Herzens aus. Wie ſie wünſche anſtatt dieſes Briefes ſelbſt zu kommen! wie ihre zahlreiche Familie und ihre Verhältniſſe es unmöglich machten! Ich gab den Brief an Wilderich; er las ihn mit Thränen.

„Immer muß ich ihr Sorgen machen!“ — ſprach er bewegt.

„Das iſt das allgemeine Schickſal der Eltern ihren Kindern gegenüber; entgegnete ich tröſtend. Aber wie man um einen Sohn Sorgen haben könne — die abgerechnet, daß er ſich Arme und Beine bricht — begreif' ich nicht. Unſre Welt iſt für die Männer eingerichtet, nämlich ſo daß man durch ringen, ſtoßen, drängen, ja einiges boxen vorwärts kommt — und das verſtehen die Männer, das können ſie aushalten, das bekommt ihnen ſehr gut. Eine Frau kann daran zu Grunde gehen und wird immer fürchterlich leiden. Darauf muß eine Mutter für ihre Tochter vorbereitet ſein!

die Chancen des Glücks sind unendlich viel seltner für sie."

„Sie haben kein Herz für die Söhne weil Sie nur eine Tochter haben, gnädige Gräfin, sagte Wilderich. Ich denke mir daß das Kind der Mutter Sorge macht, und ein Sohn ist auch ein Kind."

„So wird's wol am richtigsten sein, mein armer Wilderich! und eben deshalb sagte ich, Sie sollten sich nicht zu sehr um die Sorgen Ihrer Mutter quälen; denn die sind nun einmal dem mütterlichen Herzen eingeboren."

„Mein Vater ist seit zehn Jahren todt, ich bin der Aelteste von acht Kindern, und meine Mutter muß uns mit einem sehr geringen Vermögen erziehen: das ist eine unsäglich sorgenschwere Aufgabe."

„Ach! rief ich, ohne die Verwöhnungen des Reichthums erzogen zu sein ist ein außerordentlicher Vortheil! darin liegt der Sporn zur Entwickelung des Mittelstandes. Wenn unsre Zeit höhere Interessen als die des Materialismus, des Genusses in höchster Potenz, hätte: so könnte dieser Sporn der Unverwöhntheit zu etwas Tüchtigem und Großen treiben. Aber die Idee, welche der Mittelstand von den Bedürfnissen des Jahrhunderts, der Zeit und der Völker hat, ist folgende: Jezt sollen

mir die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, welche bisjezt dem einen bevorzugten Stande zugeflogen sind! — An diese fixe Idee von den gebratnen Tauben und wie ihnen beizukommen sei, vergeudet er seine Kräfte, denn all seine liberalen Machinationen und seine schwindelnden Speculationen sind ja weiter nichts als Bestrebungen um den Traum von den gebratnen Tauben zu realisiren. Lassen Sie ihn fahren, Wilderich! er macht den Menschen nicht gut und nicht glücklich, sondern das, was er am meisten fürchten und fliehen sollte — gemein."

„Sie sprechen wie eine reiche Frau, die Sie auch sind, gnädige Gräfin" .... — — —

„Lebe ich wie eine reiche Frau? unterbrach ich ihn. Wo sind Pferde und Wagen, Livreebediente, Sofas von Sammt, Vorhänge von Seide, goldene Spiegel? .... was Alles die erste beste Doctorsfrau in unsrer Heimat hat."

„Sie leben dennoch wie eine reiche Frau: nämlich — unabhängig! und das ist der größte Vorzug des Reichthums."

„Lieber Wilderich! der Reichthum knechtet die Seele und macht sie in zehntausend Fällen höchstens Einmal unabhängig."

„Ach, gnädige Gräfin, Sie würden anders

ſprechen wenn Sie nicht reich, und hingegen Mutter einer zahlreichen Familie wären! Ich habe vier Brüder: die beiden jüngſten ſind ſchöne, prächtig aufgeweckte Kinder, die ſich ſchon ihr Fortkommen in der Welt erringen werden. Aber die beiden andern ſind arme unfähige Knaben. Was ſoll aus ihnen werden? In welcher Weiſe ſollen ſie es möglich machen ihren Stand, ihren Namen zu vertreten, da ihnen jedes Mittel dazu verſagt blieb? Wären ſie die Söhne einer unbemittelten bürgerlichen Familie, ſo wäre ihre Unfähigkeit ein ſtilles Unglück das eben nicht über die vier Wände ihres Hauſes hinaus reichte; ſie könnten ein leichtes Handwerk lernen, ſich ihr Brot erwerben und Keinem zur Laſt fallen. Bei uns iſt das anders! uns wird ſolch ein Unglück zur Schmach und zum Vorwurf gemacht! Da heißt es hier: „nichts als Dummköpfe ſind dieſe Hochgebornen!“ — da heißt es dort: „Wie dieſe ſogenannt Vornehmen degeneriren und nichts als Blöd- und Schwachſinnige erzeugen, welche dennoch mit uns in die Schranken treten und ſich gar über uns erheben wollen!“ — Dieſer Hohn iſt ſchwer zu ertragen, gnädige Gräfin. Der Reichthum iſt ein Bollwerk gegen ihn. Sie werden das nicht glauben, weil Sie nicht ſolche gemeine Brut gekannt haben; aber ich weiß

es: ſie hat Reſpect vor Demjenigen, den ſie beneidet."

Wilderich ſchwieg ganz erſchöpft und ich ganz erſtaunt. Dies war unſer erſtes längeres Geſpräch und ohne meine Abſicht hatte es eine Wendung genommen die ihn ſo ſchmerzlich ergriff. Dies war eine neue Phaſe des Leides welches durch unſre Welt geht! Nach einer Pauſe rief Wilderich:

„O wie tauſendmal hab' ich gewünſcht lieber ein Taglöhner zu Wildeshauſen zu ſein, der unter körperlichen Anſtrengungen ſein Schwarzbrot gewinnt, als der Graf von Wildeshauſen, dem es obliegt als Herr, als Haupt einer Familie für ſeine Untergebenen und ſeine Verwandten zu ſorgen und dem dazu die Mittel fehlen!"

„Mein armer Wilderich, was ſind das für unzeitgemäße Gedanken: für etwas Anderes ſorgen zu wollen als für ſich ſelbſt!" entgegnete ich, die traurige Wahrheit hinter einem ſcherzhaften Ton verbergend um ihn von ſeiner Verſtimmung abzulenken. Aber heftig und traurig fuhr er fort:

„Die Iſolirung durch den Egoismus .... dieſe anti-ariſtokratiſche Richtung unſrer Zeit, welche das Individuum ohne poſitive Religion, ohne Liebe zur Heimat, ohne Anhänglichkeit an die Familie, ohne Reſpect vor Tradition, ohne Gefühl

für die Untergebenen, in den grauen Wuſt einer communiſtiſchen Menſchenverbrüderung hinausſtößt — durch philoſophiſche Speculation dermaßen die Thatkräftigkeit abſchwächt, daß wir der Praxis einer ſchlichten Lebensweisheit ich weiß nicht was für eine fade ſpitzfindige Theorie von Fortſchritt, von Freiheit vorziehen, welche uns aber nicht fördert, nicht befreit — dieſe fürchterliche Vereinſamung des Menſchen, ohne Gott, ohne Herz, ohne Kraft, ohne Baſis, ohne Ziel — ohne irgend einen der großen Gedanken für welche es der Mühe lohnt zu leben oder zu ſterben — o die eben iſt es welche mir an der Seele nagt und nicht für mich, ſondern für uns Alle mich martert."

„Die Krankheit hat Sie ermattet, ſagte ich. In Ihrem Alter muß man Zuverſicht haben, Wilderich, denn ein halbes Jahrhundert der Wirkſamkeit liegt vor Ihnen und wie wollen Sie derſelben gewachſen ſein, wenn Sie nicht daran gehen mit Zuverſicht auf regenerirende Elemente! Die rückkehrende Geſundheit wird Ihnen das ſchöne Vorrecht der Jugend: die ewige Hofnung — wiederbringen. Ich begehre nicht daß Sie eine herrſchende Mode mitmachen, und unſre Weltzuſtände roſenroth gefärbt betrachten ſollen! aber Sie ſollen nur nicht ſchwarz ſehen wo höchſtens ein ſanftes

Grau ist. Grau, lieber Wilderich, ist immer das Chaos — und über dem Chaos schwebt immer der Geist Gottes."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Die Geschichte lehrt es."

„Eine Lehre welche unser Herz oder unsre Erfahrung nicht bestätigen — ist für uns todt. Deshalb frage ich ob Sie aus Ihrer Seele oder nur nach Büchern sprechen."

„Und wenn ich sagte: nicht aus meiner Seele!"

„So würden Ihre Worte eben nur todte Worte sein — wie fast alle sind die heutzutag gelehrt werden."

„Da mögen Sie Recht haben! sagte ich immer mehr und mehr erstaunt. Aber was sind Sie für ein trauriger ernsthafter Mensch!"

„Ich bin's! denn in mir ist ein Chaos und ich weiß nicht ob der Geist Gottes darüber schwebt."

„Kind! Kind! rief ich, Sie thun mir weh!"

„Sie sehen wol, gnädige Gräfin, daß man auch um einen Sohn Sorgen haben könne," sagte er.

Auf dies erste Gespräch folgten viele derselben Art. Er hatte eine von inneren Kämpfen ganz zerarbeitete Seele. Ich kam zu der Ueberzeugung daß seine Krankheit eine große Wolthat für ihn gewesen sei indem sie den Geist in Schlaf gelullt.

Der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, zwischen Altem und Neuem, zwischen Vergangenheit und Zukunft, welcher in unsrer Gegenwart keine befriedigende Lösung gefunden, hatte sich auch in ihm noch nicht zur Versöhnung durchgebildet. Er war ja noch nichts als ein deutscher Student! Er kannte noch nichts als seine Familie und die Schule; und was jene gepflanzt, hatte diese entweder zerstört oder in Frage gestellt. Jeder hohe Grad von Civilisation bringt eine solche Complication der Verhältnisse mit sich, daß die Einheit des Characters, die Uebereinstimmung zwischen Gesinnung, Wort und That, fast eine Anomalie genannt werden dürfte. Nun giebt es aber Menschen welche das Bedürfniß empfinden zur Aufrichtigkeit und Einheit sich zu entfalten, Menschen welche in der Lüge eine unwürdige Feigheit — in der Zersplitterung eine Schwäche sehen — Menschen welche nicht handeln, nicht sprechen und nichts thun können, sobald ihre Ueberzeugung sie nicht dazu auffodert, und welche sich nun darauf angewiesen finden die Widersprüche zu lösen oder zu leiden, welche bei ihrem Eintritt ins Leben aus jedem Verhältniß ihnen entgegen springen. Im Staat, in der Kirche, in der Wissenschaft, in der Gesellschaft — all überall Parteien, welche ihre Rechte,

ihre Wahrheiten, ihre Ansichten und ihren Standpunkt in ein System gebracht haben, das seiner Natur nach immer einseitig ist, folglich mit Consequenz durchgeführt eine gewisse starre Abgeschlossenheit erheischt, welche Demjenigen schwer fällt, der Recht und Wahrheit überhaupt, und nicht vom Standpunkt einer Partei sucht. Ein solcher Mensch war Wilderich: stolz, grade, aufrichtig, vom allerempfindlichsten Ehrgefühl, unfähig in diesem Punkt Concessionen zu machen, und daher jeden Augenblick in seinem vielleicht übertriebenen Begriff von Ehre tödtlich verletzt.

Er bekam einmal die Verlobungsanzeige seines Vetters mit einer Banquierstochter, und gerieth darüber in solche Trostlosigkeit, namentlich über ihren großen Reichthum, daß ich ganz ernsthaft ihn fragte ob er den Verstand verloren habe um über ein so alltägliches Ereigniß zu jammern.

„Wenn sie arm wäre könnt' ich's verzeihen," entgegnete er, aber reich — sehen Sie, das finde ich nichtswürdig."

„Sie sind unsinnig, Wilderich! Aehnliches geschieht täglich in England, denn da ist die Aristokratie nicht blos stolz und würdig, sondern auch klug und praktisch, und versteht es frisches Blut und frisches Geld sich zu assimiliren. Dadurch ist

ſie ein immergrüner Baum. Der deutſche Adel aber — von einer Ariſtokratie dürfen wir Norddeutſchen ſchon gar nicht ſprechen! — hat es nicht verſtanden den Zufluß jener Lebenselemente ſich offen zu erhalten; drum ſtirbt er ab."

„Da ſei Gott vor! rief Wilderich. Dann ginge ja die Ehre verloren! — Was fragt der Büreaukrat, der Induſtrielle, der Speculant, der Gelehrte — nach der Ehre! Nach ihrer perſönlichen Ehre, oder daß ihnen die gebührenden Ehren widerfahren — o ja! danach fragen ſie ſehr! Aber die Ehre des Standes, der Genoſſenſchaft kümmert ſie nicht, denn ſie haben keine Genoſſen, ſie ſind nicht von einer gemeinſamen Idee beſeelt, von der Idee: die Beſten ſein zu müſſen weil ſie die Erſten ſind. Sie ſind nur durch ihr Intereſſe zuſammengehalten, ſei es für ihre Carriere oder ihren Geldbeutel, und ein ſolches Intereſſe iſt nur äußerlicher Art. Jeder vertritt ſeine Perſon, ſeine Meinung, ſeine Stellung, und was ihn zuweilen zur Gemeinſamkeit ſchaart iſt — Oppoſition gegen uns! das iſt jedoch kein Lebensprincip. Wir aber vertreten die Idee der Ehre, und Individuen gehen unter, allein Principe leben ewig! drum kann der Adel nicht abſterben, denn die alte Tradition kann nicht untergehen."

„Er hat aber keine Basis mehr in den Zuständen! versicherte ich unermüdlich. Ihm fehlen seine eigenthümlichen und wesentlichen Bevorzugungen und Verpflichtungen seitdem er seinen lebenskräftigen Character als Grundherrschaft verloren hat und als solche um die alten Rechte gekommen ist, die ehedem zwischen dem Herrn und den Unterthanen bestanden haben. Ihr seid Alle die ersten Bauern auf Euern Besitzungen und weiter nichts. Herren seid Ihr gar nicht mehr! die Regierung — das ist der Herr! die schreibt Euch aufs Genaueste Euer Verhalten vor Darüber müssen Sie sich keine Illusion machen: adlige Bauern, das seid Ihr."

„Warum bemühen Sie sich so sehr mich herab zu stimmen? fragte Wilderich. Gönnen Sie mir doch wenigstens meine Idee und die Begeisterung für dieselbe! in der Wirklichkeit ist wenig genug wofür ich mich enthusiasmiren könnte."

„Ich mögte nicht daß Sie Ihre Begeisterung so zu sagen schlecht unterbrächten. Ihre Gesinnung: „weil wir die Ersten sind müssen wir die Tüchtigsten sein," ist durchaus aristokratisch, ist das Band zu der edelsten Gemeinschaft die nur zwischen den Menschen statt finden kann; aber verabsäumt nicht die Mittel, die im Stande sind Eure Gesinnung durch äußere Macht zu unterstützen.

Sie betrachten den Reichthum als ein Mittel zur Unabhängigkeit. Ihn zu erwerben ohne kaufmänniſche und induſtrielle Speculationen iſt heut zu Tage unmöglich; Sie fühlen keine Neigung für dieſelben, oder Ihre Stellung, Ihre Laufbahn geſtatten ſie Ihnen nicht; Sie finden ein ſchönes angenehmes Mädchen, deren Erſcheinung Ihnen gefällt, deren Character und Bildung Ihnen zuſagt — und Sie wollen ſie nicht heirathen weil ſie eine reiche Banquierstochter iſt: lieber Wilderich, in dieſer Anſicht finde ich mehr Subtilität als Zartgefühl."

„Reiche Frauen ſind mir überhaupt unerträglich! ſagte er. Ich meines Theils werde nie ein andres Mädchen heirathen als aus einem guten alten Hauſe und ohne Vermögen" .... — —

„Wie das gewöhnlich bei uns Hand in Hand geht!" ſetzte ich lachend hinzu.

Was ich ihm dringend rieth — waren Reiſen in fremden Ländern, zu fremden Völkern, um das deutſche Spießbürgerthum abzuſchleifen, dieſes kleben und klauben an Formen, deren Inhalt ausgeſtorben iſt, dieſe Devotion vor dem Fremdländiſchen, dieſe Ueberſchätzung der Magiſtergelahrtheit, dieſen matten Dünkel auf Geiſt und Bildung.

„Das muß man geſtehen, Sie ſind nicht blind eingenommen für Deutſchland! rief Wilderich. Ha-

ben Sie denn je in der Fremde eine ſtolze Wallung bei dem Gedanken gehabt eine Deutſche zu ſein?"

„Ja, eine ſehr ſtolze!"

„Nun bei welcher Veranlaſſung?"

„Wenn ich eine Symphonie von Beethoven aufführen hörte .... dann war ich ſtolz, denn ſo aufgefaßt und ſo ausgedrückt iſt nie der Geiſt des deutſchen Volks als von ihm! Er hat ihn wiedergegeben den Tiefſinn in der Verklärung. Sonſt aber erinnere ich mich keiner Veranlaſſung."

„Und das ſagen Sie ſo gelaſſen! ich würde darüber verzweifeln."

„O all dieſe ſchlaffen Verzweiflungen muß man ſich abgewöhnen! Man muß die Welt nehmen wie ſie iſt; und warum ſoll man nicht eben ſo ſtolz ſein auf einen Genius der Symphonien componirt als der über Staatsökonomie ſchreibt?"

„Wenn man ſich in der Welt wie ſie iſt zurechtfinden muß, warum denn, gnädige Gräfin, ſind Sie in dieſe Einſamkeit geflüchtet, wo Sie durch nichts an dieſelbe erinnert werden?"

„Weil ich mein Leben bereits verbraucht habe und zu nichts Tüchtigem mehr brauchbar bin — — als höchſtens .... um die gute Frau von Grindelwald zu ſein."

„Kann man mehr ſein als gut?“

„O ja! man kanns auf dem rechten Fleck, zu rechter Zeit und Stunde, am rechten Ort ſein. Die gute Herrin von Engelau, die gute Gattin, die gute Mutter zu ſein: das wär' ein Lob. Jenes iſt keins. Ich bin gut — was man hier gut nennt, nämlich wolthätig — weil ich es angenehmer für mich als das Gegentheil finde.“

„Ich verſtehe Sie zuweilen gar nicht! entgegnete Wilderich. In Ihren Handlungen ſind Sie ein hohes und edles Herz, in Ihren Worten — welche man ſchwer von Ihrer Geſinnung trennen kann, da Sie nicht lügen — haben Sie gar kein Herz.“

„Daraus ſehen Sie daß ich die Kraft zum thun .... nicht die zum ſein habe. Ich habe vielleicht weniger Unrecht gethan als Tauſende meines Gleichen und dennoch weniger Befriedigung als eben ſie.“

„Das iſt unnatürlich!“ rief er.

„Davon bin ich vollkommen überzeugt! entgegnete ich gelaſſen. Mein Daſein iſt wie eine Tropfſteinhöhle: darin ſtehen allerlei ſchöne Sachen, Altäre, Kapellen, Heiligenbilder .... aber verſteinert und in Finſterniß; und das ſollte nicht ſein.“

„Und warum iſt es ſo?“

„Weil der Geist der Liebe fehlt.“

„Das ist ja aber eine fürchterliche Gleichgültigkeit!“ sagte er fast mit Entsetzen. Und wie kann man sie mit Ihrer Barmherzigkeit, mit Ihrem Mitleid in Einklang bringen?“

„Barmherzigkeit auf und über der Welt — von Ewigkeit zu Ewigkeit gehend — ist das Eine woran ich glaube.“

„Weil Sie sie üben!“

„Nein! .... weil ich ihrer bedarf.“

Ich sprach zwar immer wenn unsre Unterhaltung eine Wendung auf mich nahm in einem möglichst kalten Ton von mir selbst, aber er machte dennoch auf Wilderich Eindruck.

„Giebt es viel Frauen wie Sie?“ fragte er einst.

„Ganz wie ich — vielleicht Keine! mir ähnlich — Unzählige! — Natürlich werden sie das aber nicht eingestehen. Verstand und Phantasie werden übermäßig entwickelt, und das Herz vertrocknet. Solch Mißverhältniß macht elend. Da soll nun die Oede durch Emotionen ausgefüllt werden: die Einen werfen sich in die Andacht, die Andern in die Studien und schönen Künste, noch Andre ins Weltleben mit seinen blasirenden Genüssen. Es muß immer etwas gethan werden! Natürlich läuft zwischen all dem unsinnigen und abgeschmackten

Thun zuweilen auch etwas Gutes mit unter — grade wie bei mir! — aber es ritzt Alles nur die Haut, höchstens die Nerven — nicht das Herz."

„Gott! rief Wilderich, und an dies Geschlecht sind wir mit unsrer Liebe gewiesen!"

„Nun! entgegnete ich lachend, Eure Liebe wird es wol noch erwidern können! Und dann giebt es ja immer Ausnahmen, und die Geliebte, mein Wilderich, ist ein für alle Mal eine Ausnahme."

That ich ihm wol oder weh? ich vermuthe das Letztere. Nichts — und auch ich nicht — war so wie er es geträumt, wie es seinen Idealen entsprach.

„Was soll ich glauben, lieben, hoffen, wollen — da neben dem Allen der Zweifel steht! rief er einmal in schmerzlicher Aufregung. War die Welt gut wie sie bisher gegangen ist — warum legt sie sich denn auf die andre Seite? War sie schlecht — wie hat sie so lange bestehen können? — O wie beneide ich die, welche an einen unbedingten Fortschritt glauben und daher im Stande sind aufrichtig mit der Vergangenheit zu brechen. Ich kann es nicht! ich finde nicht mehr Lebensweisheit, mehr Tugend, mehr Glück, mehr Freude in den Lehren welche unsre Tage beherrschen und unsrer Zeit als Richtschnur dienen und als Ziel vor-

leuchten — als in früheren Epochen. Ich finde nicht daß die Menschheit hochherziger und kernhafter wird — nicht daß die Aufklärung sie klar macht über das was ihr Noth thut, über Bestimmung und Pflicht. Klüger wird sie insofern als sie mehr lernt, und zwar bis zum letzten Mann des Volks herab, und als mancher Aber- und Wahnglaube z. B. an Gespenster, Hexen und Zauberei schwindet. Dafür glaubt sie jedoch an politische, sociale, wissenschaftliche Charlatans — was doch ein sehr verdumpfender Glaube ist! und ob sie an Gott glaubt — das ist wol nicht unbedingt zu bejahen. Die Weltweisen sprechen zwar von einem Gott in der Geschichte; von einem Gott im eigenen Bewußtsein: das ist ein Gott ungefähr so wie ein Kartenkönig einen König von altem Schrot und Korn vertritt. Ich meine — Gott, den Lenker des Weltalls, den Vergelter des Guten und Bösen, den Vater der Barmherzigkeit, ohne dessen Willen mir kein Haar gekrümmt werden kann! Gott — wie der Mensch ihn braucht, zu welchem ich schreien kann in meinen Schmerzen, jauchzen in meinen Freuden, und zu dem ich den Glauben habe, daß er mich hört und erhört zu seiner Zeit! Gott — zu dem das Herz und der Blick emporfliegt bei großen Geschicken, weil es einen Dank

und eine Klage giebt, die man nur vor ihm aussprechen kann und weil diese Geschicke, so reich oder so schwer sie sein mögen, immer eine Stelle unbesetzt lassen in unsrer Seele, welche nur durch ihn auszufüllen ist. Glaubt die Christenwelt in dieser Weise ihrer Väter noch an Gott?"

„O Kind! rief ich gerührt, was kümmern Sie sich um den Unglauben der Welt, wenn in Ihrer Seele die ewige Ampel des Glaubens brennt? — Was wollen Sie mehr?"

„Ich will die Gewißheit nicht in Traum oder Irrthum dahin zu taumeln! Und der Zweifel der mich umringt macht mich irre an mir selbst."

„Der Zweifel ist so alt als der Glaube! Petrus glaubte und Thomas zweifelte, und dennoch hat neben diesem Zweifler der Glaube des Petrus eine Kirche gestiftet von der geschrieben steht „daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden werden." "

„Nur ein Zweifler zwischen zwölf Aposteln! In unsrer Zeit ist's anders! da wohnen Schwankung, Unsicherheit und Zweifel wenigstens in eilf Köpfen unter zwölf."

„Das beweist weiter nichts als daß jene Eilf eben nicht zu Aposteln bestimmt sind, obzwar sie sich wol dazu berufen finden mögen und sich ja auch Apostel der Wahrheit, der Freiheit, des

Fortschritts und des Lichts nennen — wie sich das für die Aufgeblasenheit geziemt. Glaubt doch unser Nachbar im Waadtland, der Schneider Weitling, eine sociale Weltreform predigen und einleiten zu müssen — warum sollen sich da nicht Andere an die religiöse machen?"

„Was haben Sie gegen den Schneider, da Hans Sachs und Jacob Böhme Schuster waren?"

„O gar nichts! ich meine nur — da alle hundert Jahr einmal das Mirakel eines Lichtes aus der Werkstatt hervorgegangen ist: so könnte ja auch wol einmal ein Irrlicht draus hervor gehen. Uebrigens hab' ich nichts weder gegen Reformen noch gegen Schneider. Im Gegentheil! da Staat, Kirche und Gesellschaft mir wenigstens in Deutschland vorkommen wie Adam nach dem Sündenfall, der seine Blöße kennt, sich schämt oder fürchtet, und nach einem Feigenblatt greift; so wäre wol sehr ein Mann zu ersehnen, der ein großartiges Gewand, einen neuen Purpur und Königsmantel ihnen umhinge."

„Das ist es ja ebenfalls was mich so sehr irre macht! ich habe Augenblicke in denen ich mir selbst mit Aufrichtigkeit gestehen muß, daß viel abgenutzter und verbrauchter Plunder sich bei uns in

allen Ecken angesammelt hat und uns sehr zur Last fällt. Allein das Aufräumen ist eine schwierige Sache! das alte Gerümpel stürzt über den Haufen und reißt vielleicht noch Brauchbares mit um.“

Er konnte sich stundenlang in diese Gespräche vertiefen, bei denen es jedoch unmöglich war zu einem Abschluß zu kommen. Die Jugend braucht ihn nicht! im Gegentheil würde er ihr schädlich sein weil sie Gefahr liefe pedantisch und systematisch zu werden. Sie lebt sich zum Abschluß heran. Ob je ein Mensch die ganz klare und richtige Summe seines Strebens in sein Rechnungsbuch, und nicht zuweilen halb unbewußt ein X. für ein U. schreibt — ist die Frage. Indem wir leben wachsen wir in unser neues Wollen und Denken dermaßen hinein, daß wir uns nicht mehr genau besinnen wie es ehedem damit beschaffen gewesen ist. Zwanzig Mal denken wir: jezt sind wir zum Abschluß gekommen, jezt wissen wir was wir zu erwarten, zu geben, zu thun, zu meinen haben — und über's Jahr, oder über drei Jahr, oder doch ganz gewiß über zehn Jahr ist Alles anders. Und dann spricht man von Treue als von einer Tugend! Treue ist Gewohnheit mit Nothwendigkeit und Bequemlichkeit .... vielleicht sogar mit ein klein wenig Heuchelei vermischt.

„Sie ſind eine fürchterliche Frau!“ rief Wilderich als ich einmal dieſe Aeußerung machte.

„Für Sie und Ihresgleichen mag es anders ſein. Ihr Herz mag einen ſo ſtarken und gleichmäßigen Schlag haben, daß ſeine Ermattungen und ſeine Fieber nur die Oberfläche bewegen ohne es im tiefſten Grunde zu erſchüttern. Oder auch liegt es an einer großen Idee, deren Realiſirung das Leben füllt, vor Anker und iſt mit ihr ſtill, feſt und treu. Aber Treue gegen den Menſchen — dazu gehört eben außer Ihnen noch ein Gegenſtand, und wer bürgt Ihnen für den?“

„Mein Vertrauen.“

„Und wenn das nicht auf den Rechten geſetzt ward?“

„O! rief Wilderich, haben Sie denn nie einen Menſchen geliebt?“

„In dieſer Frage hat Ihr Inſtinct Ihnen die richtige Antwort eingegeben.“

„Und warum .... mein Gott, warum denn nicht?“

Ich zuckte die Achſeln. „Auf manches Warum giebt es gar keine — oder die troſtloſe Antwort: Weil man es nicht verſtanden oder nicht verdient hat.“

Wilderich nahm meine Hand, drückte ſie lebhaft an ſeine Lippen und rief:

„O Sie Himmliſche! was kann bei Ihnen von verdienen die Rede ſein! Auf Sie müſſen alle guten Gaben wie Morgenthau und Sonnenlicht herab ſinken.“

„Auf die fürchterliche Frau? .... wie Sie eben mich nannten! Sie verfallen in Widerſpruch,“ ſagte ich ſpöttiſch und zog meine Hand kühl zurück.

Er erröthete flüchtig und ſah traurig zu Boden. — — — — So verging die Zeit. Wilderich hatte allmälig wieder den Gebrauch ſeiner Glieder erlangt; aber ſein Gang ſowol als ſeine Armbewegungen waren ſteif und ſchwer. Der Arzt rieth ihm nach Baden zu gehen. Er hatte gar keine Luſt dazu. Er behauptete die Bergluft des Oberlandes ſei viel heilſamer, viel geſünder, und die Bemerkung daß ſie ſteife Glieder nicht geſchmeidig mache, ließ er fallen. Er wollte eben nicht fort. Das fing an mich zu beängſtigen. Wilderich war ein Menſch der ſich aus Dankbarkeit für eine Frau fanatiſiren konnte.

Benvenuta ſollte mich in den Frühlingsferien beſuchen. Ich benutzte das um ihm eines Tages zu ſagen:

„Es iſt zwar ſehr unfreundlich einem Gaſt und einem Kranken die Thür zu weiſen, aber es hilft nichts, lieber Wilderich, Sie müſſen meiner Tochter

das Feld räumen! Ich habe in dieſem engen Häuschen nur ein Gaſtzimmer.“

„Sie haben mich ſo lange geduldet aus übergroßer Güte; nichts als Beſchwerden und Laſt habe ich Ihnen gemacht und doch mißbrauche ich Ihre Güte genug um nicht von ſelbſt Ihr Haus zu verlaſſen! das wäre eine grenzenloſe Unbeſcheidenheit — wenn“ .... — — —

„Es iſt keine! unterbrach ich ihn ſchnell. Sie fühlen ſich noch nicht vollkommen hergeſtellt, und fühlen ebenfalls — was Sie auch von Beſchwerden u. ſ. w. ſagen — daß Sie mir nicht läſtig ſind: drum wollten Sie die trüben Winter-Erinnerungen und den Reſt von Schwäche an demſelben Orte in der ſchönen Frühlingsluft abbaden; das iſt ganz natürlich.“

„Ich werde mich alſo im Gaſthaus niederlaſſen; denn Ihre Tochter, gnädige Gräfin, muß ich durchaus kennen lernen! ſie iſt wol ſo ziemlich das einzige Geſchöpf auf der weiten Welt für das Sie ſich intereſſiren.“

„Von Ihnen, Wilderich, hab' ich dieſen Vorwurf doch kaum verdient.“

„Es iſt kein Vorwurf .... wenigſtens keiner für Sie, ſondern für Andere. Aber Ihre Tochter muß ich kennen lernen!“

„Ich habe gar nichts dagegen," sagte ich ein wenig befremdet, da ich nicht begriff welch Interesse er plötzlich an der unbekannten Benvenuta nahm, deren Porträt ihm nicht einmal sehr gefiel.

Er blieb also in Grindelwald nahm ein Zimmer im Gasthof und verbrachte übrigens seine Tage bei und mit mir.

Bald darauf kam Benvenuta. Sie war jezt in ihrem sechszehnten Jahr, und lieblich .... ach lieblich, wie man eben nur in dem Alter ist, frisch, blühend, rosig und doch so zart wie eine Purpurwolke am Morgenhimmel. Ihre frühere Kränklichkeit hatte sie wie es schien gänzlich überwunden. Ein lebhafter Wechsel der Farbe bei jeder Gemüthsbewegung — in welcher sie überdas immer schwieg — deutete auf eine feine reizbare Organisation und auf ein stilles tiefes Gefühl. Von der fliegenden Heftigkeit meiner jugendlichen Empfindungsweise war Gottlob! keine Spur in ihr. Ich glaube nicht ein holdseligeres Mädchen je gesehen zu haben. Sie war so recht ein junges Mädchen — unbefangen und doch schüchtern, schelmisch und doch blöde. Was weiter in ihr war — wer konnte es wissen? — —

Wilderich empfing Benvenuta mit stralender Freude. Ich verstand das gar nicht. War es

Dankbarkeit gegen mich? hatte sich seine Phantasie zuvor von ihr fesseln lassen? war es eine urplötzlich entzündete Liebe? Zuweilen glaubte ich eines dieser Motive in seinem Benehmen zu finden, zuweilen keines. Was er nur erfinden konnte um Benvenuta zu unterhalten, wendete er an. Zuerst ließ sie sich das nur gefallen; allmälig war es ihr angenehm der Gegenstand einer so unausgesetzten Huldigung zu sein. Ich erinnerte ihn täglich an seine Reise nach Baden; er behauptete sie täglich mehr entbehren zu können.

„In dem Fall würde Ihre Mutter doch sehr froh sein Sie nach all diesen überwundenen Gefahren wiederzusehen;“ sagte ich.

„Allerdings! .... und ich auch die gute Mutter! entgegnete Wilderich. Allein ich bin überzeugt sie gönnt mir von Herzen daß ich jezt ein wenig die Schweiz genieße — und umsomehr da ich meine Zeit nicht verliere, sondern bei Ihnen perfect englisch gelernt habe! denn Zeitverlust ist nun einmal den Müttern ein Greuel.“

„Sie genießen aber gar nicht die Schweiz, lieber Wilderich, wenn Sie immer hier bleiben.“

„Kann man sie schöner genießen als hier? liegt mir nicht grade hier ihr characteristischer Zauber vor Augen: feierliche Majestät und idyllische An-

muth? Dies Thal iſt eine Wiege in der wie Zwillinge Gletſcher und Wieſe friedlich bei einander ruhen. Um unſre kleinen niedrigen Hütten halten die Titanen der Natur, die hohen Berge Wache, recht wie es ſich ziemt für die Großen daß ſie die Kleinen beſchützen. Da oben donnern die Lavinen, hier unten ſummen die Bienen! — Und waren wir nicht geſtern in Interlachen und vor drei Tagen in Lauterbrunn? — Wollen wir nicht morgen zum Roſenlaui-Gletſcher, und ein andres Mal zur Handeck und auf das Faulhorn; und immer wieder hieher zurück unter dies geſegnete Dach? Nein, gnädige Gräfin, weder in der Schweiz noch in der Welt kann ich etwas Schöneres ſehen."

„Ich kann mir nicht helfen, Wilderich, ich bin eine ächte Mama: mir thut Ihre Zeitverſchwendung leid!"

„Ach! die ſogenannt verſchwendete Zeit iſt faſt immer eine glückliche von der uns ſpäter für Nachwirkung und Erinnerung kein ſchöner Augenblick, kein ſeliger Athemzug verloren geht, von der ein erquickender Duft und ein melodiſcher Nachhall in der Seele bleibt."

„Kind! was wiſſen Sie mit Ihren zweiundzwanzig Jahren von Erinnerungen?"

„Wenn ich auch nichts weiß, ſo ahne ich doch ihren Zauber und ihre Macht.“

„Wie das jugendlich geſprochen iſt! Von den Erinnerungen erwartet die Jugend allgewaltige Magie; aber auch von der Zukunft! .... und auch von der Gegenwart, nicht wahr? Ihre ungeübte und ungeprüfte Kraft erſcheint ihr ſo maßlos und unerſchöpflich, daß ſie von keiner andern Empfindung als von unendlichen — ſogar in der Erinnerung noch unſterblich! — wiſſen will. Aber! aber! die Kraft iſt nicht übermäßig, mein armer Wilderich! ſie hält nicht ſo feſt wie der Magnet das Eiſen; ſie umſchließt nicht ſo feſt wie die Muſchel ihre Perle! — Meiſtens iſt ſie ein Sieb; zuweilen eine Schaale von Porcellan oder Kryſtall, der nichts fehlt als daß ſie einen kleinen feinen Riß hat, durch den ganz langſam, ganz unmerklich der Inhalt entſtrömt oder verfliegt. Nein nein, rechnen Sie nicht auf die Wonne der Erinnerung.“

„Und was hätte ich denn am Schluß meines Lebens um mein müdes Haupt darauf zu betten wenn nicht den Blumenpfühl der Erinnerung?“

„Und wer ſagt Ihnen denn daß Sie am Schluß Ihres Lebens Ihr müdes Haupt auf einem Blumenpfühl betten müſſen? — Es kann ja auch ſein

auf den Dornen des Schmerzes oder in der Aſche der Troſtloſigkeit."

Benvenuta nahm meine Hand, legte ſie auf ihre Augen und ſagte bittend:

„Mama, ich kann's nicht aushalten vor Traurigkeit wenn Du ſo ſprichſt."

Zu gleicher Zeit ſagte Wilderich mit Zuverſicht:

„Nein, ſo elend iſt und macht das Leben nicht! Sei es drum daß die Blumen fehlen, daß die Dornen ihren Platz einnehmen! .... aber Aſche — nein! ſo lange mein Herz ſchlägt, und es kann ja nur mit meinem letzten Athemzug ſtill ſtehen, lebt ein Funke in ihm, der es vor dem Zuſammenſinken in Aſche bewahrt! ſei es ein Glaube, eine Hoffnung, eine Liebe — ſei es noch Anderes was ich nicht kenne oder nicht zu nennen weiß! Der Menſch ſoll Leid und Schmerz haben damit er ſich bei ihrer Bekämpfung ſtähle; aber umkommen .... ſo in der Aſche von ich weiß nicht was für namenloſen Dingen — das ſoll er nicht, das iſt nicht ſeine Beſtimmung; und geſchieht es dennoch, ſo geſchiehts durch ſeine eigene Schuld."

Benvenuta hatte ihren Kopf von meiner Hand allmälig gehoben, und ſah mit einem Ausdruck von rührender klarer Zuverſicht auf Wilderich. Ihre Geſinnung entſprach der ſeinen. Ein Blick auf

dies liebe unſchuldige Geſicht machte mich ſchweigen; ſonſt ſchwebte ſchon die Frage an Wilderich auf meinen Lippen: wie er die Schuld vom Leben trennen — und wie er die Verſchiedenheit der Individualitäten aufheben wolle, welche bewirke daß der Eine leicht, der Andre ſchwer, der Dritte gar nicht das Schuldbewußtſein von ſich werfe. — Statt deſſen ſagt' ich:

„Um wieder auf unſer eigentliches Geſpräch zurück zu kommen, Wilderich: wann gehen Sie nach Baden?"

„Wenn Fräulein Benvenuta abgereist ſein wird;" entgegnete er, nicht eben in froher Laune.

Benvenuta rief aber ganz vergnügt und freudig erröthend: „Mit der Einrichtung bin ich ſehr zufrieden!"

Am andern Tage ritten wir zum Roſenlaui-Gletſcher, den Benvenuta noch nicht kannte, und der unſtreitig zu den allerſchönſten Punkten gehört, welche die Schweiz aufweiſen kann, denn er iſt phantaſtiſch — und das iſt ihre Natur nur ausnahmsweiſe. Dieſe ſaphirfarbenen Eisblöcke, Eisgrotten, Eispfeiler, liegen da wie Trümmer einer wunderſamen fremden Welt an deren Erſtarrung man nicht glauben kann weil ſie ſo ſchön iſt. Man meint ſie müſſe ſich wieder zu Tempeln und Hallen

auf den Wink eines geheimnißvollen Baumeisters zusammenfügen um dann der Tummelplatz von einem Elfengeschlecht oder von Elementargeistern zu werden. Es ist die schönste Ruine eines Undinen-Palastes von blauem Krystall, welche die Phantasie eines Märchendichters erfinden könnte. Von einer ungeheuern Gewalt ist sie in diese Scenerie hineingeschoben, die mit ihren scharfen Gebirgesspitzen, ihrem zerklüfteten Boden, ihren rauschenden schwarzen Tannen und brausenden milchweißen Bächen, ein ächtes Bild der wilden Bergnatur darstellt.

Benvenuta war ganz bezaubert und ich ganz erstaunt daß sie es war. Ich hatte sonst nie bemerkt daß dergleichen Bilder einen solchen Eindruck auf sie machten. Und doch konnte es nicht anders sein! in dem Kinde schläft die Seele, giebt sich nur in einzelnen aufblitzenden Regungen kund, die aber noch weiter nichts als Träume sind. Beobachtung und Wißbegier sind vorherrschend im Kinde: es will die Welt der großen Leute verstehen. Ist es später in die Jugend hinein getreten — aus der Vorhalle des Lebens auf dessen Tempelschwelle — dann wird es gedrängt das Räthselwort seiner eigenen innerlichen Welt zu suchen; dann braucht es seine Seele, dann schüttelt diese ihren Schlummer ab, erwacht — und mit diesem Erwachen geht

das Gefühl in ihr auf, diese Sonne um welche sich tausend Planeten der Gedanken drehen. Benvenuta war still nach ihrer Weise, aber ihre Augen stralten, und als ich sie auffoderte eine schöne Baumgruppe neben dem Gletscher zu zeichnen, sagte sie bittend:

„Ich' muß heut' einen Feiertag haben, liebe Mama! es ist hier so sehr feierlich."

„Wir setzten uns Beide auf das frische Moos und lehnten uns an den rauhen Stamm einer ungeheuern Tanne, deren mächtige Zweige ganz still über uns hingen wie zerrissene Trauerflöre durch welche der tiefblaue Himmel und der goldne Sonnenstral freudeverheißend schimmerten. Vor uns lag die Wunderpracht des Gletschers. Ringsum war Alles still, nur die Bäche brausten. Die ganze Natur hielt Mittagsruhe. Seitwärts von uns saß Wilderich mehr zu uns als zu dem Gletscher gewendet. Sein tiefes ernstes Auge schlug zuweilen glanzvolle Blicke zum Himmel auf und sank dann wieder nach Innen blickend unter die Wimpern zurück. Einmal sagte er:

„Als ich ein kleiner Knabe war erzählte mir meine Mutter: allüberall sei der unsichtbare große gute Gott. Wenn ich nun in der tiefen Stille der Mittags- oder Abendstunden, wo kein Lüftchen sich

zu regen ſcheint, doch die allerhöchſten und feinſten Wipfel der Bäume ohne bemerkbare Urſach ſich ſanft umbiegen ſah, ſo glaubte ich in meinem kindiſchen Sinn ſie beugten ſich unter den Schritten Gottes, der unſichtbar über ihnen dahin wandele um zu ſehen ob auf Erden Alles gehe wie es gehen ſolle; und hauptſächlich ob ein gewiſſer Knabe Wilderich auch ſeine Schuldigkeit thue. Das erfüllte mich mit ſo namenloſer andächtiger Ehrfurcht, daß mir zuweilen helle Thränen langſam aus den Augen liefen und ich mir vornahm immer ein ungeheuer guter Knabe zu ſein und Mann zu werden. Jezt ſtreifen meine Blicke freilich mehr über die Erde und die Menſchen hinweg, ſenken ſich auf Bücher und Papier und allerlei nichtswürdiges Treiben, wo freilich die Schritte Gottes nicht wol zu erkennen ſind. Kommt es aber einmal ſo wie heut daß ich in feierlicher Stille zu den ſanftbewegten Baumwipfeln aufſchaue, ſo wollen ihre leiſen Beugungen mich noch immer fragen, ob ein gewiſſer Wilderich auch ſeine Schuldigkeit thue; und das ſtimmt mich ernſt — ganz wie damals."

„Und thut er ſie?" fragte ich.

„Darauf iſt ſchwer zu antworten."

„Doch nur in dem Fall daß er ſie nicht thut."

„Wie unerbittlich hart ſind Sie!" rief Wilderich.

„Und ungerecht, Mama! rief Benvenuta lebhaft. Soll er ſich denn ſelbſt loben? — das würde Dir auch nicht gefallen!“

„Er ſoll eine aufrichtige Antwort geben! ſagte ich. Ob das nun ein Selbſtlob ſein würde .... bleibe dahingeſtellt.“

„Sie haben eine beſſere Meinung von mir als Ihre Frau Mutter, ſagte Wilderich freundlich zu Benvenuta. Dafür muß ich Ihnen recht dankbar ſein.“

„Mama ſcherzt nur, entgegnete ſie erröthend. Wenn ſie keine gute Meinung von Ihnen hätte würde ich ja auch keine haben.“

Sie ſprang auf und pflückte ſchöne Genzianen, die wie dunkelblaue Sterne den Boden an manchen Stellen bedeckten. Wilderich half ihr; dann kam ſie zurück und wand einen Kranz immer fröhlich mit ihm plaudernd. Ich ſaß unbeweglich auf meinem alten Platz. Es kam eine große Stille über meine Seele. Das Rauſchen des Baches, der Duft des Tannenharzes, der Kräuter und des Mooſes, der Sonnenſtral der mich in ſein Licht und ſeine Wärme hüllte — webten einen Schleier um mich, hinter welchem ich wie aus weiter Ferne Benvenutas und Wilderichs junge friſche Stimmen zu mir klingen hörte; — aber aus der Ferne der

Zeit, nicht des Raums. Ich dachte ſie könnten dereinſt Beide glücklich mit einander werden, glücklicher als ich es je geweſen und wie ich es doch ſtets erſehnt. Und bei dem Gedanken an mich wollte dieſe uralte ewige Sehnſucht wieder ihre Geierkralle in meinen Buſen ſchlagen. Aber wie man zuweilen im Halbſchlaf ſich beſchwichtigt über einen böſen Traum, ſo ſprach ich jezt heimlich zu mir: Laß das! denke nicht an dich ſelbſt! das macht dir Schmerz. Die intenſeſte Sehnſucht und das intenſeſte Bewußtſein von ihrer Unerfüllbarkeit — das allein iſt Schmerz .... die ächte Perle des Schmerzes, wogegen alle andern nur Glasperlen ſind. Die Offenbarung der Liebe, ſo ſtralend und ſtark, daß ſie momentan den Schmerz überflutet: das iſt Extaſe! — Freude, Wonne, Entzücken, Seligkeit, ſind keine Extaſe; ſie müſſen mit dem Schmerz verſetzt ſein. Er allein iſt dein Erbtheil. Dir ward die dunkle Folie ohne den funkelnden Diamant .... aber die Kinder werden es vielleicht beſſer haben; denk' an ſie.

Ich ſchlug langſam meine Augen auf und begegnete Wilderichs, die mit melancholiſcher Glut auf mich gerichtet waren während er mit Benvenuta plauderte und ihr die Genzianen zum Kranz reichte. Sie hatte ihren Hut abgenommen.

„Setze Deinen Hut wieder auf! rief ich haſtig. Die Sonne brennt, Benvenuta! das ſchadet Deiner Haut und Deinen Augen.“

„Du biſt eitel für mich, Mama, und nicht für Dich, entgegnete ſie lächelnd und gehorchend. Du ſitzeſt hier ſeit zwei Stunden ohne Hut. Jezt da ich meinen Kranz vollendet habe kann ich ihn nicht tragen. Da muß ich ihn verſchenken.“

Und mit raſcher graziöſer Bewegung ſetzte ſie den Kranz auf Wilderichs glänzend braune Locken. Aber er nahm ihn ab und ſagte:

„Verzeihung! wir Männer ſehen mit Kränzen eigenthümlich ungeſchickt aus, ſo etwas wie Ungeheuer. Finden Sie nicht, Fräulein Benvenuta? — Was Ihre ſchönen Hände geflochten haben muß zu Ehren kommen.“

Mit dieſen Worten erhob er ſich und ſetzte mir den Kranz auf.

„Da Ihr Beide ihn verſchmäht, ſo muß ich ihn freilich behalten .... und überdas erfriſcht er mir angenehm die Stirn,“ ſagte ich.

„Mama! rief Benvenuta lebhaft, erlaubſt Du mir den Verſuch Dich ſo zu zeichnen? Du glaubſt nicht wie Du ſchön ausſiehſt mit dieſem dunkelblauen Kranz — ganz wie ein Bild der Melancholie, das ich einmal in einem engliſchen Album

gesehen habe. Die herrliche Tanne — Deine halb liegende Stellung — Alles ist so schön."

„Gut! — ich gebe Dir eine Viertelstunde Erlaubniß."

Benvenuta schrie das sei unmöglich. Wilderich sagte:

„Fangen Sie nur geschwind an! ich werde nach meiner Uhr sehen und Ihnen sagen wenn die Frist abgelaufen ist. — Jezt ist es halb drei."

Benvenuta machte sich emsig an ihre Arbeit. Mehrmals sah sie fragend zu Wilderich hinüber, der die Uhr in der Hand hielt und immer den Kopf verneinend schüttelte. Ich ließ ihr den Spaß, ich weiß nicht wie lange. Endlich sprang ich auf und sagte:

„Die Viertelstunden scheinen unter diesem Baum verzaubert zu sein.

„Ja, sagte Benvenuta lieblich, das hat ein guter Geist mir zu Gefallen gethan, denn die Zeichnung ist weit genug vorgeschritten um sie zu Hause vollenden zu können."

„Warlich, ein guter Geist! rief Wilderich. Meine Uhr steht noch immer auf halb drei — ist also vermuthlich abgelaufen."

„Die meine ist vier! sagte ich. Jezt zu Pferde."

Während des ganzen Heimrittes bat Wilderich

Benvenuta um dies Bild. Sie wollte es nicht geben.

„Bedenken Sie doch welch eine dreifach liebe Erinnerung ſich für mich daran knüpft, bat er: an Ihre Mutter, an dieſen Tag .... und an Sie.“

„Genau ſo geht es mir auch!“ entgegnete ſie.

„Aber Sie haben dabei eine Erinnerung weniger.“

„Nicht doch! Sie waren der gute Geiſt der die Zeit ſtill ſtehen hieß damit ich überhaupt das Bild vollenden könnte.“

Endlich vereinigten ſich Beide darüber, daß Benvenuta das Original behalten und für Wilderich eine Copie machen ſolle. Zufriedengeſtellt langten wir in Grindelwald an. Da erwartete mich ein Brief aus Ouchy mit der Nachricht, daß die Vorſteherin des Inſtituts plötzlich an einer Bruſtentzündung geſtorben ſei. Ihre Tochter ſchrieb tief traurig an Benvenuta, welche mich ſogleich mit heißen Thränen bat zu ihrer betrübten Freundin zurückkehren zu dürfen. Ich ſagte ihr ich würde am nächſten Tage mit ihr abreiſen und Wilderich, welcher Zeuge dieſer Scene geweſen war erklärte: dann würde er nach Baden gehen. Sein Entſchluß war mir ſehr lieb! hatten er und Benvenuta Neigung zu einander, ſo mußte ſich dieſe in der Ferne entwickeln und beſtärken. Geſchah das nicht,

ſo war die Trennung doppelt nothwendig, indem ein Zuſammenleben aufhörte, welches durch ſeine Intimität unerfahrne Herzen in einen Traum von Liebe hätte verwickeln können.

Wilderich fragte mich nach meinen Plänen. Ich hatte keine vor der Hand. Er ſah ganz verſtört aus und bat mich um Erlaubniß mir aus Baden ſchreiben zu dürfen, was ich gern bewilligte. Ich zählte faſt mit Gewißheit auf ſeine Werbung um Benvenuta. Die große Jugend und Unerfahrenheit Beider abgerechnet war es mir ein lieber Gedanke. Ich hatte Wilderich ſehr lieb. Vielleicht ſind uns immer die Menſchen lieb denen wir wolgethan, ſo wie wir ſelten die leiden können gegen die wir ein Unrecht begangen haben. So paradox das klingen möge hängt es dennoch eng mit unſerm Bedürfniß zuſammen uns ſelbſt achten zu können.

Wirklich fuhr ich am andern Morgen mit Benvenuta fort, und Wilderich begleitete uns bis Bern, wo ſich unſre Wege trennten. Es war keine heitre Fahrt! Benvenuta ſchwamm in Thränen. Wilderich im Wagen ihr gegenüber ſitzend, ſtarrte ſie ſtumm und beinah finſter an. Ich, nur dann geſprächig wenn ich eine innere Auffoderung dazu empfand, war von Natur, durch Gewohnheit, Richtung und Schickſal ſchweigſam, konnte tagelang

ſchweigen und fühlte mich gar nicht berufen jezt geſprächig zu ſein. Dieſer Tag war ſo recht ein ſchneidender Contraſt zu dem vergangenen! wir waren die nämlichen Menſchen; wir befanden uns in einer der ſchönſten Gegenden der Welt; wir fuhren leicht und bequem durch die herrlichen Thäler von Grindelwald und Interlachen, am Ufer des Thuner Sees, und über die anmuthige Ebene von Thun nach Bern; — aber Niemand beachtete es, und Jeder wickelte ſich in ſeine traurigen Gedanken einſam ein — während wir uns geſtern in glänzender Heiterkeit und inniger Theilnahme einander nah fühlten. Solch ein Wechſel — iſt leben! ſprach ich heimlich. Aber es mußte halblaut geweſen ſein, wie mir das in tiefen Gedanken zuweilen begegnete, denn Wilderich ſagte:

„Jedoch ein trauriges Leben.“

„Der Wechſel ruht aus und erfriſcht — heißt es.“

„Auch Sie?“

„Nein, mich nicht! im Gegentheil! mich zehrt er auf, mich verbraucht er ſtückweiſe — denn ich will immer etwas das ohne Ende ſei! es brauchte nicht grade Glück .... es dürfte auch Schmerz ſein .... und ohne Ende! Daß Alles ein Ende hat, das frohe Geſtern, das trübe Heute, ſo Alles! Alles! .... das konnte ich eben nicht ertragen, und des-

halb habe ich wenig Ruhe genossen im Leben. Phantastische Sehnsucht schmachtete nach dem Unendlichen; frühe Erfahrung ließ mich überall das Ende sehen oder ahnen! Eine Hand streckte ich nach geliebten Chimären aus; die andre streute erblaßte Bilder gleichgültig in den Wind. Und dies Alles rührte daher weil ich nicht stark genug war das Leben wie es ist und wie Gott es uns gegeben hat — nicht blos zu tragen, sondern zu ehren."

„Das Leben ehren mit seinem schaalen Wechsel, seiner dumpfen Verwirrung, seiner schreienden Ungerechtigkeit, seiner gekrönten Erbärmlichkeit — mit seinen Qualen der Leidenschaft und des Zweifels, der Sorge und der Schwäche — ist das möglich?"

„Das Leben ehren, Wilderich! denn so lange Ihre Augen offen stehen, Ihr Herz klopft, Ihre Hand sich regt — können Sie das Gute thun und das Schöne lieben! und dies nenne ich das Leben ehren wie Gott es uns gegeben hat."

„Das Schöne lieben und das Gute thun," wiederholte Wilderich ernst und sank in sein Schweigen zurück.

In Bern ging Benvenuta sogleich schlafen, und ich mit Wilderich auf die wunderschöne Promenade vor der Kathedrale, genannt die Plateforme, wo

man die herrlichſte Ausſicht auf die Jungfrau und ihre majeſtätiſchen Genoſſen hat. Es war um Sonnenuntergang und im ſtralendſten Glanz lagen ſie da wie goldene Rieſenpfeiler welche den Himmel tragen. Wir ſetzten uns auf eine Bank unter den Kaſtanienbäumen. Mein Auge hing an dem Farbenſpiel der Berge; meine Seele flog unbeſtimmten Höhen und Fernen zu. Ich erſchrack faſt wie ein Nachtwandler den man bei ſeinem Namen ruft, als Wilderich mit bebender Stimme ſagte:

„Gnädige Gräfin .... morgen ſehe ich Sie nicht mehr, und meine Seele hat ſich an Sie gewöhnt.“

Während er ſprach ſah er aber nicht mich, ſondern die Berge an. Ich fühlte nun wol daß „ſie“ nicht die Berge waren; aber voll meiner Vorausſetzung, daß zwiſchen ihm und Benvenuta eine Liebe keime, glaubte ich ihr gelte dies „ſie“. Und als er nach einer Pauſe noch leiſer und beklommner ſagte:

„Werde ich Sie nie wiederſehen dürfen?“ — — entgegnete ich liebevoll:

„Warum denn nicht, Wilderich! Aber verſuchen wir eine Trennung von einigen Wochen; ſammeln und beſinnen Sie ſich, überlegen Sie die Zukunft was Sie zu thun und zu bieten haben; — und wenn Sie nach vollendeter Badecur mich in Grin-

delwald oder wo es ſei beſuchen: ſo wollen wir darüber ſprechen. Jezt nicht. Es ſcheint mir noch zu früh, zu unreif."

Ein ganz ekſtatiſcher Freudenſchimmer blitzte in ſeinem Auge auf und zu mir herüber, als er rief:

„Alſo wiederſehen! .... o gelobt ſei Gott!"

Damit war unſer Geſpräch zu Ende, und Jeder von uns hing wieder ſeinen Träumereien nach — lange! lange! Ich hatte nun einmal die Gewohnheit mich nicht um die Zeit zu kümmern. Der ſtarke Schlag der Uhr, die an der Kathedrale zehn ſchlug, machte mich auffahren. Es war ganz finſter geworden.

„Warum erinnern Sie mich nicht an die Heimkehr, Wilderich!" rief ich ſchnell aufſtehend und ſeinen Arm nehmend.

„Ich fühlte mich daheim in meiner Seligkeit," ſagte er.

„Hoffen Sie nicht zu viel, Wilderich! .... ich weiß ja nicht einmal ob Sie überhaupt hoffen dürfen."

„O ſtill! ſtill! Sie ſagten ſelbſt: jezt nicht! — Einige Wochen voll himmliſcher Hofnung liegen vor mir und dann — .... dann wird mir zu Sinn ſein als würde ich von Roſenwolken zum goldnen Gipfel der Jungfrau emporgetragen."

„Welche Schwärmerei!“ ſagt' ich lachend.

„O lachen Sie nicht! bat er ſanft; ich bin ja glücklich.“

„Iſt Ihre Liebe wirklich ſo tief?“ fragt' ich gerührt.

Er antwortete nicht, aber er nahm meine Hand die auf ſeinem Arm lag und drückte ſie mit tiefer Bewegung an ſeine Lippen und an ſein Herz.

In unſerm Gaſthof angelangt ſetzte ich mich an den Theetiſch; Wilderich ging auf und ab im Salon mit einer Haſt die beunruhigend war. Ich bat ihn ſich zu mir zu ſetzen: er wollte nicht. Ich fragte dies und das: er antwortete zerſtreut. Endlich ſagt' ich:

„Sie ſind ungeſelliger Laune; alſo gute Nacht, mein Wilderich! gehen Sie ſchlafen!“

„Und morgen früh um fünf Uhr muß ich mit dem Zürcher Eilwagen fort ohne Ihnen zuvor Lebewol ſagen zu können!“ rief er.

„Deſto beſſer! Abſchied nehmen iſt ſo traurig.“

Er kniete plötzlich vor mir nieder. Ich ſagte kurz:

„Auf, Wilderich! dieſen Ausdruck der Andacht nicht zum Spaß mißbraucht!“

„Zum Spaß? .... mißbraucht? — o meine Gräfin! ſelten mag wol ein Menſch mit ſo tiefem heiligen Dankgefühl niedergekniet ſein — Dank für

das Erbarmen der Vergangenheit — Dank für die Huld der glückseligsten Hoffnung. Sie haben mir das Leben gerettet! in langen Nächten haben Sie mich bewacht, in schweren Tagen mich gepflegt, immer ein Lächeln, einen Trost, eine unbesiegliche Geduld für mich gehabt, den Unbekannten, den Fremdling! — dann haben Sie mich gelehrt welch eine herrliche Gabe das Leben sei, weil wir darin das Gute thun und das Schöne lieben sollen — und allendlich haben Sie mir ein überirdisches Glück zugesagt! .... — Und dafür gäbe es einen übertriebenen Ausdruck von Dank und Andacht? — — O sehen Sie denn nicht daß ich nicht anders kann als vor Ihnen knien?"

Dieser junge warme Ausbruch des Gefühls that mir unsäglich wol. Ich sagte:

„O Wilderich! es ist doch wunderschön wenn das Herz den Regenbogen der Empfindung — und sei es nur auf Secunden! — über unser graues Lebensgewölk wirft."

Er hatte sein Gesicht in meine Hände und auf meine Knie gelegt. Ich hob seinen Kopf empor; an seinen Wimpern hingen Thränen. Sanft legte ich meine Hand über seine Augen und sprach:

„Ich bin wie die Männer! ich kann in lieben Augen keine Thränen sehen."

Und ich bog mich herab um seine Stirn zu küssen. Aber eine fürchterliche Erinnerung schmetterte urplötzlich wie ein Wetterstral durch meine Seele. Ich lehnte mich zurück, ließ die Hand sinken und sprach ruhig:

„Und nun genug, lieber Wilderich! dieser Augenblick ist mir süß und freudig gewesen wie eine Frühlingsblume die man im Spätherbst unter welken Blättern findet. Ich wünschte sie nie zu vergessen. Leben Sie wol — bis zum frohen Wiedersehen!“

Ich gab ihm die Hand, und verließ den Salon. — Wie oft habe ich es später beklagt ihm jenen Kuß nicht gegeben zu haben! er hätte vielleicht Wilderichs Lippen gelöst und den wahren Zustand seiner Seele zur Sprache gebracht. Er kann Wunder thun — ein Kuß! kann die Herzen entsiegeln oder besiegeln die in Beklommenheit und Schwankung zitterten. Aber ich in der Verkehrtheit meines Herzens verstand nie! nie! das Rechte zu treffen. Am Abend des andern Tages war ich mit Benvenuta in Ouchy. Sie war unterwegs noch viel betrübter. Sie sprach gar nicht von Wilderich was mir unnatürlich vorkam, da sie ihm nicht Lebewol gesagt hatte; aber ich ließ sie gewähren, denn ich hatte Scheu etwas anzurühren oder auf-

zuſtören, was vielleicht der Stille bedurfte um klar zu werden. Es iſt unſäglich ſchwer ein junges Weſen zu verſtehen, das ſich ſelbſt nicht verſteht. Die Mütter behaupten freilich immer ſie kennten ihre Töchter bis in die Seele hinein; ich mögte behaupten, daß ſie durch immer neue und die allergrößten Ueberraſchungen zu dieſer Kenntniß gelangen.

Die ganze Erziehungsanſtalt war durch den Tod der Vorſteherin in Auflöſung. Deren Tochter Gabriele ein durch Geiſt und Bildung ausgezeichnetes Mädchen, war bei einundzwanzig Jahren noch nicht erfahren genug um den Platz der Mutter auszufüllen, und die Oberlehrerin genoß nicht eines ſo unbedingten Vertrauens. Ich war ſchnell entſchloſſen und bot Gabrielen an als Benvenutas Geſellſchafterin zu mir zu kommen. Das erfüllte beide Mädchen mit Freude und Dank. Binnen acht Tagen waren die alten Verbindungen gelöst, die neuen geknüpft, und Benvenuta bat mit freudig überwallendem Herzen:

„Nicht wahr Mama, nun gehen wir geſchwind nach Grindelwald zurück?“

„Es wird ſehr eng für uns drei in der Cottage ſein!“ entgegnete ich um zu erfahren welche Sehnſucht ſie dahin treibe.

„O, Gabriele und ich — wir werden uns ſchon

zuſammen in einem Zimmer vertragen! wir ſind daran gewöhnt. Ach Mama! es iſt ſo lieb, ſo herzig in der Cottage von Grindelwald wie nirgends ſonſt."

„Auch nicht in Deinem geliebten Engelau?"

„Nein! — nirgends!"

„Im vorigen Herbſt gefiel ſie Dir doch gar nicht beſonders."

Benvenuta wurde purpurroth und erwiderte verlegen und ſchüchtern:

„Jezt aber ſehr! .... ich meine .... im Frühling ſehr."

„Es wird aber jezt nicht ſo munter dort ſein, weil Wilderich fehlt;" ſagte ich unbefangen, zum erſten Mal ſeit ſeiner Abreiſe ſeinen Namen ausſprechend.

Sie erbleichte und ſchloß momentan die Augen, als habe ſie eine heftige und ſchmerzliche Erſchütterung empfunden. Ich ſah daß ſie unfähig war mir eine Antwort zu geben die arme Kleine! darum fuhr ich gelaſſen fort:

„Indeſſen wird er ja auch bald wieder kommen."

„Iſt es möglich!" rief Benvenuta durch namenloſe Freude über ihre Schüchternheit emporgehoben.

„Wenn Du es wünſcheſt — iſt es gewiß! Wilderich kommt wohin es ſei, ſobald ich ihm nicht

ausdrücklich ſchreibe er ſolle nicht kommen; und dies würde ich nur in dem Fall thun, daß er Dir gleichgültig wäre und daß Du mir den Auftrag gäbeſt ihm das ſchonend beizubringen."

„Wenn er kommt, Mama, ſo iſt es mir ganz einerlei ob wir hier bleiben, oder nach Grindelwald oder ſonſt irgend wohin gehen! ſagte Benvenuta wieder ganz blöde und erröthend. Aber glaubſt Du wirklich daß mein Wunſch ihn wiederzuſehen Einfluß auf ſein Kommen oder Nichtkommen haben könnte?"

„Ich glaube es nicht — ſondern ich weiß es! am Abend in Bern hat er es mir geſagt. Er wünſcht innig Dich wiederzuſehen um Deine Neigung gewinnen und Dein Herz feſſeln zu können. Und dazu hab' ich ihm Hofnung gemacht."

„O Mama! wie himmliſch gut biſt Du!" rief Benvenuta und warf ſich entzückt in meine Arme.

Gleich nach dieſem Geſpräch ſchrieb ich an Wilderich:

„Es iſt ſo eben beſtimmt worden, lieber Wilde-
„rich, daß wir für den ganzen Sommer nach Grin-
„delwald gehen. Sie wiſſen alſo wo Sie uns
„finden und daß Sie uns willkommen ſein wer-
„den, in dem Fall daß Sie Ihren Entſchluß nicht

„geändert haben. Zuvor müssen Sie aber fein ru-
„hig Ihre vierwöchentliche Badecur abmachen. Den
„großen Festen des Lebens muß man gesund und
„kräftig entgegen gehen. Adieu, Wilderich. Eine
„Menge angenehmer Dinge die Sie vermuthlich
„wissen mögten, mag ich nicht schreiben, weil sie
„unendlich viel lieblicher zu hören und zu sagen
„— als zu lesen und zu schreiben sind. Gott mit
„Ihnen."

In Grindelwald erhielt ich seine Antwort. Sie war kurz wie mein Brief, ein unterdrücktes Freude-jauchzen, ein Herzpochen der Seligkeit. Ich gab das Blatt an Benvenuta. Sie las es, küßte es mit feierlicher Rührung, faltete die Hände darüber und sagte indem sie ihre schönen unschuldigen Augen thränenvoll zum Himmel aufschlug:

„Gott, wie danke ich Dir daß es wirklich wahr ist."

Uebrigens sprach sie nach ihrer Art fast gar nicht von Wilderich weder mit mir noch mit Ga-brielen; allein ich sah an ihren Beschäftigungen, daß er der Mittelpunkt ihrer Gedanken war. Mein Bild unter der Tanne am Rosenlaui-Gletscher machte sie im Original und in der Copie fertig, und alle Spaziergänge die Wilderich mit uns ge-macht, suchte sie als die schönsten und liebsten auf.

Je näher der Tag ſeiner Ankunft rückte, um deſto bewegter wurde ſie.

„Ich glaube ich freue mich zu ſehr ihn wiederzuſehen! ſagte ſie am Morgen des Tages deſſen Abend ihn bringen ſollte. Wenn nur dem Dampfboot auf dem Thuner See kein Unglück geſchieht.“

„Und wenn eins geſchähe?“ fragte ich.

„Dann wär' es aus und vorbei,“ ſagte ſie ſo merkwürdig gefaßt, daß ich ſtaunend fragte:

„Was wäre aus und vorbei, ſeltſames Kind?“

„O, ich weiß nicht was! .... ich denke nur .... Alles.“

„Beruhige Dich, Benvenuta! das Dampfboot wird friedlich ſeinen Weg machen und um acht Uhr Abends, wie er es geſchrieben hat, wird Wilderich hier ſein; ſonſt gewiß morgen früh.“

Um acht Uhr Abends war Wilderich nicht da; nicht um neun und auch nicht um zehn. Benvenuta war faſt bewußtlos vor nervoſer Unruh.

„Er hat in Interlachen weder Wagen noch Pferde bekommen können — wie das in dieſer Jahreszeit bei großem Fremdenzudrang ziemlich häufig geſchieht — morgen zum Frühſtück iſt er hier,“ wiederholte ich wol funfzig Mal; aber ich ſelbſt gerieth in fiebernde Aufregung und bat Gabriele Benvenuta zum Schlafengehen zu bewegen. Das geſchah. Ich

aber warf mich halbtodt vor Erschöpfung auf die Chaiselongue die auf dem Altan stand, und lag dort gedankenlos von unerklärlicher Angst befallen bis gegen Mitternacht.

Rasche Schritte draußen auf dem festen Wege weckten mich aus meiner Lethargie. Ich sprang auf, bog mich über den Altan und fragte halblaut:

„Sind Sie es, Wilderich?“

„Freilich bin ich es,“ rief er und sprang in großen Sätzen die Freitreppe zum Altan hinauf.

„Aber warum so entsetzlich spät?“ fragte ich ganz matt und gab ihm die Hand.

„Der Maschine des Dampfboots geschah ich weiß nicht was für ein Unfall, der uns über zwei Stunden aufhielt. Dann fand ich kein Pferd in Interlachen. Um die Nacht dort zu bleiben fehlte mir die Ruhe; ich nahm einen Burschen der meinen Mantelsack trug, und wanderte zu Fuß von dannen. Eine unbestimmte Hofnung flüsterte mir zu, daß Ihre Gewohnheit tief in die Nacht hinein zu wachen Sie gewiß auf dem Altan festhalten würde. Da konnte ich Sie sehen, oder Ihr Kleid, oder das Licht in Ihrem Zimmer .... oder doch wenigstens die liebe Cottage! — — und so bin ich hier .... selig wie nie ein Mensch gewesen ist.“

Auf der Bruſtwehr des Altans ſtand eine Reihe von Nelkentöpfen. Aber nicht ſteif an Stäbe gebunden war die ſchöne Blume, ſondern lang und geſchmeidig, wie es der Gebrauch in den Schweizer-Bauerhäuſern iſt, fiel ſie mit ihren feinen Blättern graziös über die Bruſtwehr herab und bildete eine Art von Teppich oder Behang über derſelben. Ich hatte mir einen Strauß gepflückt deſſen gewürziger Duft mich erquickte, und während Wilderich haſtig bis zur Athemloſigkeit ſprach, drückte ich mein Geſicht ein Paarmal in die friſchen kühlen Blumen, denn es laſtete eine gewitterhafte Schwüle auf der ganzen Natur.

Als Wilderich ſchwieg nahm er mir plötzlich den Nelkenſtrauß aus der Hand und bedeckte ihn mit Küſſen. Ein namenloſes Entſetzen kroch bei dieſer leidenſchaftlichen Bewegung wie eine Schlange an mich heran. Wir ſaßen auf dem Altan, der durch die Lampe im Salon und durch den überwölkten Sternenhimmel nur matt erleuchtet war, ſo daß ich Wilderichs Geſicht nicht deutlich ſehen konnte; allein es giebt Momente wo man den Ausdruck eines Geſichtes fühlt ohne ihn zu ſehen, und dies Gefühl war nicht beruhigend. Indeſſen gab ich ſeinem letzten Ausruf mit Faſſung zur Antwort:

„Wir wollen über dieſe Seligkeit ſprechen, kommen Sie herein, Wilderich.“

Ich ſtand auf; aber er blieb ſitzen, umſchlang mich heftig und rief mit gepreßter Stimme halblaut:

„Nein nein nein! ich mag nicht ſprechen.“

Ich wich zurück, ging in den Salon, trat an ein Fenſter und ſagte:

„Wenn Sie zu müde oder zu aufgeregt ſind um noch heute ein ernſtes Geſpräch führen zu können, ſo wollen wir es auf morgen verſchieben. Gute Nacht, lieber Wilderich.“ Ich ſchloß das Fenſter.

Er kam ſchnell herein. „Verzeihung, meine Gräfin! ſagte er wieder mit ſeinem alten lieben innigtreuen Ausdruck. Draußen iſt Gewitterluft; in mir iſt ein wenig Fieber; ich bin die vergangene Nacht und den heutigen Tag durchfahren, zuletzt tüchtig marſchirt, dann die Ungeduld, endlich die Freude! .... — — Hier ſind auch die Nelken welche Sie draußen vergeſſen haben.“

Er gab mir den Strauß zurück, ſchenkte aus einer Caraffe voll Limonade, die immer auf einer Conſole ſtand, ein Glas ein, leerte es und ſagte indem er ſich zu mir ſetzte:

„Worüber befehlen Sie mit mir zu ſprechen?“

„Nun, über das was Sie am meiſten intereſſirt: über Ihr Glück.“

„Darüber ist schwer zu sprechen, meine Gräfin!“ entgegnete er sanft und gedankenvoll und verschränkte die Arme über der Brust.

„Vielleicht schwer mit mir; mit Benvenuta wird es Ihnen leichter werden.“

„Was könnte ich mit Ihrer Tochter über mein Glück zu sprechen haben? Sie wissen ja daß es einzig in Ihrer Hand liegt.“

„Ja .... als Mutter,“ sagte ich bebend.

„Wie das — ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte er unsicher und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Sie werden mich sogleich verstehen wenn ich Ihnen sage, daß Benvenuta um Ihre Liebe weiß und sie erwidert,“ entgegnete ich mit einer Entschlossenheit die aus einer innern Folterung entsprang.

Ein dumpfer Schrei rang sich aus Wilderichs Brust und bewußtlos sank er im Lehnstuhl zurück. Mir war zu Sinn als müsse der Himmel auf uns herabstürzen und uns alle drei begraben. Durch starke Essenzen weckte ich ihn aus seiner Ohnmacht.

„Ich will nicht leben wenn Sie mich nicht lieben!“ rief er mit einem Ausdruck von unerhörter leidenschaftlicher Verzweiflung, und begrub sein eiskaltes Gesicht in meinen Händen.

Ich war keines Gefühls, keines Gedankens, keines Wortes mächtig. Krampfhaft ſchlugen meine Zähne an einander; mein Herz klopfte ſo unbändig daß ich mich dem Erſticken nah fühlte. Ein Bild aus der Hölle umſchwirrte mein Gehirn: der Mann den mein Kind liebte — liebte mich! — Aber die Todesangſt um dies Kind lieh mir Worte:

„Wilderich! rief ich, dies Alles iſt ein Traum, ein Alp, ein Unſinn! nicht wahr, lieber Wilderich, Sie lieben meine Tochter?“

„Meine Gräfin, ſagte er traurig, wie käme ich dazu Ihre Tochter das liebe Kind .... aber doch ein Kind nur! — zu lieben. Ich bin ihr gut wie einer kleinen Schweſter; ich beſchäftigte mich mit ihr und intereſſirte mich für ſie auf das Lebhafteſte — weil ſie Ihre Tochter iſt, weil es Ihnen angenehm war uns in gutem Vernehmen zu wiſſen, weil es eine Verbindung zwiſchen Ihrem Herzen und mir war, weil ich ein Mittel darin ſah Ihnen immer näher zu kommen — — o, Sie ſehen wol aus dieſen tauſend „weil“, daß nicht ein Funke tieferer Empfindung ſich in mir fand! Mein Herz iſt kalt für Ihre Tochter; meine Seele weiß nichts von ihr! und wie könnte das auch anders ſein .... neben Ihnen! Wer von uns bemerkt ein

niedliches Kind wenn eine Göttin tiefſinnig und geheimnißvoll durch unſer Leben geht?“

„Aber dies Kind iſt ein junges Mädchen, unterbrach ich ihn, das in der zarten Einfalt ſeines Herzens Ihre Freundlichkeit anders — und weit natürlicher gedeutet, und ſich dieſer Deutung mit tiefer warmer Innigkeit hingegeben hat.“

„Davor hätten Sie Ihre Tochter warnen ſollen, gnädige Gräfin!“ ſprach Wilderich eiskalt.

„Aber, Unſeliger! rief ich händeringend, ich deutete Ihr Weſen in dem Sinn meiner Tochter! Ich müßte raſend geweſen ſein um Ihren Wunſch bei uns zu bleiben, mit uns zu leben, uns wiederzuſehen — auf mich zu beziehen! Die Jugend paßt zur Jugend! Es iſt unnatürlich in Ihrem Alter von einem ſechszehnjährigen blühenden Mädchen ſich wegzuwenden und zu deren Mutter hin, die zwanzig Jahr älter iſt.“

„Ich habe nie nach Ihrem Taufſchein gefragt, gnädige Gräfin!“ ſprach Wilderich immer eiskalt.

„Es iſt unnatürlich, fuhr ich fort, gleich beim Eintritt ins Leben die Blüte und Kraft der Empfindung in einer Richtung zu verſchwenden, die mit deſſen eigentlicher und ernſter Beſtimmung nichts gemein hat. Die Liebe ſoll uns tüchtig

machen für die Mühsale die uns erwarten, indem sie unser Glück an ein bestimmtes Ziel knüpft: an ein gemeinschaftliches Leben mit einem geliebten Geschöpf, das uns ergänzt und vervollständigt."

„Der Meinung bin ich auch, gnädige Gräfin!"

„Nun Wilderich, wenn Sie dieser Meinung sind, wie können Sie dann Ihre Liebe an eine Frau verschwenden, die durch Alter, Erfahrung, Verhältnisse und Richtung gänzlich derjenigen Sphäre entrückt ist, welche Ihrer in der Gegenwart und für die Zukunft harrt! Ich bin ermattet vom Leben — und Sie sind erwartungsvoll und dürstend nach seinen Gaben. Ich zweifle an dem menschlichen Glück — und Sie sehen es an diese Zweiflerin geknüpft. Ich glaube nicht an die Dauer der Liebe — und Sie lieben als müsse sie in Ewigkeit fortbestehen. Ich spreche nur von inneren Verschiedenheiten. Der äußeren mag ich nicht erwähnen. Sie würden erschrecken wenn ich sie Ihnen grell vor die Augen hielte."

Ich hätte lange fortreden können; aber ich schwieg, denn Wilderich starrte mich wie geistesabwesend an. Er hielt seinen Kopf in beiden Händen, und zuweilen überlief ein Zittern seinen ganzen Körper. Als ich schreckenvoll verstummte sprach er matt und tonlos:

„Es ist aber doch gräßlich so mißverstanden zu werden! nicht verstanden — ist schon traurig; allein so mißverstanden — das ist noch nie geschehen! Sie Gräfin, Sie mit Ihrem tiefen Blick und Ihrer ernsten Erkenntniß, Sie konnten nicht das schlichte Herz begreifen, das sich Ihnen zu eigen gab? .... O, das ist unnatürlich, meine Liebe ist es nicht! — Das Schöne zu lieben sei die Glorie des Lebens — lehrten Sie mich. Ich hab' es gethan .... weiter nichts."

„O Kind! Kind! rief ich mit herber Trostlosigkeit, was hilft der Tiefblick der Erfahrung und der Erkenntniß, wenn er unser Herz nicht zu Rath zieht! das eigene Herz lehrt uns das fremde verstehen, und ich — Sie wissen es ja! — lebe in meinen Gedanken und Träumen, jedoch nicht mit meinem Herzen. Drum war ich nicht glücklich an der Seite des besten und zärtlichsten Mannes; — drum täuschte ich mich über Otbert in einem solchen Grade, daß ich an seine Liebe für mich glauben konnte; — drum erkannte ich nicht die mächtige flammende Liebe, die Fidelis für mich empfand; — drum wähnte ich daß Sie mit Dankbarkeit an mir und mit einer erwachenden Neigung an meiner Tochter hingen. O sehen Sie diese schauderhafte grenzenlose Verwirrung meines Da-

seins, Wilderich, und vermehren Sie sie nicht durch Hingebung an Ihre Schwäche.“

„Ich hatte mir ein Leben geträumt, sagte Wilderich mit heißer Wehmuth, edel reich und gut, wie Sie mir den Impuls dazu gegeben hatten. Es ist etwas Großes in Ihnen, das meine Seele weit macht; und da Sie dafür keinen festen Anknüpfungspunkt gefunden: so war ich stolz genug zu wähnen, daß Sie ihn in mir finden sollten und festhalten müßten. Ich wollte meinen Weg gehen, meine Laufbahn machen, meine Wirksamkeit auf mich nehmen mit jenem Bewußtsein der inneren Berufung, welche uns über all dessen Sorgen und Aengste erhebt. Ich wollte Sie stolz machen — ja ja, meine Gräfin, stolz darauf daß Sie dies stille Feuer einer unüberwindlichen Beharrlichkeit im Guten entzündet hätten. Ich wollte unausgesetzt mit Ihnen leben — nicht bei Ihnen — in der schönsten Gemeinschaft die zwischen Menschen denkbar ist: in einem Geist, mit einer Gesinnung, zu einem Ziel; stets eingedenk daß das Leben göttlich sein kann, wenn wir das Gute thun und das Schöne lieben.“

„O! rief ich tief bewegt, das kann ja Alles so werden — nur ein wenig anders!“ .... — —

„Nicht so und nicht anders! unterbrach er mich

ſchwermüthig. Denn ein Wort der Ermunterung wollt' ich hören und das ſollte heißen: Ich liebe dich, Wilderich."

„O Wilderich! rief ich — ich will Sie lieben wie die zärtlichſte Mutter den edelſten Sohn liebt, wenn Sie nur zur Beſinnung über Ihre eigene Empfindung kommen könnten!"

„Ich bin über ſie zur vollſtändigſten Beſinnung gekommen .... und grade jezt, meine Gräfin! — Da muß ich Ihnen denn der Wahrheit gemäß und auf meine Ehre bekennen, daß ich Sie nicht liebe wie ein Sohn ſeine Mutter."

„Ueber's Jahr wird es anders ſein, Wilderich, oder doch in fünf oder zehn Jahren!"

„Ich weiß wol daß dies Ihre Anſicht iſt."

„Und Sie vertrauen ihr?"

„Ich kann es nicht mehr da Sie mich ſo fürchterlich mißverſtanden haben! folglich muß Etwas in mir ſein, das Ihr Auge nicht ergründet — und dies Unergründliche iſt vielleicht meine Liebe für Sie."

„Mein Gott! ächzte ich, welch ein Unſtern waltet über meinem Leben, daß Alles mir zum Fluch wird, was einem Andern Heil und Segen bringt! — Aber was liegt an mir? — gar nichts! —

deſto mehr an Ihnen und an ihr .... mein Gott, an ihr!“

„Ich fühle daß wir jezt nicht mehr wie ſonſt zuſammen leben können, ſagte Wilderich. Es ſoll auch ſogleich anders werden!“

Er ſtand auf und ging einmal durch den Salon als wolle er jeden Gegenſtand der ihn füllte in ſeine Seele prägen. Das Bild vom Roſenlaui, Original und Copie, zierlich in purpurfarbenen Sammt eingerahmt, ſtand auf der Staffelei. Er nahm eins derſelben, betrachtete es und ſagte:

„Es iſt gut! .... ich nehme es mit mir!“ — kehrte dann zu mir zurück, kniete vor mir nieder und ſprach in einem Ton der durch ſeine Ruhe mein Herz beben machte:

„So leben Sie denn wol, meine Gräfin! ich bitte Sie nicht um Verzeihung für meine Liebe; das wäre eine Schmach für mein Herz; — aber dafür daß ich Ihren Wunſch hinſichtlich Ihrer Tochter nicht erfüllen kann. Zum Beweis Ihrer Vergebung geben Sie mir einen Kuß — und dann leben Sie wol! ich ſehe Sie nie wieder! ich verdamme mich ſelbſt zur ewigen Trennung.“

„Sie dürfen nicht fort, Wilderich! ſagte ich ganz außer mir und umklammerte ſeine Hände. Benvenuta liebt Sie. Ich ſelbſt habe die Hofnung

in ihr geweckt, die Gewißheit ihr gegeben daß Sie sie liebten. Sie zagte, sie zweifelte .... ich zweifelte nicht. Sein Sie barmherzig! machen Sie mich nicht meiner Tochter gegenüber zur Lügnerin! ersparen Sie ihr und mir den gräßlichen Schmerz, woran ich weiß nicht was für ein sündhafter verbrecherischer Anstrich klebt, daß Sie — die Mutter lieben! besinnen Sie sich ein Jahr, zwei Jahr auf Ihren Irrthum, auf diese Täuschung Ihres schönen warmen dankbaren Herzens! — O Wilderich! wenn Sie mich je geliebt haben, so erbarmen Sie sich meiner!"

Er war aufgestanden und sagte nun langsam und beklommen:

„Wie ist es denn aber möglich mich nicht zu verstehen, wenn ich doch sage und wieder sage: ich liebe Sie!"

„Ich verstehe nichts, nichts, gar nichts .... als daß ich meine Tochter vielleicht fürs Leben elend gemacht habe — wenn Sie nicht Erbarmen haben."

„Meine Gräfin, wie kann ich das?" fragte er sanft.

In einem Paroxismus von Schmerz sank ich vor ihm nieder und flehte mit gerungenen Händen:

„Wilderich .... Sie müssen meine Tochter lieben!"

Angstvoll hob er mich auf und rief:

„Um Gotteswillen, Sie sind außer sich; fassen Sie sich .... dann werden Sie einsehen daß Sie Unmögliches von mir verlangen! — Ich liebe nicht Ihre Tochter, kann und werde sie nie lieben, denn bei dem bloßen Gedanken packt mich ein namenloses Grauen. Und gar sie zu heirathen — das wäre sündhaft, das wäre verbrecherisch. Und dann wissen Sie ja auch, setzte er schwermüthig lächelnd hinzu, daß ich kein reiches Mädchen heirathen mag."

„Sie scherzen und mir zerspringt der Kopf oder das Herz, Wilderich! .... was soll ich denn morgen meiner Tochter sagen? wie soll ich ihr gegenüber treten? wie ihre Fragen, ihre Unruh, vielleicht ihre Klagen oder Vorwürfe aushalten? ich muß umkommen in dieser Qual."

„Sagen Sie ihr, meine Gräfin, ich sei todt."

„Wieder eine Lüge! .... und sie wird es nicht glauben."

„Oder sagen Sie ihr ich hätte mich als unwürdig erwiesen! ich sei ihrer nicht werth — leichtsinnig, Spieler, unbeständig — was Sie wollen."

„Ich soll Sie verleumden, Wilderich?"

„O, rief er lebhaft, es ist mir ganz gleichgültig was Benvenuta von mir denkt! ich sinne nur auf Erleichterung für Sie."

„Wollen wir einmal ruhig überlegen! sagte ich

da ich ihn ſo ſehr geſammelt ſah! Wilderich, erfinden Sie einen Brief von Ihrer Mutter, der Sie plötzlich zurückgerufen hätte! — Eine Unzufriedenheit mit der Neigung, welche Sie in ſo früher Jugend feſſelt, ein Verlangen zuvor Rückſprache mit ihr zu nehmen, würde nicht ganz unwahrſcheinlich ſein. Einige Zeit würde darüber hingehen und Benvenuta vielleicht gleichgültiger werden — oder Sie können ſich ändern! Wenn Sie uns in zwei oder drei Jahren wiederſehen, ſtaunen Sie vielleicht über Ihre jetzige Verblendung."

„Möglich, meine Gräfin! möglich!" ſagte er mit einer himmliſchen Sanftmuth, denn ich ſah an ſeinen entſtellten Zügen und ſeiner leichenhaften Bläſſe wie ſehr er litt und welche ungeheure Gewalt er ſich anthat um nicht in Ausbrüche von Schmerz und Leidenſchaft zu verfallen. Aber ich hatte kein Mitleid mit ihm; ich dachte nur an Benvenuta, nur an ein Mittel den Schlag zu lindern, der ihr bevorſtand. Ich bat ihn einen Brief zu ſchreiben des obigen Inhalts. Er entgegnete:

„Mir iſt als käm' ich von der Folterbank, der Kopf wüſt und ſchwindelnd, die Hände lahm"...—

„Deſto beſſer, d. h. unruhiger und ſchmerzvoller, alſo paſſender für unſern Zweck, wird er ſein;" —

erwiderte ich unbarmherzig, drängte ihn zum Schreibtisch und schob ihm Papier und Feder zu.

„Also in dieser Weise soll ich die letzte Stunde unsers Zusammenseins verbringen?“ rief er.

Ich sah ihn nur bittend an. Er setzte sich und schrieb was ich ihm angedeutet hatte. Während er schrieb ging ich auf und nieder und überdachte Alles was ich an Benvenuta sagen wollte. Im September sollte eine Reise nach Italien und ein längerer Aufenthalt daselbst ihren Gedanken eine ganz andre Richtung geben; und wie eine noch spätere Zeit sich gestalten würde, mußte ich äußern Fügungen und inneren Umgestaltungen überlassen. Nachdem ich mich einigermaßen über Benvenuta beruhigt hatte, kehrte sich doch endlich meine Theilnahme auf Wilderich. Er hatte den Brief vollendet, überschrieben und gesiegelt, und saß unbeweglich am Schreibtisch die Arme fest über der Brust verschlungen. Ich legte die Hand auf seine Schulter:

„Dies ist Ihr erster Schritt ins wirkliche Leben, Wilderich, sagte ich; das erste Glied der langen Kette genannt Enttäuschung aus der wir uns heraus oder hinein — ich weiß nicht recht! — winden müssen. Das darf Sie nicht zu Boden werfen, nicht einmal momentan. Ich weiß auch daß Sie

es überwinden werden — aber weil Sie doch einmal dahin kommen, so sei es lieber gleich. Werfen Sie mit einem starken Entschluß die unnütze Last ab, schütteln Sie den Druck von der Brust und die Wolke von der Stirn, und sein Sie tapfer."

„Wenn ich Ihrem Rath folgte, entgegnete er mit großem Ernst, so würde ich mich nur als leichtsinnig nicht als tapfer zeigen, meine Gräfin. Vielleicht giebt es Naturen von so merkwürdiger Spontaneität oder von so eiserner Willenskraft daß sie auf der Stelle Herr ihrer selbst werden können. Ich kann es nicht. Ich brauche Zeit um mich zu sammeln, zu fassen und zu trösten. Die Gaben sind verschieden! Sie überwinden vielleicht in einer Minute wozu ich ein Jahr brauche. Und dann sind mir auch die Ereignisse meines Lebens wichtig — mögen sie Anderen noch so dürftig erscheinen! Ich will sie nicht gleichgültig bei Seite schieben oder fallen lassen und zu etwas Anderem übergehen; sondern vielmehr bis in den Kern hinein ihre Bitterkeit oder ihre Süße kosten und mein Wesen mit ihnen nähren, damit sie in dessen Nerv, Blut und Kraft übergehen. Gefühle, Begegnisse, Empfindungen die so zu sagen aus meinem Herzblut geboren sind, kann ich nicht willkürlich von mir abschütteln wie eine Last die etwa meinen

Schultern aufgebürdet wird. Sie müssen sich in mir austoben bis zu ihrem Ziel, und dieses ist nicht der Tod — denn sie hatten ein organisches Leben — sondern eine Verklärung, eine Auferstehung, eine Befruchtung neuer Keime, ein Fortschritt in der Wahrheit oder Selbsterkenntniß, ein frischer Aufschwung. So, als eine organische Entwickelung, verstehe ich überhaupt das Leben! so finde ich Zusammenhang und Einheit darin, und wo diese sind kann jenes zu einer großen herrlichen Harmonie ausgebildet werden. Fliegt Alles nur wie Staub an mich heran und wieder ab: so gewinnen die Gedanken und Bilder des Staubes die Oberhand, und ich werde untergewirbelt in ihrer Nichtigkeit. So bin ich beschaffen, meine Gräfin, und demgemäß muß ich handeln."

Ich faltete meine Hände über seinem Haupt und sagte mit maßloser Traurigkeit: „O des Jammers daß Sie nicht mein Sohn sein wollen! O des Glückes mein Kind an Ihr Herz zu legen!"

Da sprang er hastig auf und sagte zum ersten Mal mit einer wilden Heftigkeit: „Dies will ich nicht hören! es ist Lästerung meines Gefühls für Sie. In einer hohen Empfindung mißverstanden zu werden vom Pöbel — ist natürlich; von Gleichgültigen — ist erklärlich; aber von einem edlen und

befreundeten Weſen — das iſt ein ſcharfer Dorn, welcher den Schmerz ſehr wild macht. Was ſoll mir dies Kind und immer dies Kind! es iſt mir verhaßt da ich die Mutter liebe." — — Und ſich mit aufflammender Leidenſchaft vor mir niederwerfend rief er: „Ja ich haſſe es, denn es ſteht zwiſchen Ihnen und mir! Sie würden mich lieben, wenn es nicht da ſtände! Sie opfern mich und vielleicht ſich ſelbſt den exaltirten Phantaſien eines Kindes, das ſich einbildet beim erſten Schritt aus der Kinderſtube einen Geliebten finden zu müſſen. Wie kommt ſie dazu grade auf mich ihre Wahl zu werfen? Vier Wochen voll brüderlicher Intimität berechtigen doch warlich nicht dazu?" — —

„Ich kann Ihnen mit denſelben Fragen antworten, unterbrach ich ihn kühl. Wie kommen Sie dazu bei Ihrem erſten Schritt aus der Schule ſich für eine Frau zu fanatiſiren, die Ihnen während vieler Monate keine andre Berechtigung gegeben hat als die: eine mütterliche oder ſchweſterliche Freundin in ihr zu ſehen?" — — — Ich hob ihn auf und fuhr ſanft fort: „Nein, Wilderich! Schuld iſt nicht bei Ihnen, nicht bei meiner Tochter; — nur bei mir! Weil ich ohne Herz bin — drum verſtand ich Eure Herzen nicht und tappte ſo hin in der Dämmerung meiner uralten Träume. Ver-

geben Sie mir den Schmerz den ich Ihnen hätte erſparen können, mein lieber Wilderich! ich will Ihre Vergebung als ein Wahrzeichen betrachten, daß keine Rachegeiſter aus dieſem trüben Wirrſal ſich gegen mich erheben. Wiederſehen können wir uns nur unter einer Bedingung, die ich nicht ausſprechen darf“ .... — —

„Weil ich ſie nicht erfüllen kann! warf er ein. Auf dieſen Brief, meine Gräfin, werden Sie ſchon eine Fabel zu bauen wiſſen, welche Ihre Tochter auf dasjenige vorbereitet was unvermeidlich iſt. Unſre Trennung iſt es auch — drum ſei der Abſchied kurz! ich fühle daß ich matt werde.“

Ein krampfhaftes Zittern flog um ſeine Lippen, und ſeine Augenlider ſanken müde und krank über die trüben Augen herab. Ich dachte mit Entſetzen an die Möglichkeit daß er vor Erſchöpfung vielleicht nicht mehr mein Zimmer verlaſſen oder auf dem Wege zum Gaſthof ohnmächtig werden könne.

„Kommen Sie, mein armes liebes krankes Kind, ſagte ich und nahm ſeinen Arm; ich bringe Sie zur Ruhe.“

Mit unnachahmlicher Innigkeit des Ausdrucks und der Bewegung warf er einen langen Blick durch das ganze Zimmer, grüßte es mit der Hand und ſagte:

„Lebewol du liebes unvergeßliches Haus!“

Dann ergriff er das Bild und ließ sich von mir über den Altan, die Freitreppe hinab und auf den Weg zum Gasthof führen.

„Schlafen Sie ein Paar Stunden, bat ich ihn unterweges. Sie sind noch angegriffen von Ihrer Badecur und die Nerven furchtbar erschüttert. Nicht blos den Festen des Lebens — wie ich Ihnen nach Baden schrieb — auch dessen Kämpfen und Schlachten muß man mit dem Panzer einer stählernen Gesundheit entgegen gehen. Wenn Sie mich wirklich lieben, so machen Sie mir Ehre und sein Sie stark.“

„Ich werde es sein! entgegnete er. Ich werde schlafen und morgen über den Rosenlaui-Gletscher nach Meyringen gehen. Das war der Weg der mich vor dreiviertel Jahr in dies geliebte Thal zur „guten Frau von Grindelwald“. brachte, und beim Rosenlaui hatte ich meinen letzten seligen Tag. Mit diesen Bildern und Erinnerungen kehr' ich heim nach Wildeshausen. Dann weiter in's Leben .... wie Gott will!“

Ueberwältigt von heimlich nagendem Gram sagte ich:

„Es wird ein mühseliges Leben sein, mein Wilderich. Solche diamantene Herzen wie das Ihre

ſchafft Gott nicht umſonſt. Klar, rein, feſt und ſchroff wie der Diamant, muß es in ſchwerer Arbeit ſich ſelbſt und Andere ſchleifen. Verbrennen kann der Diamant — nicht ſchmelzen wie der Rubin, der dann Glanz und Feuer verliert und trübe wird. Es giebt auch Rubinherzen, Kind! aber ein diamantenes iſt höher. Denk' daran."

Meine Seele zitterte in der Erinnerung an Fidelis. — —

So kamen wir zur Thür des Gaſthofs. Wilderich pochte und bis Jemand von Innen öfnete, ſagt' ich:

„Lebwol! lebwol!" — küßte flüchtig ſeine Lippen und lief raſch von dannen.

Es dämmerte ſchon; der Morgenwind löste die nächtlichen Gewitterwolken in einen ſtarken Regen auf, der mich durchnäßte und erquickte. Ich trug ein weißes Muſſelinkleid, keinen Hut, keinen Shawl; mein Haar hing aufgelöst über meine Schultern herab. So kehrte ich heim, ſtieg die Freitreppe hinan, ging langſam über den Altan in den Salon und ſank unter einer plötzlichen Erſtarrung meines Herzens bewußtlos zu Boden, als Benvenuta mir freudig mit der Frage entgegen trat:

„Nicht wahr, er iſt gekommen?" — — —

Mein altes Herzübel, das ſich in dem verhält-

nißmäßig ruhigen Zuſtand des letzten Jahres beſchwichtigt hatte, brach mit neuer Gewalt herein. Und doch mußte ich, kaum zu mir ſelbſt gekommen, meiner Tochter Red' und Antwort ſtehen! — Leugnen war vergeblich! Sie hatte ſeine Stimme gehört und es fehlte ein Bild vom Roſenlaui! — Der Brief auf dem Schreibtiſch befremdete ſie freilich: war Wilderich hier, wozu der Brief? — Ich half mir mit einer Unwahrheit und ſagte:

„Sein Inhalt iſt ſo wichtig daß er ihn ſelbſt bringen — und für ihn ſo peinlich daß er denſelben nicht mündlich mittheilen wollte. Wider Erwarten traf er mich .... und ſagte mir Alles! — aber ich behielt dennoch den Brief — Deinetwegen!"

„Meinetwegen?" ſtammelte ſie erblaſſend, erbrach und las ihn aufmerkſam, faltete ihn dann zuſammen und ſagte leiſe: „Er liebt mich nicht!"

Ich hatte nicht den Muth ſie des Gegentheils zu verſichern. Ich ſchwieg und zitterte wie eine Verbrecherin welche Entdeckung fürchtet. Es war mir lieb, daß jede Gemüthsbewegung mich paralyſirte; ſo litt ich weniger; d. h. mehr phyſiſch. Benvenuta ſchwieg auch. Sie ſprach nicht mehr von Wilderich, ſie fragte nie nach ihm. Es war als ſei er gar niemals da geweſen! Und nicht blos

gegen mich beobachtete sie diese Zurückhaltung, sondern auch gegen Gabriele, welche ich gebeten hatte mit möglichst linder Hand die Wunde ihres Herzens zu sondiren. Nach einiger Zeit sagte mir Gabriele ihre Bemühungen wären umsonst, und fügte hinzu:

„Es kommt mir vor als fände ich in ihr nicht sowol eine Wunde, als ein Grab."

„Und über dem Grabe wachsen Blumen," sagte ich mit Zuversicht zu meinen Erfahrungen.

Das war ein trauriger Sommer! Ich, fast immer leidend; Gabriele in Trauer um ihre Mutter; Benvenuta still und ernst, vor der Zeit eingeweiht in das große Geheimniß des Schmerzes. Nichts interessirte sie; sie sprach keinen Wunsch und keine Hofnung aus. Es war ihr gleichgültig ob wir zum Winter nach Italien oder nach Engelau gingen oder in der Cottage blieben. Sie las und zeichnete, sie ging und ritt spazieren, sie besorgte kleine häusliche Verrichtungen mit großer Pünktlichkeit und großer Sanftmuth, aber ohne Theilnahme und Freude. Ihre liebliche Heiterkeit war ganz von ihr gewichen, und ihr liebes Gesicht auf dem der wundervolle Schmelz der ersten Jugendblüte lag, ward blaß und welk. Unerhörte Angst um sie, und ein unerhörter Gram über Wilderichs Verblendung,

der sich zuweilen zu zürnendem Groll steigern konnte — marterten mich in einer Weise die mir bisjezt unbekannt geblieben war. Es gab Momente wo ich sie Beide hartnäckige, eigensinnige Kinder nannte, welche durch ihren Trotz Unheil auf sich selbst und auf Andere herabziehen würden.

Im September entschloß ich mich zur Reise nach Italien. Beim Abschied von Grindelwald schien Benvenutas Herz brechen zu wollen. Dies waren nicht Thränen wie die Jugend sie weint: ein Frühregen auf welchen der schönste Tag folgt; es waren Blutstropfen aus einer tödtlich verwundeten Seele. In Genf erkrankte sie bedenklich. Der Arzt erklärte ihre Nerven müßten einen gewaltsamen Stoß erlitten haben, und müßten durch wolthätige Einflüsse von Luft, Klima, Zerstreuung und Freude gehoben und ermuntert werden. Blieben sie in dem gegenwärtigen Zustand, so sei Melancholie oder Abzehrung zu fürchten. Ich dachte an meine arme Mutter, bei der auch Seelenleiden die traurige Krankheit herbeigeführt hatten — und erbebte. Nicht mehr über mir sondern über der reinen Stirn meines Kindes sah ich den Unglücksstern schweben, der mein Dasein beherrschte.

Wir gingen nach Neapel. Dort und in Sorrent verlebten wir ein Jahr — o Gott, welch ein Jahr!

Eine Dolchspitze berührte meine Brust, anfangs nur drohend, aber bald eindringend, ganz allmälig, Tag um Tag, ohne Barmherzigkeit, ohne Gnade, und als sie bis zum Heft mich durchbohrt hatte — starb Benvenuta. Sie starb am Tage Allerseelen als sie siebzehn Jahr alt wurde. Sie starb in Sorrent in demselben Hause wo ich mit ihrem Vater meinen Liebesfrühling verlebt hatte. Sie starb an einer Nervenverzehrung — wie die Aerzte es nannten. Ihr Organismus sei überangestrengt, meinten die klugen Männer, entweder durch zu anhaltende geistige Arbeit, oder durch zu rasches Wachsen des Körpers. Vielleicht haben sie Recht! vielleicht kam Eines zum Andern um sie aufzureiben! Aber ich meine, sie *starb* an dem Gefühl für welches sie, der Natur und ihrer Bestimmung zu Folge, hätte *leben* und glücklich leben sollen. Durch mein unheilvolles Sein wurde es unheilvoll für sie, und ich — die an keine Macht und Dauer der Gefühle glaubte — mußte meine Tochter daran sterben sehen. — — — Sie verging, sie schwand dahin, sie ward immer stiller und stummer. Die Komödie einer allmäligen Entfremdung und Ablösung Wilderichs, die ich mir anfänglich ausgedacht, hatte ich nie vor ihr spielen können. Ihre Augen sahen so seltsam wissend aus. Ueberdas ließ sie

jedes Wort, jede Andeutung, die zu einem Gespräch über ihn hätte führen können, augenblicklich fallen. Nur in ihren allerletzten Tagen sagte sie einmal zu mir:

„Grüße Wilderich .... wenn Du ihn wiedersiehst."

„Ich werde ihn nicht wiedersehen," sagte ich — um irgend etwas zu sagen.

„O doch! jezt grade wirst Du es können!" erwiderte sie mit Ueberzeugung.

Ich schüttelte schweigend und verneinend den Kopf. Später begann sie:

„Ich hätte eine Bitte, liebe Mama! — Versprich mir Wilderich wiederzusehen."

„Ich kann Dir das nicht versprechen, Kind! Es hängt nicht von mir allein ab, und Wilderich hat gar kein Interesse, glaube mir, mich wiederzusehen."

„In Allem was Du von Wilderich sagst — verzeihe mir! — kann ich Dir nicht glauben, denn ich weiß es besser! Er wird glücklich sein wenn er wieder nach der lieben Cottage von Grindelwald kommen darf."

„Benvenuta, Du weißt nicht wie weh Du mir thust."

„Ich weiß es wol — und darum hab' ich nie

mit Dir über Wilderich geſprochen, entgegnete ſie und küßte meine Hand. Nachdem ich in jener Nacht ſeinen Brief geleſen und Dich ſo verſtört geſehen hatte: wußte ich daß er nicht mich ſondern Dich liebe."

Ich winkte ihr zu ſchweigen; ich fühlte mich hinſterben wie unter dem Richtbeil. Sie wußte alſo daß ihre Mutter ihre Nebenbuhlerin war! — Mir vergingen die Sinne, Gedanken, Worte. Was ſollte ich ihr erklären? wie mich rechtfertigen? ich kam mir ſchuldbeladen vor, als habe ich eine Todſünde begangen. Als Rächer für die lange Verkehrtheit meines Lebens ſtand dieſe Minute wider mich auf, dieſe gräßliche, wo der Gipfel aller Verkehrtheit in dem Wort erreicht ward, welches die Tochter zur Mutter über den Geliebten ſprach: Er liebt dich! — — —

Dies war Benvenutas letzte ſelbſtbewußte Lebensäußerung. In Phantaſien mit Lethargie abwechſelnd, verbrachte ſie noch dreimal vierundzwanzig Stunden, und träumte ſich hinein in den Tod oder in das ewige Leben. — — — — —

Das ewige Leben! — Ja, ſie hat es, denn es war ein Kern in ihr aus welchem ſich in einer neuen Phaſe des Daſeins eine neue Blüte entwickeln kann. — — — — —

In die Heimat zu den Gräbern der Meinen wollte ich die geliebte Leiche bringen. Es ging nicht. Ich kam nur bis Rom, wo ich erkrankte. An der Pyramide des Cestius wurde sie bestattet.

Als ich mich im Frühling ein wenig erholt hatte reiste ich nach Freiburg um Astralis zu sehen. Schön und lebenstralend fand ich sie, aber ich fühlte mich durchaus unfähig das vierzehnjährige Mädchen zu mir zu nehmen und die Vollendung ihrer Erziehung und ihren Eintritt ins Leben zu überwachen. Ich schrieb seit Jahren einmal wieder an Otbert, der immer in Paris im Strudel des großen und ereignißvollen allgemeinen Lebens die Emotionen ersetzte, welche seiner Persönlichkeit nach und nach entschwanden. Ich sagte ihm daß ich den größten Theil meines disponiblen Vermögens, das sich durch Benvenutas Tod mehr als verdoppelt habe, auf Astralis vererben wolle, sobald ich mich überzeugt halten dürfe, daß er ihr wahrhaft ein Vater sein und nicht nach meinem Tode über ihr Vermögen mit seinen verschwenderischen Händen herfallen wolle.

Er antwortete mir tief erschüttert: er werde jede Bestimmung heilig halten, die ich anzuordnen für gut fände. Er bat auch mich besuchen zu dürfen; aber dankbar für seine Theilnahme und freundlich

lehnte ich es ab, nicht aus Widerwillen, ſondern nur weil es ſo ſehr überflüſſig geweſen wäre.

Die Cottage von Grindelwald ſah ich auch nicht wieder. Ich ſchenkte ſie an Gabriele, die mir in meiner Jammerzeit eine treue Freundin und feſte Stütze geweſen war. Sie blieb in ihrer Heimat, und ich ging nach Engelau, das ich ſchon nicht mehr als mein Eigenthum betrachtete, denn nach meinem Tode fiel es meinem Mann zu. Ich ordnete auf's Pünktlichſte meine Geſchäfte, machte für Aſtralis das bewußte Vermächtniß, und ein kleineres für jene beiden Brüder Wilderichs deren Zukunft ihm Sorge machte; Legate für alle meine Diener. Damit waren die irdiſchen Angelegenheiten abgethan, und da der Aufenthalt in Engelau auf mir laſtete wie der Deckel eines Sarges, ſo ging ich unter dem Vorwand berühmte Aerzte zu conſultiren nach einem mir gänzlich fremden Ort — nach Dresden. — — — — — —

Zwiſchen Dresden und Auſſig hab' ich mich faſt zwei Jahr umher geſchleppt. Auf den grünen nußbaumbeſchatteten Abhängen um Schreckenſtein war mir am wolſten auf der Welt; — ſo, als habe Fidelis mir dieſe Stätte bereitet. Er hat Frieden, möge er leben, möge er todt ſein. Er hat die Seele die ihn befähigt zum ewigen Leben. Mit

dieſem Bewußtſein kommt der Menſch früher oder ſpäter zum Frieden. Aber habe ich ſie? — „Salva me, fons pietatis!“ .... klingt es wie das Echo einer höhern Welt durch meine Seele. Von Rettung ſpricht man mir. Mich dem Leben der Menſchen wiedergeben, wäre das Rettung? — O nein! Gott und ich — wir wiſſen es anders. „Salva me, fons pietatis!“ — — — —

Nicht gelebt hab' ich durch mein Herz; es rächt ſich, und ich ſterbe am Herzen — — — —

Gedruckt bei den Gebr. Unger in Berlin.

Von derſelben Verfaſſerin ſind in demſelben Verlage erſchienen:

Aſtralion. Eine Arabeske. 8. geh. . $\frac{5}{12}$ Thlr.

Cecil. 2 Thle. 8. Eleg. geh. . . . 4 Thlr.

Clelia Conti. 8. Eleg. geh. . . $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Thle. Eleg. geh. . . . 3 Thlr.

Gräfin Fauſtine. 8. Eleg. geh. 2. Aufl. 2 Thlr.

Ilda Schönholm. 8. Eleg. geh. . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Kinder auf dem Abendberg. Eine Weihnachtsgabe. 8. Eleg. geh. . $\frac{1}{3}$ Thlr.

Orientaliſche Briefe. 3 Thle. 8. Eleg. geh. . . . . $6\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Rechte. 8. Eleg. geh. 2te Aufl. 2 Thlr.

Reiſebriefe. 2 Thle. 8. Eleg. geh. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Ein Reiſeverſuch im Norden. 8. Eleg. geh. . . . . $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Sigismund Forſter. 8. Eleg. geh. 2te Aufl. . . . . $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Ulrich. 2 Thle. 8. Eleg. geh. 2te Aufl. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Zwei Frauen. 2 Thle. 8. Eleg. geh. 3 Thlr.

Aus der Gesellschaft. Gesammt-Ausgabe der Romane. 8 Thle. Schillerformat . 8⅔ Thlr.

(— Inhalt: Ilda Schönholm. — Der Rechte. — Gräfin Faustine. — Ulrich. 2 Thle. — Sigismund Forster. — Cecil. 2 Thle. —)

Die Rückkehr.

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Erster Theil.

Mit Abbildungen und 1 Karte.

8. geh. 2¼ Thlr.

C. G. Carus

England und Schottland

im Jahre 1844.

2 Thle. 8. geh. 3¼ Thlr.

B. von Lepel

Lieder aus Rom.

8. eleg. geh. 1 Thlr.

Kunst u. Wissen, 21.4.87, [FIEDLER]

866122